Heitner

Blätter aus Tirol.

Von

J. Streiter.

Wien.

Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Vorwort.

Die Sammlung dieser Aufsätze war zunächst durch den Wunsch veranlaßt ihnen in der Heimat eine weitere Verbreitung zu geben. Andererseits bedachte ich, daß Tirol schon seit langer Zeit eine eigene Stellung einnahm und sie noch zu behaupten trachtet; einige Winke über seine Vergangenheit und Gegenwart dürften daher auch auswärtigen Lesern nicht unwillkommen sein.

Mit Bedauern muß ich bemerken, daß mir für den ersten Aufsatz, den „Bauernkrieg", eine meiner Lage angemessene Benützung des k. k. Statthaltereiarchives in Innsbruck nicht gestattet war, ich konnte daher nur gedruckte Quellen dafür zu Rathe ziehen.

Bei der Behandlung der Ereignisse der Jahre 1809 und 1813 standen mir handschriftliche Aufzeichnungen von Augenzeugen zu Gebote, worauf ich um so lieber einging, als ähnliche Stimmen im Volke laut wurden.

Von den neuesten Kämpfen schien mir die Hervorhebung einzelner Momente ein lebendigeres Bild zu geben als eine fortlaufende Erzählung.

Möge man nicht verkennen, daß ich meine Berichte jederzeit auf eine genaue Darlegung der Thatsachen zu gründen bemüht war.

Bozen, am 25. Mai 1868.

Der Verfasser.

Der Bauernkrieg.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß von 1492 bis 1503 Alexander VI. Wie sehr er selbst und seine Umgebung der tiefsten sittlichen Verkommenheit verfallen waren, ist allenthalben, sogar bei kirchlichen Schriftstellern nachzulesen, das Verderbniß hatte aber auch unter dem übrigen Clerus und dem ganzen christlichen Volke tief eingerissen, es war dies eben die Folge der mittelalterlichen Zustände. Die dagegen angewandten Mittel förderten wohl den verschwenderischen Aufwand am päpstlichen Hofe, aber nicht die innere Besserung der Menschen. Der Ablaßhandel begann schon im Jahre 1501, also in der letzten Zeit Alexander's. Angeblich sollte sein Erträgniß die Kosten eines Kreuzzugs gegen die Türken decken, im Grunde war er nur ein Kunstgriff Geld zu machen. Auch Leo X. fuhr darin fort und zwar noch in größerm Maßstabe. Ranke erzählt von einer Quittung über 100,000 Livres, die der Neffe des Papstes dem König von Frankreich für eine ihm geschenkte gleiche Summe aus dem Zehnten zum Türkenkriege abtrat. Am keckten und weitesten betrieben das Geschäft des Ablaßverkaufs jene Commissionen, die 1517 zum selben Zwecke oder zum Bau der Peterskirche Deutschland durchzogen. Reue und Beichte schienen Nebensachen, denn es gab Indulgenzen, die man

sich auch ohne sie durch Geld erkaufen konnte. Die Werkheiligkeit, der Ceremoniendienst hatten die höchste Stufe erreicht, und wenn auch kein Luther erstanden wäre, die Nothwendigkeit einer Reform lag in jenem umwandelbaren Gesetze, dem die Welt durch Gottes weise Fügung unterworfen ist. Schien es doch, als ob, wie aus den Beschwerden der deutschen Nation erhellt, die 1510 auf dem Reichstag zu Augsburg dem Kaiser übergeben wurden, ganz Deutschland dem römischen Hofe tributpflichtig und die geistlichen Pfründen nur dazu geschaffen wären um Leute von vornehmer Abstammung zu versorgen oder dem Wohlleben einzelner Bevorzugter zu fröhnen. Die Klage über das ausgelassene Leben der Geistlichen war allgemein, der Unterricht des gemeinen Mannes wurde vernachlässigt, böses Beispiel trat an seine Stelle. Daß sich gegen diese Verkehrtheit und die starren Dogmen der Scholastik die Gebildeten erhoben und den Kampf mit den Finsterlingen aufnahmen, war selbstverständlich, ihre Wirkung auf die Menge, die im Aberglauben erzogen, kömmt aber kaum in hohe Rechnung; es bedurfte zur Ernüchterung des Volkes nicht so sehr des geschriebenen als des lebendigen Wortes. Im sittlichen Gefühl der Deutschen lag der fruchtbare Boden, in dem es bald kräftige Wurzeln trieb.

Das Leben an den Höfen erhob sich nicht über den Strom der Zeit. Erzherzog Sigmund von Tirol klagte 1490 öffentlich auf dem Landtag in Gegenwart des Königs Maximilian, daß man seine natürlichen Söhne Mangel leiden lasse, und mußte die Erwiederung hinnehmen, er habe über vierzig uneheliche Söhne und Töchter, die meisten der ersteren seien mit 1000 fl., Roß und Harnisch oder einem Jahrgeld von 30 fl. versehen, kämen aber immer wieder um Aushilfe. Maximilian selbst hatte natürliche Kinder, wie jene Gräfin Margarethe von Helfenstein, deren Gatte zu Weinsberg in die Spieße gejagt wurde, und Georg

von Oesterreich, der 1525 als Bischof von Brixen postulirt wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg, der mit des Kaisers Nichte Sabina von Bayern-München verehlicht war, bat seinen Stallmeister, Hans von Hutten, kniefällig und um Gotteswillen dessen Frau liebhaben zu dürfen und ermordete ihn später aus Scham über diese Demüthigung.

Nicht besser als um die sittlichen stand es um die rechtlichen Zustände im deutschen Reiche, der Feudalstaat hatte die Fürsten wie die Ritter zu eigenmächtigen Herren herangezogen, die keine andere Schranke kannten als die äußere Gewalt, viele dieser kleinen Souveraine lauschten nur auf den günstigen Augenblick um das gegebene Wort zu brechen, fremdes Gut zu rauben und neue Abgaben zu ertrotzen. Die Erblichkeit der Lehen ließ ihre Besitzer zu fast unumschränkter Macht gelangen, Rom schürte die Gluth der Zwietracht, indem es dem Scheine nach die Freiheit der Fürsten in Schutz nahm, dabei aber die treuherzigen Deutschen als Mittel benützte um seine Herrschaft zu befestigen und ihre Säckel zu leeren; die Macht der Kaiser wurde immer kleiner und schwächer, schon die Uebertragung der Krone mußten sie durch Capitulationen mit den Churfürsten, jede spätere Hilfe mit neuen Zugeständnissen erkaufen. Wie sollten sie da das gute Recht mit rücksichtsloser Strenge üben? Beim Versuche den Landfrieden durch ein Kammergericht herzustellen, gewann es den Anschein, als wollte Maximilian nur seine Hausmacht erweitern, man sah im gemeinen Pfennig, der jene Kosten decken, in der Aushebung der Mannschaft, die zur Execution der Urtheile dienen sollte, nur die Mittel seinen Einfluß im Innern zu mehren, seine auswärtigen Unternehmungen zu unterstützen. An diesem Mißtrauen, dieser fortwährenden Reibung zwischen dem Kaiser und den Reichsständen scheiterte der Erfolg aller Reichstagsverhandlungen von 1495 bis 1518; Maximilian hatte weder den großen Geist noch die aus-

dauernde Kraft der Schöpfer einer neuen Zeit zu werden. Er war der Sohn des scheidenden Mittelalters, „der letzte Ritter“; darin lag der Grund, warum er an seiner Aufgabe scheiterte.

Mit kühner Begeisterung ergriff er jeden seiner weitaussehenden Pläne, warf schnell dem Gegner den Handschuh hin, erlahmte aber bald an der Möglichkeit den Kampf fortzusetzen. Nicht blos bei der Einführung der neuen Reichsverfassung, auch bei der Reform der Kirchenordnung und namentlich den vielen von ihm begonnenen Kriegen wiederholte sich immer dasselbe Schauspiel. Das Romantischritterliche, das solche Wettrennen in großem Style boten, war das Element, worin er sich heimisch fühlte. Diesem hervorragenden Charakterzug begegnen wir auf der glänzenden Brautfahrt um die burgundische Marie, den mißglückten Zügen gegen die Franzosen, Ungarn, Italiener und Schweizer, im neunjährigen Kriege gegen Venedig und noch zuletzt auf dem Reichstag zu Augsburg bei der beabsichtigten Kreuzfahrt gegen die Ungläubigen. In allen seinen Kriegen war er der ersten Aufwallung des Muthes gefolgt, ohne die Kräfte zu bedenken, auf die er nachhaltig rechnen durfte. Als der gemeine Pfennig nicht eingehen wollte, beschäftigte ihn auf dem Reichstag zu Augsburg von 1500 der Gedanke durch eine Art von Aushebung ein stehendes Heer zu bilden, je vierhundert Einwohner sollten einen ausgerüsteten Mann zu Fuß stellen, wodurch er eine Macht von 30,000 Mann aufzubringen hoffte. Es mochte ihm hiebei die Einrichtung Ludwig XI. vorschweben, der durch seine gens d'armes und archers d'ordonnance den Grund zu einem stehenden Heere legte. Die Landsknechte, mit denen er es in Brabant und Flandern versucht hatte, waren auf die Dauer der großen Kosten halber nicht zu halten und das Reich wollte zu einem ständigen Institute dieser Art nicht behilflich sein. Was mit den Reichsständen nicht gelang, dachte er in Tirol einzuleiten, wo die

Pflicht zum Zuzug in Kriegsfällen schon lange bestand, es handelte sich nur darum sie besser zu ordnen. Den Anfang machten seine Commissarien auf dem Landtag zu Sterzing 1502, wo sie sich von den Ständen einer Kriegshilfe von 7815 Mann, 425 Pferden und des 10. Pfennigs versicherten; auf dem späteren zu Bozen 1509 wurde bereits ein Anschlag von 5000 Mann gemacht, auf die Stifte, Prälaten, den Adel, die Städte und Gerichte vertheilt und ihre Vermehrung bis auf 20,000 Mann im Falle der Noth ausgesprochen, schon damals aber die Stellung von 10,000 Mann zugesichert. Dies bot die Grundlage zum tiroler Landlibell von 1511, worin jedoch, wie schon zwei Jahre früher die Beschränkung festgesetzt war, daß in Zukunft ohne Wissen, Willen und Rath der Landschaft kein Krieg durch das Land begonnen werde. Diese gerühmte magna charta von Tirol war im Grunde nichts als eine Zuzugsordnung, welche der venezianer Krieg hervorgerufen, die darin noch sonst enthaltenen sogenannten „Freiheiten" beschränkten sich auf Privilegien einzelner Stände und Familien. Es war dem Kaiser auch wenig damit geholfen, denn da die Mannschaft außer Land zu ziehen nicht verpflichtet war, sicherte das Aufgebot nur seinen Rücken, für den Kampf selbst benöthigte er außerdem noch Geldbeiträge und forderte deren alljährlich größere, so daß die Stände auf dem Landtag von 1517 zu Innsbruck klagten, der Krieg mit Venedig hätte sie schon über zwei Millionen Gulden gekostet, während sie unter Erzherzog Sigmund nie mehr als höchstens 15,000 fl. gesteuert, ihre Freiheiten ständen in Gefahr, es nütze nichts oftmalige und kostspielige Landtage zu halten, wenn die kaiserlichen Postulate doch bis auf den letzten Pfennig gewährt werden sollten. Gleichwohl mußten sie beim großen Landtag von 1518, auf dem auch die Ausschüsse der fünf Herzogthümer und der Vorlande erschienen, dem Kaiser für seinen Hofstaat und zur Einlösung der verpfändeten Bergwerke 120,000 fl. in vierjährigen Raten be-

willigen, während die ganze, den sämmtlichen Erblanden auferlegte Steuer volle 400,000 fl. betrug.

Der große Kriegsaufwand hinderte den Kaiser nicht, nebenher auch auf Feste und Jagden ungeheure Summen zu verwenden. So wird erzählt, daß nur seine Rüstung bei dem zu Augsburg 1510 mit dem Churfürsten Friedrich gehaltenen Scharfrennen den Werth von 200,000 fl. erreicht habe. Bei der Doppelverlobung seiner Enkelin Marie und der ungarischen Prinzessin Anne verbrauchte er 150,000 fl., dafür konnte er oft auch nicht seine dringendsten Bedürfnisse decken. Im Jahre 1501 mußte der Bischof Melchior von Brixen seine und seiner Gemalin Zeche bei ihrer Reise durch Sterzing und Bruneck bezahlen und die Bürger von Innsbruck wollten 1518 wegen früherer Rückstände selbst seine Pferde nicht einlassen. Fast immer waren es die Fugger, die in den Tagen der Noth gegen hohen Wucherzins Rath und Hilfe schufen. Neue Zölle wurden errichtet, für den freien Durchzug der Waaren während des venezianer Krieges namhafte Summen, z. B. 300 Ducaten für 200 Saumlast, abgeheischt und den großen Handelshäusern für ihre unentbehrliche Geldhilfe gestattet ihren Handel wie ein Monopol auszunutzen. Sie bestimmten die Preise nicht nur für Gegenstände des verfeinerten Genusses sondern auch für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, die sie durch Vorkauf vertheuerten und dem Verkehre vorenthielten. Nach Tirol hatten sich die Fugger durch die Verpfändung der Bergwerke hereingezogen, sie steigerten die Lebensmittel auf das Dreifache und brachten geringhaltiges Geld in's Land, das ebenfalls zur Vertheuerung beitrug. Der Kaiser wollte diesem Uebel zwar durch eine Münzordnung abhelfen, allein es blieb auch mit dieser beim Versuche.

Auf dem zu Innsbruck 1518 gehaltenen großen Landtage führte der Ausschuß über diese Unfüge laute Klage, das „Glait-

geld" für die Kaufmannsgüter, das Monopol zum Vieh- und Seifenhandel wurde aufgehoben, den kaiserlichen Beamten, ja den Inländern überhaupt der Eintritt in auswärtige Kaufmannsgesellschaften und diesen selbst der Verkauf außer den Märkten verboten. In der Entscheidung hieß es, daß dadurch sowohl die Landleute als das Kammergut leiden, die Rücksicht auf das letztere war es aber, welche die Niederlagen der ausländischen Kaufleute und den damit verbundenen Bergwerksbetrieb fortbestehen ließ. Nach einem Erlasse des Kaisers sollten gemeinschädliche Freiheiten und Gnadenbriefe aufhören, gleichwohl wurde die bereits im Landlibell von 1511 den Prälaten und Adeligen gewährte zollfreie Einfuhr des Weines für ihre Hausnothdurft neuerdings bestätigt und der Verkauf des trienter Weins vor St. Georgentag untersagt. Was dem Kaiser schon damals, als man ihm noch kaum das nöthige Geld zur Zahlung seiner Schulden zugesichert, am meisten anlag, war ein Kriegszug gegen die Türken. Ueber die Rüstung der nieder- und oberösterreichischen Lande wurde eine weitläufige Vereinigung festgestellt und gegenseitige Hilfe mit Geld und Kriegsvolk verbürgt. Als Maximilian zur selben Zeit auch einen Hofrath, ein Landesregiment und eine Raitkammer in Innsbruck einsetzte, sorgte er vor allem für die reichliche Bestallung seiner Sekretaire. Alle Macht und Pracht, sagt der gleichzeitige Chronist Kirchmayr, stand bei ihnen, „ein jeder hatte ein kaiserliches Sekret, damit sie ihren Staat erhalten möchten". Den Räthen wurde eine Anzahl Pferde gehalten je nach ihrem Stande, dem Grafen sieben, dem Doctor und Edelmann drei, dies hinderte jedoch nicht, daß sich der Silberkämmerer Sigmund von Dietrichstein in kurzer Zeit von einem auf vierzig erschwang. Alle Herrschaften, Gerichte und die meisten Zölle waren verpfändet, die Fugger bezogen aus dem Bergwerk in Schwatz allein jährlich 200,000 fl., an andere waren die Einkünfte des

Pfannhauses in Hall vertheilt, dem Kaiser erübrigte fast gar kein Einkommen aus dem Lande. Das Versprechen die Landesordnung zu verbessern wurde zwar gegeben, allein es kam bloß zur Wahl von vier Ausschüssen, die darüber mit der Regierung berathen sollten. Am wenigsten war er darauf bedacht Ordnung in den geistlichen Dingen herzustellen. Der tirolische Ausschuß begehrte, daß auf reiche Prälaturen und Pfarren, obgleich sie „als Spitäler des Adels fundirt, gestiftet und begabt sein", in Zukunft auch Landeskinder Anspruch haben und beschwerte sich über die Fälschung der alten Stiftbücher, kärgliche Besoldung der Vicare, Vergeudung des Kirchengutes durch die Laien, den Abbruch an Gottesdienst, die Steigerung der Stollgebühren, den ärgerlichen Wandel der Geistlichen und ihre Habsucht, sie straften, hieß es, die Sünde im Säckel und gäben dadurch zu neuer Anlaß. Auch über das viele Geld, das an Annaten, Pallien, Dispensen und anderen Beisteuern für den päpstlichen Hofhalt „zu merklicher Erschöpfung der Erblande" nach Rom gehe, und über die Vergebung von Pfründen, die dort als „Commenden" behandelt wurden, erhob man laute Klage. Kaiser Max gab darauf nur ausweichenden Bescheid: „In Sachen, wo dem Papst vorzugehen gebühre, werde er bei Sr. Heiligkeit werben, in anderen, wo ihm als Landesherr mit Rath und Willen der Geistlichkeit oder allein ein Einsehen zustände, wolle er solches mit Fleiß thun und auf den künftigen Landtagen handeln." So hatte er auch schon 1510 an eine neue Kirchenordnung nach dem Muster der französischen und die Abstellung kirchlicher Mißbräuche durch die weltliche Macht gedacht, es fehlte ihm aber damals wie jetzt die Kraft das Nöthige durchzusetzen. Wie wenig er diese überhaupt in sich fühlte, zeigt die Thatsache, daß er jenen Franz v. Sickingen, den er kurz vorher als den mächtigsten Störer des Landfriedens in die Acht erklärt, 1518 zu Innsbruck von 30 Reichsrittern ehrenvoll empfan=

gen und in die Stadt geleiten ließ. Mitten in den Verhandlungen die deutsche Krone seinem Enkel Karl, dem König von Spanien, zu sichern starb er auf einer Reise zu Wels am 12. Jänner 1519.

In Tirol war sein Tod das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung unter dem Landvolk. Nichts hatte den gemeinen Mann so sehr erbittert als des Kaisers strenge Jagdgesetze, woraus ihm beim ungehinderten Anwachsen des Wildes und dem Verbote jeder Abwehr großer Schaden an den Feldfrüchten entstand. Der Kaiser und seine zweite Gemahlin Blanca Maria von Mailand trugen eine leidenschaftliche Vorliebe für die Jagd, der ritterliche Fürst konnte auch im Frieden diese Art Krieg nicht entbehren. Jeder Herzog von Oesterreich sollte nach einer Aufzeichnung in seinem Tagebuch in den Monaten December und Jänner in Innsbruck sein um sich dort mit Bürschen, Falkenbeize, Gemsenjagd, Vogelfang und Fischen zu erlustigen und die Kaiserin fand das Fleisch der Hirschen vom nahen Sellrain vorzüglich mürbe, weßhalb ihr Gemahl diese treffliche Race auch in andere Jagdbezirke verpflanzen wollte. Als Pachtzins für die Jagd im Thale Venden am Brennersee zahlte er dem Kloster Wilten jährlich nebst 50 Fuder Salz 20 Gemsen und 50 Zahlkarpfen und die Mönche von Stams und Marienberg konnten nicht laut genug über die Kosten klagen, die ihnen des Kaisers Jagdgefolge verursachte. Er gerieth um keiner Sache halber leichter in Zorn als wegen des Wildprets, und damit er sich nicht hinreißen lasse die Wilddiebe am Leben zu strafen mußte der Landtag von 1518 eine strenge Abmahnung gegen sie erlassen. Daß die Jagdlust zum guten Tone seines Hofes gehörte, zeigt auch das Schreiben eines kaiserlichen Rathes, des Bischofs Christoph von Brixen, der dem Herzog Wilhelm von Bayern zwei vorzügliche Jagdhunde zum Geschenk sandte. Beim Unmuth, den die vom alten Herkommen abweichenden, draconischen Gesetze gegen Jagdfrevel erregten, kann es nicht auffallen,

wenn bei der Kunde vom Ableben ihres Urhebers Jung und Alt, ja selbst Frauen und Mägde über das Wild herfielen und eine ungeheure Menge davon erlegten, zumal auch dessen Flucht durch den in jenem Jahre gefallenen tiefen Schnee sehr erschwert wurde. Die Landsleute, die bloß im Kaiser die von Gott bestellte Macht sahen, hielten sich nun von allen gesetzlichen Banden frei; „da kein Landesfürst wäre", sagten sie, „hätten die Herren des Regiments jetzt keine Gewalt mehr". Man verbreitete das Gerücht, König Carl werde aus dem fernen Spanien gar nicht nach Tirol kommen. Der zu Innsbruck am 9. Februar versammelte ständische Ausschuß gestattete zwar zur Beruhigung der Gemüther, daß jeder sein Feld mit gespaltenem Holz einzäunen, Hunde halten und schädliche Thiere, wie Bären, Luxe, Wölfe, jagen und fangen dürfe. Allein dies fruchtete so wenig, als die Bemühungen der Abgeordneten, die man in's Unter- und Oberinnthal sandte, sie wurden von den Bauern mit Spießen und Waffen umringt und entkamen nur mit genauer Noth. Auch um Brixen war die Aufregung so stark, daß die von Rodeneck ihren Richter verjagten, weil er einen Mann, der mit geladener Büchse und brennender Lunte auf dem Markt umging, hart anließ; der Pfleger brachte sie nur mit Mühe vom Sturme auf das Schloß ab. Die Herren des Regiments und die Mächtigen vom Adel versuchten die Unruhen dadurch niederzuhalten, daß sie auf den 24. Jänner 1520 wieder einen Landtag nach Innsbruck beriefen und auf diesem die Stände dem zum deutschen Kaiser erwählten Carl von Spanien und dessen Bruder Erzherzog Ferdinand die Erbhuldigung versprechen ließen. Dagegen sollte auch von Seite der Fürsten die Bestätigung der alten Privilegien und Gebräuche, Besetzung der Regierung mit Personen, die der Landschaft angenehm, Bewerthung der ausländischen Münzen nach ihrem Gehalte, Abstellung der fremden Kaufmannsgesellschaften, Aufhebung der neuen Zölle und Aus-

zeigung von Holz an die Gerichte des Innthals zu ihrer Hausnothdurft zugesichert werden. Neben der Bestätigung der von der Landschaft mit Rath der Regierung verfaßten Polizeiordnung wurde an das Versprechen einer verbesserten Landesordnung erinnert und ein Ausschuß von vier ständischen Abgeordneten und je zwei der beiden Stifte vorgeschlagen, die über diese und die Beschwerden gegen die Geistlichen zu berathen hätten. Betreffs des Wildes verlangte man, daß dessen Vertreibung aus den Feldern gestattet, die Frevler begnadigt und das Verbot der Jagd auf das Roth- und Schwarzwild beschränkt werde. Bei der ersten Uebertretung wurde blos eine Strafe von 10 Mark Perner oder zwei Monaten Gefängniß, bei der zweiten die Landesverweisung beantragt. Ein Theil der Gerichte ließ sich auf vieles Zudringen zur Huldigung herbei, andere hingegen, besonders die am Eisack, wollten den Landtagsbescheid nicht annehmen und weder Zins noch Steuern und alte Schulden zahlen, da der Landesfürst nicht komme. Es trat eine völlige Auflösung aller Ordnung ein, auf öffentlichen Straßen und bei den Städten wurden die Leute erwürgt und erschlagen, keiner traute dem andern. Vorzüglich im Fürstenthum Brixen zeigte sich ein Geist der Unruhe und Auflehnung. Seine Bischöfe hatten dem Kaiser Maximilian in einem fort bedeutende Vorstreckungen gemacht, worunter jene des Cardinals Melchior von Meckau sich so hoch beliefen, daß ihm Maximilian an theilweiser Zahlungsstatt drei Schlösser und für die Zinsen den Zoll in Kollmann auf mehrere Jahre anwies, trotzdem hinterließ dieser brixnersche Kirchenfürst bei seinem Tode 1509 noch eine Menge Gold- und Silbergeschirr, viele Barschaft und eine Forderung an die Fugger von 152,931 rheinischen Gulden, die auch nach der Abrechnung bedeutend blieb. Selbst dem Clerus heischte er bald den 10. bald den 40. Pfennig ab, forderte die Liebessteuer und jährlich das Catedraticum, wogegen sich der Abt von Stams

auf seine Exemtion berief. Man gab zwar den Bergsegen als Quelle seines Reichthums an, allein sein diesfalls bezogenes Schreiben vom 19. März 1504 spricht nur von der neu aufgefundenen Goldader in Gastein und seine vielen Ankäufe und Geldgeschäfte fallen schon in eine frühere Zeit. Eher könnte man an einen Antheil am Jubelgeld denken, über dessen Einbringung und Aufbewahrung er mit den Herren des Reichsregiments am 11. September 1501 einen Vertrag abschloß, er übergab aber wenigstens in seinem eigenen Sprengel die reich gefüllten Opferstöcke an die kaiserlichen Commissarien. Auch sein Nachfolger Christoph von Schrofenstein wurde als geldgierig geschildert, trieb neben den Kriegslasten und selbst während der Raubzüge der Venezianer durch die äußersten Theile seines Bisthums außerordentliche Steuern und erübrigte immer noch einen Sparpfennig, den er dem Kaiser gegen gute Verzinsung darlieh. Wenn das Landvolk bei alle dem sah, daß der Clerus nur ausnahmsweise und auch dann blos geringe Steuern zahlte, kann seine Erbitterung gegen die Pfaffen, die sich in den Städten dem Wohlleben ergaben, nicht befremden. Schon anfangs der Fasten 1520 rückten bei 600 Bauern gegen Brixen, die aber auf Zureden des dortigen Bürgermeisters wieder heimzogen. Um Pfingsten kehrten sie 800 Mann stark in fünf Fähnlein wieder, drohten die Pfaffenhäuser zu plündern, fügten sich jedoch auch diesmal der Abmahnung zweier herbeigerufener landesfürstlicher Commissäre. Bei den später an verschiedenen Orten gehaltenen Versammlungen, wozu Abgeordnete aus verschiedenen Landestheilen erschienen, konnte man sich nur nicht über die Mittel einigen das geistliche und weltliche Joch abzuwerfen. Da verkündeten plötzlich die Regenten zu Innsbruck, König Carl sei am 1. Juni zu Fließingen ans Land gestiegen, und befahlen das entscheidende Ereigniß durch Processionen, Aemter, Freudenfeuer und Abschießen des Geschützes zu feiern. Kurz nach-

her zogen 45 der schönsten Pferde. und viele Männer in reicher Rüstung aus Neapel durch Tirol nach den Niederlanden, ein augenfälliger Beweis, daß der König wirklich gekommen. „Dadurch erschracken die Bauern", sagt der Chronist, „und glaubten zum Theil". Noch eindringlicher mochten die Mittel wirken, die Erzherzog Ferdinand zur Herstellung der Ordnung in Wien ergriff. Sein Bruder Carl hatte ihm Ende April 1521 Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain für immer, am 7. Februar 1522 auch Tirol und die Besitzungen in Schwaben auf Lebensdauer abgetreten, der Vertrag sollte aber noch durch 6 Jahre geheim bleiben und Ferdinand nur als Statthalter seines Bruders gelten. Sein erstes Beginnen bei seiner Ankunft in Oesterreich war, daß er in Neustadt über die Häupter der Bewegung, die sich der Regierung bemächtigt, am 10. Juli 1522 Gericht hielt, später zehn derselben hinrichten ließ und selbst ihren Vertheidiger auf drei Jahre des Landes verwies. In Tirol nahm er, nachdem er bereits im November 1521 durchgereist, erst in der Fasten 1523 seinen bleibenden Aufenthalt und ließ sich auf dem im April gehaltenen Landtage 145,000 fl. zur Ablösung des Kammergutes und 5000 fl. als Geschenk für seine Gemahlin versprechen. Er bestellte zu Innsbruck ein neues Regiment unter dem Titel „Hofrath" und besetzte es gegen die von vielen früheren Landesfürsten und dem kaiserlichen Commissär noch auf dem Landtag von 1515 gegebenene Zusicherung nur Eingeborne zu solchen Stellen zu verwenden meist mit Ausländern, welche die tirolischen Gebräuche und „Freiheiten" nicht kannten oder nicht kennen wollten, nicht nach dem einheimischen Gewohnheits- sondern dem hier nie eingeführten römischen Recht entschieden, und sich hiedurch den Vorwurf von Gewalt und Willkühr zuzogen. Der allgemeine und grimmigste Haß wegen seiner Tyrannei traf aber den Generalschatzmeister Gabriel Salamanca, einen herrsch- und geldgierigen

Spanier, der alles nach der Hofsitte seiner Heimath einrichten wollte. Alle wichtigen Händel mußten ihm zugesandt werden, in allen sprach er das letzte Wort. Obschon er noch zehn Jahre später einigen als Jude, anderen als Mahomedaner galt, und von seinen Unterschleifen nicht eher abließ, als er sie in Eisen und Banden büßte, wußte er sich doch jetzt seinem Herrn so unentbehrlich zu machen, daß ihn selbst des Kaisers Auftrag nicht zu entfernen vermochte. Auf dem Landtag benützte er die Uneinigkeit des Adels und unsichere Stellung der Bischöfe zu seinen Zwecken. Die großen Herren, die in der Regentschaft saßen, und Pfandschaften, Schlösser und Gerichte inne hatten, wollten diese und ihre Aemter nicht verlieren. Ihnen gegenüber stand die Partei des Landeshauptmanns Leonhard v. Vels, jedoch buhlten beide um die Gunst des Erzherzogs. Der Landeshauptmann, der früher zu den Lutherischen hielt, nun aber gleich dem fürstlichen Rath und Günstling Dr. Faber wieder ein eifriger Katholik geworden, gab sich noch während des Landtags zur Anführung einer Hilfsschar von 1000 Mann für den Erzbischof von Salzburg her, die seine lutherischen Unterthanen zur Ordnung brachte. Auch die Bischöfe von Trient und Brixen suchten ihr Heil bei Ferdinand. Der erstere, Bernhard v. Cles, hatte in seinem Stift schlecht gehaust und hoffte, der Fürst werde ihn wieder „ergötzen", der letztere, Sebastian Sperantius, wurde als ein vom Kaiser aufgedrungener Fremder von niederer Herkunft von seinem ganzen Capitel und dem Adel angefeindet und war daher nicht minder auf die Unterstützung des Hofes angewiesen. Dieser Zwiespalt der höher Gestellten theilte sich auch den Abgeordneten der Städte und Gerichte mit und macht es erklärlich, daß man eine so beträchtliche Steuer bewilligte, wie bisher auf einmal noch gar nicht gefordert worden. „Salamanca ist Herzog" berichtete der Agent Reichhartshofen am 17. Juni 1523 dem Herzog Ludwig von Bayern, „und wahrlich richtet er

jetzo auf seine Hochzeit einen großen Pracht und Pomp, als wär er selbst ein Herzog". Als er diese Ende Juli mit einer Gräfin von Eberstein feierte, schenkte ihm der Erzherzog 7000 fl., Fugger die Herrschaft Ehrenberg und 1000 Mark Silber; Sammt, Seide und goldene Stoffe kamen in Menge aus Venedig und Augsburg, auf allen Plätzen und Gärten gab es Turniere und Tänze in den Häusern. Die Steuer, die mit 150 fl. auf jede Feuerstätte gelegt wurde, ging spärlich ein, die Bauern wollten vorerst versichert sein, daß sie gegen ihr altes gutes Herkommen nicht beschwert würden. Vieles Aufsehen machte die wider alles Recht vorgenommene Einziehung des Ritters Michael von Neuhaus, der das Schloß Tolmezzo nicht herausgab, weil er dafür Brief und Siegel hatte. Ein so rechtswidriges Vorgehen ließ noch fernere Gewaltstreiche fürchten.

Es ist begreiflich, daß gerade in Mitte dieser Bedrängnisse Bürger und Bauern sich gerne der Hoffnung hingaben, die ihnen von religiöser Seite geboten wurde. Im Jahre 1521 verbreitete sich auch in Tirol der Ruf von den Predigten und Schriften Luthers und dessen Auftreten auf dem Reichstage zu Worms, weit größeren Anklang fanden aber in diesen Bergen die Grundsätze Thomas Münzers und seiner Genossen, die unter „christlicher Freiheit" nicht nur eine geistige Wiedergeburt, sondern noch vielmehr die Erlösung von irdischen Lasten verstanden. Der erste Verkünder dieser Lehre war hier Dr. Jacob Strauß, ein Mönch aus Bertholdsgaden, der 1521 in Hall erschien und damit begann, daß er den dortigen Geistlichen das Evangelium Mathäi lateinisch vorlas. Bald fing er auch öffentlich zu predigen an, wobei der Zudrang des Volkes so groß war, daß die aus den umliegenden Dörfern zuströmende Menge keine Kirche mehr fassen wollte, man trug die Kanzel auf den Platz oder in den Stadtgarten. Sein angenehmer und beredter Vortrag, der die Mißbräuche der Geist-

lichen schonungslos aufdeckte, mußte um so mehr anziehen, als dem Clerus jener Zeit die Predigt über den mechanischen Ceremoniendienst fast abhanden gekommen war. Als der Bauer nun vollends die Zinsen von Darleihen als Wucher verdammen und das Jubeljahr der Israeliten verkünden hörte, wo alle Knechte frei, alle Schulden aufgehoben und jeder wieder zugelassen würde zu den verkauften Erbgütern, mag es ihm wie himmlische Musik geklungen haben. Auf Missionen und an Feiertagen begleiteten den beliebten Prediger 30—40 Personen, andere hielten vor seiner Wohnung aus Argwohn gegen die Geistlichen Wache. Als ihm dann in der Fasten 1522 zwei Kapläne auf offener Straße eine Vorladung des Bischofs zustellen wollten, wäre es bald zu Aufruhr und Gewaltthat gekommen; zuletzt trat auf wiederholtes Andringen des Bischofs von Brixen die Regierung dazwischen und nöthigte ihn zur Abreise. Der Unwille erhob sich aber gegen die Priesterschaft, die sich hinter die Herren zu Innsbruck gesteckt.

Stephan Seligmann, ein katholischer Kaplan, wollte es dem Entwichenen nachthun, allein seine Predigten mißfielen den Bürgern so sehr, daß er sich genöthigt sah auf seine Pfründe zu verzichten. Statt seiner wurde der Domprediger von Augsburg Dr. Urban Regius vorgeschlagen und vom Bischof bestätigt. Obschon ein Schüler Johann Ecks, neigte er sich in seinen Predigten doch schon gleich anfangs zur lutherischen Lehre. Wieder wandte sich der Bischof an die Räthe in Innsbruck und verlangte seine Festsetzung, „damit man gegen ihn, wie Recht ist, verfahren möge“, die Regierung begnügte sich aber mit seiner Ausweisung, worauf er Hall gegen Ende des Jahres 1523 verließ.

Luthers Glaubenssätze fanden nun in Tirol selbst unter dem einheimischen Clerus Anhänger, seine Bücher und Abhandlungen wurden eifrig gelesen. Ein Laienpriester lieferte deren so viele ins Kloster Stams, daß die zur diesfälligen Untersuchung

von der Regierung abgeordnete Commission fast in jeder Zelle einige vorfand, auch waren sechs Mönche gar nicht zu vermögen der neuen Lehre abzuschwören und wußten selbst die Bauern zu ihrem Beistande aufzubieten. Erst einer zweiten Commission gelang es, sie zum Gehorsam zurück zu führen. Mathias Messerschmied, ein Chorherr zu Innichen, verbreitete sowohl dort als im Thale Villgraten ketzerische Schriften, und als er auf Befehl des Bischofs eingezogen wurde, setzte sein Küster diese Versuche fort, was dann als Empörung erklärt wurde. Der Frühmesser zu Heiterwang, ein Geistlicher im Zillerthal und ein Franziskaner zu Hall verkündeten in ihrer Umgebung die vom Papste verfluchte Lehre, man verkaufte in dieser Stadt öffentlich die lutherischen Bücher, gleichwohl gewannen in Tirol eigentlich nur die Wiedertäufer Anhang und Verbreitung. Ganz im Geiste dieser Schwärmer dingte sich jener Franziskaner als Knappe zu Schwatz ein um sein Brod nach dem Gebote Gottes im Schweiße seines Angesichts zu essen. Schon im Jahre 1523 zählte man daselbst nach Sperges' Bergwerksgeschichte 800 Wiedertäufer und einer jener drei, die als solche 1524 zu Innsbruck hingerichtet wurden, ward beschuldigt, 400 Seelen zum Irrthum verführt zu haben. Der bloß der inneren Stimme vertrauende Glaube sagte dem träumerischen Gemüthe des einsamen Bergbewohners mehr zu als die scharfe Dialectik des gelehrten Reformators zu Wittenberg, die Gemeinschaft der Güter unter den Brüdern des tausendjährigen Reiches enthob den gemeinen Mann von den schweren Lasten der Scholle und das Ideal der Gleichheit aller vernichtete die mittelalterlichen Privilegien. Sache der Geistlichkeit wäre es gewesen diesen Verirrungen Einhalt zu thun, allein nur dem Wohlleben ergeben, ohne geistige Bildung und auf zeitlichen Gewinn bedacht bedurfte sie selbst der gründlichsten Reform. Im ganzen brixener Sprengel bestand keine wissenschaftliche Lehr-

anstalt, ja selbst in der Domschule reichte der Unterricht nicht über die Elementargegenstände. Wie gleichgiltig sich Sebastian Sperantius gegen die Abstellung des ärgerlichen Lebens der Priester benahm, zeigt sein Ausbleiben von der dazu berufenen Synode zu Mühldorf 1522, das er mit der nahen Ankunft des Erzherzogs in Innsbruck entschuldigte. Dieser machte ihn auch später zu seinem Kanzler. Die nachgebornen Söhne des hohen Adels verzehrten in süßer Gemächlichkeit ferne von ihren Pfründen deren fette Einkünfte und ließen sich in der Leistung ihrer Pflichten durch träge Mönche vertreten, der niedere Clerus hielt Weinschänken, mischte sich in Raufhändel, erlaubte gegen Bezahlung offenbare Sünden und war so unwissend, daß auf einer zu Brixen 1528 gehaltenen Diöcesansynode selbst die Formel der Lossprechung in der Beichte vorgeschrieben werden mußte. Nur gegen die auf dem Reichstag zu Nürnberg beschlossene Türkensteuer, wozu die Pfaffheit den dritten Theil ihrer Einkünfte auf ein ganzes Jahr beitragen sollte, erhob sie sich mit großem Geschrei und sandte zwei Abgeordnete aus Brixen und Trient an den Erzherzog zur Abwendung so himmelschreienden Unrechts.

Ferdinand in dem strenggläubigen Spanien und der Schule absoluter Herrschaft erzogen glaubte den Irrthum nur durch Zwang und Abschreckung unterdrücken zu können. Er befahl dem brixener Bischof das wormser Edict, über dessen Vernachlässigung sich auch der Kaiser beschwerte, auszuführen und seine eigenen Befehle gegen die Verbreitung der lutherischen Lehre, die man von jener der Wiedertäufer nicht unterschied, genau zu vollziehen. Diesem zufolge sollten nur Verführte, die auf offener Kanzel im Beisein der Gemeinde widerriefen und Buße thaten, begnadigt, Widerspänstige mit Fasten und Ruthenstreichen gezüchtigt, Unverbesserliche und Rückfällige mit dem Schwert gerichtet, abtrünnige Weiber aber in einen Sack gesteckt, ertränkt und mit der Einziehung

ihrer Verlassenschaft bestraft werden. So strenge Maßregeln, womit der Erzherzog hier wie in Schwaben den Abfall vom alleinwahren Glauben aufzuhalten dachte, mußten das schon von der Last ungewöhnlicher Steuern und anderer neuer Plagen schwer gedrückte Volk noch mehr erbittern. Nicht bloß herabgekommene Leute, die beim Umsturz des Bestehenden zu gewinnen hofften, sondern auch die reichsten Bauern, wie der Pfefferer und Keferer in Neustift, lehnten sich aus religiösem Fanatismus auf und kündeten den Richtern und Gemeinden öffentlich Fehde an, oder sagten ihnen ab, wie man es nannte. Der Chronist Kirchmayr versichert, daß derlei Friedensbrecher „gar wohlfeil“ gewesen. Wieder war es die Umgegend von Brixen, wo sie sich am meisten hervorthaten, in jener Stadt allein wurden in drei Wochen 47 Menschen hingerichtet. Nach den Aufzeichnungen des Dr. Angerer war es ebenfalls die lutherische Gesinnung, nach andern persönliche Rache, die Peter Paßler aus Antholz im Juli 1524 antrieb, am Spital zu Bruneck einen Absagebrief anzuschlagen, der Stadtrichter Ludwig Ochs wußte sich seines Lebens nicht mehr sicher. Eine ganze Schaar von Mordbrennern hatte sich mit jenem vereinigt, und als er mehrere Orte bedrohte, befahl der Erzherzog dem Hauptmann Oswald von Wolkenstein einen Preis von 50—100 fl. auf seinen Kopf zu setzen. Noch im Herbst desselben Jahres wurde er eingezogen, das Urtheil verzögerte sich aber wegen der Menge von Mitschuldigen bis zum Mai 1525.

Der Erzherzog war zu Anfang dieses Jahres mit der ganzen bewaffneten Macht, die er durch Darleihen der Welser in Augsburg aufgebracht, in Schwaben beschäftigt, dort hatte sich der Aufstand vom Breisgau bis an den Bodensee, vom Allgäu bis in's Ries verbreitet, die Forderungen der Bauern beschränkten sich in 16 Artikeln zwar nur auf Abhilfe weltlicher Beschwerden, doch schon am 23. September 1523 schrieb Wilhelm Truchseß,

der österreichische Statthalter zu Stuttgart, an Salamanca: Der Ungehorsam entspringe allein aus der verfluchten lutherischen Secte. In Italien wurde das kaiserliche Heer durch König Franz I. von Frankreich in Schach gehalten, Tirol war von allem Kriegsvolk entblößt, so scharf Ferdinands Befehle lauteten, die er an seine Commissäre nach Stockach erließ, hier konnte er nur eine hinausziehende Politik einschlagen. Durch einen Landtag, den er auf die Fasten 1525 nach Innsbruck berief, dachte er die Ruhe wieder herzustellen. Allein noch vor dessen Beginne brachen neue Unruhen unter den Knappen in Schwatz aus. Sie hatten einen Rückstand von 40,000 fl. an Hilfs- und Gnadengeldern zu fordern, verlangten deren fernere Bewilligung und die Schmelzer, die auf jede Mark Silber 21 kr. einbehalten durften, konnten bei Ermangelung dieser Zahlung in das Silber greifen. Darüber war nun in der letzten Zeit vielfältiger Zwist entstanden, die Bergleute verweigerten dem Richter und ihren Vorstehern den Gehorsam, viele davon zogen anfangs Februar gegen Innsbruck um beim Erzherzog ihre Klage anzubringen. Dieser ging ihnen bis Hall entgegen und ertheilte eine tröstliche Antwort. Die unruhige Menge, der sie in einem Garten vorgelesen wurde, fand sich dadurch nicht befriedigt, die Sturmglocke wurde geläutet, alle waffenfähige Mannschaft ins Gewehr gerufen, man beschloß noch einmal nach Innsbruck zu rücken um einen bestimmteren Bescheid zu holen. Ferdinand eilte in Begleitung des Bischofs Sperantius und mehrerer Räthe der zu einigen Tausenden angewachsenen Schaar wieder bis Hall entgegen und beschwichtigte sie auch diesmal durch das feierliche Versprechen ihre alten Rechte und Freiheiten aufrecht zu halten. Damit ließen sie sich genügen und begaben sich nach Hause.

Auf dem Landtag, der am ersten Sonntag in der Fasten eröffnet wurde, setzte der Erzherzog eine provisorische Verwaltung

ein, die aus dem Statthalter, je zweien von der Regierung und der Kammer bestand, nahm dazu, weil man über Ausländer klagte, „Landleute“ und ertheilte ihnen Gewalt während seiner Abwesenheit in Kriegsfällen und zur Erhaltung des Landfriedens zu handeln. Diejenigen, die vom Rath als dem katholischen Glauben abtrünnig erkannt wurden, sollten dem Malefizrichter und den Geschwornen überantwortet, ebenso die Uebertreter gemeiner Landessatzungen an Leib und Gut gestraft werden. Um den Beschwerden über das Verfahren nach dem geschriebenen, nämlich dem römischen Recht und der Verletzung der Landesgebräuche zu begegnen wurde dem Statthalter, den Hofräthen und Landleuten, je vier aus jedem Stande, aufgetragen eine Landesordnung aufzurichten, auch stellte man den Städten und Gerichten frei, eine Abschrift von den vorhandenen Landesfreiheiten für 24 fl. auf Pergament und für 12 fl. auf Papier zu nehmen. Die Austragung des Streites über den Auf- und Abzug im Viertel Eisack, den die Stände nicht entscheiden wollten, wurde dem Statthalter und den Hofräthen überlassen.

Den Siegen des Aufstands in Franken und Schwaben, der sich durch das Allgäu mit Tirol in Verbindung gesetzt, folgte nun auch hier nach beiderseitigem Einverständniß der Ausbruch der Empörung. Im Mai ging es in Brixen los, wo noch fortwährend eine große Erbitterung gegen den Clerus herrschte. Am 8. begannen die Bauern bei Natz einen See des Propstes zu Neustift gewaltsam auszufischen und abzugraben, und als zwei Tage nachher der schon oben erwähnte Peter Paßler von den weiter hergeholten Geschwornen zum Feuertode verurtheilt, dann aber zum Schwert begnadigt auf den Richtplatz ausgeführt wurde, befreiten ihn die von Rodeneck und Andreasberg mit gewaffneter Hand aus den Händen der Richter, welche die Flucht ergriffen. Durch diesen leichten Sieg übermüthig versammelten sich die Bauern am 11. in

der milander Au und beschloßen ihre Beschwerden und großen Auflagen selbst abzuthun. Vergebens versuchte der Pfleger von Rodeneck, Sigmund Brandeis, der sich unter den stürmischen Haufen wagte, sie zu einer Vorstellung an den Landesfürsten zu bewegen, noch in derselben Nacht schwuren sie am nächsten Tage auf ein Glockenzeichen wiederzukehren und im Einverständniß mit einigen Bürgern nach Brixen zu rücken. Bei ihrem Einzug in die Stadt durch Zutrinken ermuthigt fielen sie, mehr als 5000 Mann stark, zuerst in die Pfaffenhäuser, plünderten, zerschlugen den Hausrath, ließen den Wein, dessen ihnen zu viel wurde, ausrinnen, drangen in die Wohnungen der Adeligen, verschonten weder Weiber noch Mädchen und zogen, als es nichts mehr zu rauben gab, mit den Brixenern vereint unter Anführung des Keferer, eines Bruders des letzthin Gerichteten, gegen das Kloster Neustift. Der dortige Amtmann, jener Chronist Kirchmayr, wollte zwar die Plünderung mit 5000 fl. abkaufen, die Bauern ließen sich aber nicht davon abwendig machen und schädigten das Kloster um 25,000 fl. Vorzüglich war es auf die Vertilgung der verhaßten Urbarbücher abgesehen, Kirchmayr warf sie vor den Augen der betrunkenen Menge in einen großen Unrathscanal, den er früher mit Stroh hatte füllen lassen, und entzog sie dadurch der wirklichen Vertilgung. Tags darauf wählten die Aufständischen den Michael Gaißmayr zu ihrem Obersten, der schon lange insgeheim die Bewegung in der brixener Gegend geleitet. Als Sohn eines Knappen von Sterzing, ehemaliger Schreiber des Landeshauptmanns Leonhard v. Vels, dann bischöflicher Secretair und zuletzt Zolleinnehmer in Klausen stand er nach allen Seiten in Verbindung und zählte auch unter den Bauern im Etschthal viele Anhänger. Am 13., also kurz nach dem Ausbruch des Aufstandes in Brixen, überfielen die Bauern von Rentsch und den umliegenden Bergen die Judenhäuser zu Bozen, die dortige Deutschordenscommende und jene zu

Lengmoos. Auch an anderen Orten wurde zu gleicher Zeit der Befehl zum Aufstand gegeben. Die Kalterer trugen denen von Tramin die Wegnahme der Urbarien des trienter Kapitels, die Neumarkter den Königsbergern die Besetzung des dortigen Schlosses und des Klosters St. Michael, der Oberkemmater, ein Mitglied des ständischen Ausschusses, denen von Vels die Plünderung der Veste Präsels auf, die dem Landeshauptmann gehörte. Aus Lana und Tisens drang eine Rotte nach Senale, plünderte das von Augustinermönchen besetzte Pfarrhaus und beraubten dann vereint mit den Gerichtsleuten von Castelfondo den Pfandinhaber dieses Schlosses Bernardin v. Thun, der es ihnen aus Furcht übergab; sie sollten es für den Kaiser schützen und vertheidigen. Der Aufstand verbreitete sich sofort über das ganze Nons- und Sulzthal, die bischöflichen und landesfürstlichen Beamten wurden abgesetzt, neue Richter gewählt, die Bezahlung der Steuern, Zinsen und Zehnten verweigert, die Roboten abgestellt. Auch das Lägerthal und Valsugana erhoben sich, in Trient plünderte man das Capitelhaus, die Stadt blieb aber durch das Eintreffen Georgs von Freundsberg und seiner Landsknechte und die Bemühungen des Franz v. Castelalt dem nach Riva entflohenen Bischof erhalten. In Bozen wurde zur Abwehr fernerer Raubanfälle ein Ausschuß von Bürgern gewählt, der nun die Ruhe aufrecht erhielt, in Brixen, wo am 15. Mai 600 aus Mailand vom kaiserlichen Heer rückkehrende Reiter eintrafen, durch den Hauptmann Anton v. Brandis die Sturmmasse zersprengt, der Rest, der nach Sterzing geflüchtet, fand dort den Tod theils durch das Schwert, theils in den Fluthen der Eisack. Die Aufständischen gingen übrigens offenbar nach einem früher getroffenen Einverständnisse vor, denn die Erhebung erfolgte fast überall gleichzeitig. So wurden auch am 14. das Kloster der Clarissen in Meran, die Pfarrhäuser zu Mais, Tirol und Algund, während der Nacht das deutsche Haus in Lana, am

15. und 16. die Schlösser Mayen- und Zwingenburg, dann das Kloster der Karthäuser zu Schnals und jenes der Benedictiner zu Marienberg ausgeraubt. Was die Bauern am meisten suchten, waren die Urbarbücher, aus jenem des Georg Botsch auf Tisens rissen sie ein Blatt nach dem andern aus und schrieen höhnisch bei jedem „Dedit“. Im Pusterthal wurde das reiche Frauenkloster Sonneburg bei Bruneck, im Oberinnthal die Cistercienserabtei Stams heimgesucht, die Prämonstratenser von Wilten kauften sich vom Schaden mit 17 Yhren Wein los. Um Innsbruck waren es vorzüglich die Gerichte Thaur und Rettenberg, wo es am unruhigsten herging, auch im nahen Sonnenburg, Axams, Stubai und der Probstei Ambras regten sich Unwille und Raublust, der sich selbst die Wallfahrtskapelle zu Waldrast nicht entziehen konnte, nur die Knappen zu Schwatz verhielten sich diesmal ruhig.

Wer sich in Tirol am wenigsten sicher wußte, war Salamanca. Bereits am 14. Mai entfloh er aus Innsbruck, „wäre er daselbst noch wenige Stund geblieben“, sagt ein Bericht, „so wäre er gewiß erschlagen worden“. Bald darauf entwichen auch Sebastian Sperantius nach Salzburg und Dr. Fabri, der spätere Bischof von Wien, nach Oesterreich; der Bischof von Trient, den die Bauern daselbst belagern wollten, war nach Riva entronnen. Der tirolische Kammerfiscal Dr. Frankfurter meinte: „wo ein Aufruhr und Empörung beschehe, seien die vier Mann deß allein eine Ursache“. Neben manchen Flugblättern spricht dies insbesondere auch ein Schreiben „der ganzen Gemaine der Grafschaft Tirol an die gemeinen österreichischen Lande“ aus, das wohl von Gaißmayr selbst verfaßt war. Der Eingang knüpft an die Empörung der Bauerschaft im deutschen Reiche und den Abfall vieler Flecken der österreichischen Lande sowohl als des Herzogthums Würtemberg an, die durch die Regierung der Fremden, namentlich der Spanier und Pfaffen, veranlaßt worden. Wenn die Tiroler das

böse, eigennützige und verderbliche Regiment, das alle erschöpfen und von dem Ihrigen bringen würde, noch nicht abgeschafft, hätten sie dies nur aus Mitleid mit der Jugend des edlen Fürsten Ferdinand und seiner Gemahlin unterlassen, jedoch an ihn geschrieben und ihm auch mündlich anzeigen lassen, wie das Land von vier Männern nur diesen zum Nutzen, ihm selbst und dem Fürsten aber zum Nachtheil regiert werde; „diese seien die zwei Bischöfe, der stinkendt, ketzerisch, asarianisch Jud und Pöswicht Gabriel von Salamanca, und der Cultrunen-Schmid, den man nennt Fabri". Salamanca habe sich in drei Jahren aus ihrem Schweiß ein Fürstenthum errichtet, eine Herrschaft in Burgund um 10,000 fl. gekauft, eine merkliche Menge Gold und Silber aus Innsbruck weggeschickt, ihre edle Fürstin die königlichen Kleinode mit großer Beschwer zum Einschmelzen nach Hall gegeben, „der Prunnen aller von Oestreich ist gar verschmelzt". Die Sonne, heißt es, soll uns nicht anscheinen und der Erdboden nicht tragen, wenn wir solches von diesem asarianischen Böswicht dulden. Das Schriftstück endet mit einem Aufruf an die Gerichte im Innthal sich beim Glockenstreich zu versammeln und den Fabri und Salamanca nicht entwischen zu lassen.

Ferdinand sandte, als er von diesen Unruhen hörte, nach allen Gegenden Commissäre um die Bauern zu beschwichtigen und ihre Beschwerden zu vernehmen, ermächtigte die Regierung zur Aufnahme von Anleihen und Verpfändung seines fürstlichen Kammergutes behufs der Aufbringung von Kriegsvolk, als er aber 1000 Mann von außen an sich ziehen wollte, wurden die Bauern so unwillig, daß er dem österreichischen Hauptmann Balthasar Tanradl, der am 15. Mai mit 140 Pferden von Rattenberg gegen Innsbruck zog, Befehl zur Umkehr ertheilte. Dafür dachte er nun in dem Lande selbst 5—20,000 Mann gegen die Aufständischen auszurüsten. Der Groll der Bauern traf nur Fer-

dinands Günstlinge, er selbst besaß noch das Vertrauen der meisten. In Füßen, das dem Bischof von Augsburg gehörte, schien er sich fast als dessen Gegner zu zeigen, da er die bischöflichen Wappen abnehmen und die österreichischen aufpflanzen ließ, ja die Stadt für sich in Eid und Pflicht nahm; einige ahnten freilich den wahren Sachverhalt, denn der Bischof zahlte ihm für diese Aushilfe 5000 fl. Die Knappen von Schwatz hielten ihn aber alles Ernstes fähig das Erzstift Salzburg einzunehmen und erboten sich ihm dazu 5000 Knechte zu stellen. Nach Trient sandte er einen Ehrenhold mit dem obersten Feldhauptmann Georg von Freundsberg und wollte es auch dort zum Schutz des Bischofs dahin bringen, daß die Stadt sammt den dazu gehörigen Gemeinden ihm persönlich als Fürsten von Oesterreich und Grafen von Tirol Erbhuldigung leiste. Um die Trienter dafür zu gewinnen versprach er ihnen eine gütliche oder rechtliche Entscheidung des Streits wegen der Ausfuhr ihrer Weine. Die Etschländer wurden vom Angriff einiger Schlösser zu Gunsten des Adels abgemahnt, weil sie eigentlich dem Landesfürsten gehörten, und die Brixener durch Versprechungen milden Verfahrens auf einer Versammlung zu Neustift vermocht einen Waffenstillstand zu machen. Als jedoch der Pfleger Brandeis das Schloß Rodeneck mit Kriegsknechten besetzte, sahen dies die Bauern als einen Bruch des Uebereinkommens an und achteten auch nicht mehr der ferneren Briefe des Erzherzogs, die jene Feste als landesfürstliches Eigenthum erklärten, ja die zu Pfeffersberg schmähten laut und öffentlich sein Siegel, einer zu Rodeneck ritt mit der Aufforderung umher seine Commissäre todtzuschlagen, die Etschländer bemächtigten sich bei 100 adeliger Schlösser.

Den Gemeinden von Thaur und Rattenberg in der unmittelbaren Umgebung von Hall, wo früher die wiedertäuferischen Prediger gewirkt, lag vor allem die Wahrung des neuen Evange-

liums am Herzen. Wenn man ihre Supplication mit den 12 Artikeln der Bauernschaft vergleicht, die um die Mitte des März in Oberschwaben entstanden, scheint es unläugbar, daß diese auch den Tirolern vorlagen und als Richtschnur dienten. Dort wie hier ist es das erste und größte Anliegen, daß das Wort Gottes lauter und klar ohne menschlichen Zusatz verkündet werde. Die Verfolgung derjenigen, die ihm anhangen, gilt ihnen als die nächste Ursache des Aufruhrs, da der Mensch nicht wisse, was er thun oder lassen soll. Se. fürstliche Durchlaucht wird daher gebeten die vertriebenen Geistlichen wieder im Lande wohnen und predigen zu lassen, auch soll es der Gemeinde vergönnt sein ihre Pfarrer selbst zu wählen und einzusetzen. Die Supplication stimmt in diesen Forderungen oft fast wörtlich mit dem ersten jener 12 Artikel überein, die bald das allgemeine Programm der ganzen Bauerschaft wurden, die übrigen Punkte paßte man dem Bedarf des Landes an. Auch hier wurde beim Verkauf, wie dort bezüglich des Todfalls, die Abschaffung des Auf- und Abzugs, des doppelten Zehentes und der übermäßigen Grundzinsen, namentlich jener des Bischofs von Augsburg, die Beschränkung der Forstknechte, Freigebung des Vogel- und Fischfangs, ungehinderte Vertreibung des Rothwilds begehrt, der Rest der Beschwerden bezog sich theils auf die Verletzung des alten Herkommens in Besetzung der Aemter mit Fremden, Erhöhung des Schreib- und Siegelgeldes, Einmischung der Obrigkeiten in die Vergleiche der Gemeinden, Beseitigung der Geschwornen beim Strafverfahren, Errichtung von Weinschänken durch Richter und Gerichtsschreiber, Beseitigung der Fugger und anderer Kaufmannsgesellschaften, der vielen Zölle und des vergrößerten Maßes, so wie die Absperrung des trienter Weins, theils auf die neuesten Ereignisse, die Ausfuhr von Pulver, Büchsen und Geschütz so wie die Heranziehung fremder Reiter. Auch die Ausschüsse des Inn- und

Wippthales stellten als Ursache des Aufruhrs die Sorge des gemeinen Mannes um die lautere Verkündung des Evangeliums, „wie das der Text anzeigt", und den Eigennutz des dagegen wirkenden Clerus obenan und beklagten sich nebenher über die Theilnahme der Geistlichen an der Regierung und die Willkühr des Schatzmeisters, der für sich allein alle Aemter leite und fremdes Kriegsvolk kommen lasse; die Bergwerksverwalter zu Schwatz und das Gericht Freundsberg erklärten dagegen, daß sie ob solcher Empörung großes Mißfallen trügen und bereit wären ihr mit ganzer Macht zu steuern, eben so anhänglich lauteten die Eingaben aus Ehrenberg und Pusterthal. Am weitesten gingen die Beschwerden der Bauerschaft an der Etsch, die, von einer Versammlung am 15. Mai beschlossen und von Michael Gaißmayr selbst überbracht wurden. Alle Zinsen mit Ausnahme der an den Landesfürsten, vor allen jene an Klöster und Pfarrer, sollten todt und ab sein, ebenso die Zölle, statt des Auf- und Abzugs, wie von Alters her, dem Grundherrn nur eine Ehrung mit einem Pfund Pfeffer gethan und der Kornzehnte der Gemeinde gereicht werden, aber auch davon nur so viel als nöthig um den Pfarrer zu unterhalten, ihn selbst möge sie ein- und absetzen, Vicare seien abzustellen, Edle und Unedle, Geistliche und Weltliche müßten fürder vor dem gemeinen Richter Red und Antwort geben, die Weidenei, Jagd und Fischerei frei, kein vergrößertes Maas mehr geduldet sein, insbesondere wurden die Aufhebung des Zolls in Ulten und das Verbot der Einfuhr von trienter Weinen gefordert.

Ferdinand versprach in seiner Antwort an die Gerichte Thaur und Rettenberg, daß er das heilige Evangelium klar und lauter nach christlichem Verstand durch ehrbare, geschickte und fromme Priester wolle verkünden lassen; es schien, als sei er mit ihrem Begehren vollends einverstanden, nur der Nachsatz, daß die Gemeinden jene zu strafen verhilflich sein sollen, die durch ihre Pre-

digten zu unchristlichem Verstand, Aufruhr und Widerwillen unter dem Schein des Evangeliums aufreizen, ließ eine andere Meinung durchblicken. Jedenfalls wollte er die Herstellung einer guten, christlichen Ordnung erst später auf einen um Martini zu haltenden gemeinen Landtag der sämmtlichen Erblande verschieben, da ihnen allen an dieser gelegen wäre. Auf die Beschwerde wegen der Besetzung der Regierung mit Fremden wurde das Versprechen ertheilt an den Landesfreiheiten festzuhalten, einen Doctor oder zwei erheische aber die Nothdurft, da in Sachen der vordern, wälschen und görzischen Lande nach dem kaiserlichen geschriebenen Rechte zu erkennen sei. Bezüglich des Auf- und Abzugs, Schreib- und Siegelgeldes, des gerichtlichen Verfahrens und der Kaufmannsgesellschaften wurde auf dem nächsten tiroler Landtag und die bereits verfaßte Landesordnung, der Zinsen, Zehnten, des Fischens und trienter Weins halber auf die alten Rechte gewiesen, nur der Vogelfang freigegeben und verstattet das Rothwild aus den Gründen wegzujagen, die Entscheidung wegen des Zolls zu Innsbruck den Gerichten überstellt, das Wegführen des Pulvers und der Büchsen mit der nöthigen Bewaffnung von Kufstein und Rattenberg gerechtfertigt und die Versicherung ertheilt, daß das fremde Kriegsvolk Befehl zum Rückzug erhalten habe. In den meisten Dingen sollte es beim Alten bleiben, der Zugeständnisse waren wenige und unbedeutende. Kein besseres Ergebniß hatte der „eilende Tag“, wozu der Erzherzog die Gerichte vom Ober-, Unterinn- und Wippthal, die drei Herrschaften Rattenberg, Kufstein und Kitzbüchl und die Bergwerksgenossenschaften von Schwatz, Sterzing, Gossensaß und Schneeberg auf den 23. Mai nach Innsbruck berief. Er ließ sich das Versprechen geben, daß Zinsen und Zehnten bis zur weitern Entscheidung verabfolgt werden sollten, die meisten Beschwerden wurden auf den Landtag verwiesen.

Um für diesen „einen gleichhelligen christlichen Verstand" zu erzielen, hielten die Aufständischen zuerst am 19. Mai eine Versammlung in Neustift und die Ausschüsse des Burggrafenamtes erließen am 22. eine Einladung zu einer Vorberathung in Meran, die auf den 30. festgesetzt und von allen Ständen und Gerichten durch je zwei Abgeordnete beschickt werden sollte. Der Erzherzog und der trienter Fürstbischof suchten allenthalben davon abzuhalten, da dies aber nur mit den Pusterthalern gelang, hielt es der kluge Ferdinand für zweckdienlich Commissäre und Abgeordnete des Landesausschusses in Innsbruck dahin abzusenden. Man versprach bis zum Landtag und während desselben Aufruhr, Plünderung und andere Versammlungen zu verhindern, die Beschlüsse selbst konnten sie nicht hemmen und wurden selbige in 106 Artikel gefaßt, die größtentheils eine weitere Ausführung jener Beschwerden der Bauerschaft an der Etsch und eine vollständige Aufzählung aller für Tirol gewünschten Reformen enthalten. Nicht gegen den Landesfürsten waren sie gerichtet, einzelne Anordnungen zeigen vielmehr von der alten Anhänglichkeit an ihn, wohl aber gegen den Clerus, die Hofbeamten des Erzherzogs, die Richter und Rechtsanwälte. Das ganze Land mit allen Pfandschaften und dem Einkommen der Bischöfe und Klöster sollte Sr. fürstlichen Durchlaucht gehören, dafür aber auch „die Gesellschaft Tirol frei sein". Kein Bisthum, sondern nur ein Pfarrer in jedem Gericht, keine Frauen- oder Bettelklöster, im übrigen bloß 1—3 Stifte wollte man mehr dulden, die Aufnahme selbst in diesen beschränken und nur solche Ordensleute und Laienpriester zulassen, die im Predigen des Wortes Gottes ohne allen ungegründeten Zusatz geschickt, ehrbar und dem Trunke nicht ergeben sind. Den Geistlichen wurde untersagt mehr als ein Beneficium zu besitzen, der Pfarrer sollte von der Gemeinde gewählt werden, am Orte selbst seinen Sitz haben und kein Ordensmann dazu befähigt sein. Die

Stollgebühren wurden abgeschafft, der Ueberschuß geistlichen Einkommens zur Gründung von Krankenanstalten und zum Unterhalt der Hausarmen bestimmt.

Was diese Leute unter Freiheit begriffen, bestand zunächst im gleichen Recht für alle. Sämmtliche Bewohner eines Gerichts sollten vor demselben Stab Recht nehmen, im ganzen Lande nur ein Brauch gehalten, alle Statuten und Gewohnheiten einzelner Orte abgethan sein. Die Wahl, Ein- und Absetzung der Richter, Gerichtsschreiber und Frohnboten war den Gemeinden, nur die Bestellung der Beamten zur Eintreibung der landesfürstlichen Einkünfte dem Erzherzog eingeräumt, andere Rentenverwalter (Pfleger) dachte man aufzuheben, ebenso die Antheile der Richter an den Strafen. Betreffs der Regierung zu Innsbruck war festgesetzt, daß sie mit ehrlichen Landleuten, nicht mit Fremden, Geistlichen oder Doctoren besetzt und alle Handlung sogleich und mündlich vorgenommen werde. Insbesondere sprach sich der Unwille gegen den Landeshauptmann Leonhard v. Vels und den Schatzmeister Salamanca aus. Man drang auf Entfernung des ersteren von seiner Stelle, die nicht wieder zu besetzen wäre, gegen den letzteren war in einem eigenen Artikel ausgesprochen, daß er, seine Freunde, Diener und Anhänger gänzlich aus dem Lande gewiesen und alle seine Schlösser, Gerichte und Herrschaften dem Erzherzog eingeantwortet werden. Die Fugger, Hochstetter, Welser und andere Kaufmannsgesellschaften, sie seien klein oder groß, wollte man abgestellt haben, damit die Waare wieder den rechten Preis erhalte, fremdes Volk war nicht mehr ohne Erlaubniß des Bürgermeisters oder Richters in den Städten zu dulden, auch mußte es geloben nicht wider Se. Durchlaucht und das Gericht zu sein. Um das bürgerliche Wesen in guter Einigkeit zu erhalten, dachte man alle Bürger dem Landesfürsten und der Obrigkeit ihren Eid erneuern zu lassen, die Widerspenstigen ihrer Bürgerrechte zu entsetzen und

in den Städten nicht mehr zu dulden. Die Leibeigenschaft, die Roboten, Holzfuhren, Vogtei- und Schaltjahrzinsen, das Siegelgeld, alle unbilligen Zölle sollten in der ganzen Grafschaft Tirol ab und das Wild, Geflügel, die Fischerei und Weide frei sein.

Am 11. Juni begann der Landtag zu Innsbruck, der als ein „offener" oder allgemeiner angekündigt war. Das Recht, auf diesem zu erscheinen, stand neben den souverainen Bischöfen von Trient und Brixen und den Abgeordneten ihrer Domcapitel den tirolischen Prälaten, Pröbsten, Aebtissinen und dem Deutschordenscomthur, dann allen immatriculirten Adeligen, Städten und Gerichten zu. Nach der Prüfung der Vollmachten hatten sie unter Vorsitz des Landmarschalls den großen Ausschuß von 40 und den kleinen von 8 Mitgliedern zu wählen, die dann über die vom Landesfürsten beantragten Gegenstände unter einander beriethen und ihr Gutachten dem Landtag zur Entscheidung nach Curien vorlegten. Von den Bischöfen war diesmal keiner erschienen, und jener von Brixen sogar nach seiner Herrschaft Veldes in Krain flüchtig geworden, der Trienter sandte zwei Bevollmächtigte, die aber zu den Berathungen nicht zugelassen worden, denn die Bürger und Bauern und mit ihnen selbst der Adel setzten die Ausschließung des geistlichen Standes von den jetzigen Verhandlungen durch. Gleich anfangs wurde man darüber einig, von der Wahl der Ausschüsse und der Abstimmung nach Curien abzugehen, mit dem Adel kam es aber nach zweitägiger Verhandlung zu einem Vergleiche, wodurch sich dieser verpflichtete, in allen ziemlichen und billigen Sachen zu den andern zwei Ständen zu halten. Das dagegen ergangene Verbot des Fürsten hatte keine Wirkung, da er über keine Macht zum Schutze der Ritterschaft verfügen konnte und diese aus dem Lande verjagt zu werden fürchtete. Am meisten war der Bauer über Salamanca erboßt; wenn man ihn hörte, hatte er die Empörung nur gemacht um

diesen zu vertreiben. Ferdinand hing an diesem Günstling wie an seinem besten Freunde; tagtäglich wechselte er mit ihm, der sich in Schmiehen, einer fugger'schen Herrschaft im Gerichte Landsberg, verborgen hielt, insgeheim Posten; einige von der Landschaft drangen in ihn sich seiner zu entschlagen, aber vergebens. Er sann nur darauf die Bauern durch Begütigung hinzuhalten, bis die Dinge im Reiche eine andere Wendung nähmen. Dies verrieth er insbesondere bei der Uneinigkeit der Nonsberger, von denen 37 Sindiker eigene Gesandte an den Landtag schickten um die Vollmacht der vom Volke Gewählten zu bestreiten. Der Erzherzog nahm beiden Theilen das Gelübde ab Innsbruck bis zum Austrag der Sachen nicht zu verlassen, sandte Commissäre in ihre Heimat und schrieb dem Fürstbischof von Trient, er möge die Bestrafung der rebellischen Bauern nur bis zum Schluß des Landtags verschieben und deren Frechheit indeß geduldig ertragen, er sei ja selbst in der gleichen Lage. Ein kurz nachher an den Grafen Ludwig Lodron erlassenes Schreiben gibt jedoch Aufschluß, daß er recht gerne die Bauern mit Kriegsvolk heimgesucht, wenn ihm nicht die Mittel hiezu gefehlt hätten. Die Antwort an die Commissarien fiel auch nicht nach dem Wunsche der Sindiker aus. Sie wurden mit Geschrei empfangen, beschimpft und am Leben bedroht, jene von Castelfondo griffen in die landesfürstliche Fischweide. Roboten und andere Urbarsgefälle wurden noch fortan verweigert. Zugänglicher erwiesen sich die deutschen Bauern im Allgäu. Sie einigten sich mit dem Erzherzog durch einen zu Füßen errichteten Vertrag alle ihre Beschwerden gegen die Herren auf einem Tag zu Kaufbayern entscheiden zu lassen und gingen in ihrem Zutrauen so weit sich bei ihm Abgeordnete von den ihnen freundlich gesinnten Städten Meran, Hall und Glurns zu erbitten, was er dann freilich versagte. Schon lange hatten die Allgäuer mit den Tirolern und Salzburgern ein Bündniß ver=

abredet ihre Sache gemeinschaftlich zu führen, dies ließ in Ferdinand, der davon Kenntniß hatte, den Entschluß entstehen sich des Erzstiftes für den Bischof zu bemächtigen. Er hatte bereits Boten zu ihm geschickt sich seiner Zustimmung zu versichern; nichts schien leichter, als die Rebellen auf diese Weise zur Ruhe zu bringen, doch eben der Verdacht einer Gebietserweiterung erweckte die Eifersucht der bayerischen Herzoge. Gleich bei Eröffnung des Landtags sandten sie vier Abgeordnete nach Innsbruck um die Maßnahmen gegen Salzburg insgeheim wahrzunehmen, während sie vorgaben, nur ihre Herzoge gegen den Vorwurf der Wiederaufnahme des Krieges mit den Allgäuern rechtfertigen und die Tiroler der guten Nachbarschaft Bayerns versichern zu wollen. Ihre Berichte an den Hof zu München geben ein treues Bild von der den Ständen gegenüber beobachtenden Haltung Ferdinands.

Die Landschaft hatte den Erzherzog ersucht ihre Beschwerden anzuhören, und als sich dieser hierauf am 22. Juni in Begleitung seiner Gemahlin, der Botschafter der bayerischen Herzoge und des schwäbischen Bundes in ihre Mitte begab, las ihm der Bürgermeister von Innsbruck jene 106 meraner Artikel vor mit der Bitte sie entweder allein oder gemeinschaftlich mit den Gesandten in Erwägung zu ziehen, nur die Einmischung des Kaisers wollte man beseitigt wissen. Am Ende trug er noch mündlich auf Vergebung alles Geschehenen an. So unterwürfig auch dies alles lautete, die Gemüther waren deßhalb nicht weniger aufgeregt und man konnte schon von den Bauern hören, daß sie bei einer abschlägigen Antwort auf die Entfernung der mit Salamanca einverstandenen Räthe dringen und im Verweigerungsfalle einige Gerichte aufbieten und sie festsetzen würden. Gleichwohl ließ sich der Erzherzog, den der Clerus mit Bitten bestürmte und nicht umsonst seine „einzige Zuflucht“ nannte, in seiner am 27. Juni der Landschaft vorgelesenen Antwort in einem sehr strengen Tone

vernehmen. Er warf den Städten und Gerichten vor, daß sie trotz der Annahme des jüngsten Landtagsabschiedes und der aus Meran erfolgten Zusage nichts Unbilliges zu begehren, in seine fürstlichen Hoheitsrechte eingreifen, einen neuen Gerichtszwang einführen und alle Stände gleich machen wollten, woraus eine unsägliche Zerrüttung entspränge. Am meisten schmerzte ihn, daß der ganze geistliche Stand, der seit Menschengedenken mit den andern so treuliches Mitleid getragen, nebst allen alten Stiftungen abgethan und wider dessen Güter und Freiheiten, wofür sie von seinen Vorfahren Brief und Siegel erhalten, gehandelt werden sollte; ohne Vorwissen des Kaisers könne er, da er blos Gubernator sei, keine neuen Statuten und Ordnungen machen. Die Hebung der Mängel und Gebrechen der Geistlichen, wenn sie auch etwas größer als in anderen Ständen, sei nicht Sache eines einzigen Landes, der Bischof von Trient so wie jener von Brixen ein Fürst des Reiches, der Graf von Tirol ihr Schirmvogt, die auswärtigen geistlichen Fürsten, Prälaten und Gotteshäuser, die hier Güter besäßen, ständen unter dem Schutz des Kaisers, auch widerstrebe es dem heiligen Evangelium jemanden seines Besitzes mit Gewalt zu entsetzen. Er rieth daher die Ankunft des Kaisers abzuwarten oder eine Botschaft an ihn zu senden und sich mit dem Adel auszugleichen. Eine allgemeine Amnestie stellte er zuletzt mündlich erst dann in Aussicht, wenn man die aufrührerischen Bündnisse aufgegeben, ihre Hauptleute sich unterworfen, die Feindseligkeiten eingestellt und die eingenommenen Schlösser und Güter geräumt wären.

Die Stände dankten in ihrer Erwiederung für den gnädigen Nachlaß der Strafe, meinten aber durch den letzten Abschied seien von ihren Beschwerden noch viele unerledigt geblieben. Die Abstellung dieser könne man um so eher vom Erzherzog erwarten, als er in vielen Landessachen sich als Gubernator so benommen,

daß jene wohl in seiner Macht liegen müsse. Die Unterthanen von Trient und Brixen seien von ihren Fürsten verlassen, es zieme also dem Erzherzog als ihrem Schutzherrn ihnen zu helfen, auch könne man Besitzungen der auswärtigen Geistlichkeit im Lande schon wegen ihres Strebens sich den weltlichen Gerichten zu entziehen nicht dulden, in der Grafschaft Tirol wolle man nur nach einem Landesbrauch Recht nehmen und die vielen Abweichungen davon seien nicht die geringste Ursache der Empörung. Niemand werde Sr. fürstlichen Durchlaucht wehren in ihrem Lande bis auf ein allgemeines Concil oder die Entscheidung der Reichsstände Ordnung zu machen. Die Rückstellung der besetzten Schlösser und weggenommenen Fahrnisse, Entlassung der Hauptleute und Auflösung des Bündnisses könnten erst nach Erledigung aller Beschwerden erfolgen, man sei jedoch bereit das Stift Brixen, das der Erzherzog schon in Besitz genommen, bis zur weiteren Austragung der geistlichen Sachen in seinen Händen zu lassen.

Bei Verfassung dieser Antwort war den Städten und Gerichten auch der Adel behilflich, der aus Furcht vor den Bauern selbst in jene Punkte willigte, die ihm offenbar zum Nachtheil gereichten. Es fruchtete daher gar nichts, daß sich der Erzherzog insgeheim bemühte die Ritterschaft wieder auf seine Seite zu ziehen; wenn er auch einige Päße und die Feste Kufstein inne hatte, zu einem Krieg im Gebirge fehlte es ihm an Fußvolk. Die Angst, die man bei Hofe vor den Bauern hatte, beweisen unter andern die am 26. Juni von der Erzherzogin unternommene Wallfahrt zum h. Blute nach Seefeld, die wegen des Argwohns einer Silberlieferung für Salamanca bald einen Auflauf erregt hätte, und die am 5. Juli an den Herzog Wilhelm von Bayern gesandte Botschaft, wodurch dieser ersucht wurde nach dem Abzug der Aufständischen von Memingen auch den Truchseß stillestehen zu lassen, damit der Erzherzog aus den Bergen komme. Die Bauern kannten

bereits diese seine Absicht und fürchteten die Herbeiziehung von Reisigen, worüber auf der am 2. Juli zu Thaur gehaltenen Versammlung viel Geschrei erhoben wurde. Ferdinand glaubte dieser Aufregung nicht besser begegnen zu können, als dadurch daß er tags nachher sich öffentlich etliche von der Landschaft als Begleitung zu dem Tage nach Kaufbayern erbat, wo er das den Allgäuern gegebene Versprechen lösen müsse. Zu gleicher Zeit ließ er auch wieder in Gegenwart seiner Gemahlin und der Gesandten die Antwort auf obige Erwiederung den Ständen vorlesen. Sie lautete betreffs der geistlichen Dinge noch immer ablehnend, wiewohl er sich in weltlichen schon zu bedeutenden Zugeständnissen herbeiließ und einige Tage später die ihm vorgeschlagene neue Landesordnung genehmigte. Freilich wurde auch diese mit dem Beisatze eingeleitet, daß sie den gemeinen Landesfreiheiten unschädlich und ihre Verminderung oder Vermehrung mit Vorwissen der Landschaft vorbehalten werde. Lieber hätte er die Bauern für ihre unerhörte Auflehnung gestraft, doch auch die bayerischen Gesandten riethen zur Mäßigung, ja sie hielten selbst seine Person für gefährdet, wenn er auf die noch unerledigten Artikel nicht eine gnädige Antwort gäbe.

Die neue Landesordnung beruhte, in so ferne sie Vorschriften über das gerichtliche Verfahren enthielt, im Gegensatz zum kaiserlichen und mißliebigen römischen Rechte „auf Gebrauch und Herkommen“. Ueber bürgerliche Streitsachen sollte in den Städten nach ihren Freiheiten von Rathsmännern, auf dem Lande von Geschwornen Recht gesprochen, betreffs der Apellation aber, je nachdem die Gerichte den Landesbrauch angenommen oder bei ihren Statuten geblieben, nach jenem oder diesen vorgegangen werden. Die Adeligen, die kein Gewerbe führten, konnten ihre eigenen Gerichte behalten in Innsbruck, Meran oder Bozen nach Maßgabe ihres Wohnsitzes. Den Rechtsanwälten beließ man die von Maxi-

milian festgesetzten Taxen, bestimmte das Siegelgeld wie vor Alters, gab für den Schreiberlohn neue Vorschriften und stellte die Sterbtaxe so wie das einigen Klöstern gegebene Besthaupt gänzlich ab. Auch bei Verlassenschaften war der alte Landesbrauch maßgebend und dem mit einem lebenslangen Nutzgenuß Bedachten blieb noch immer die Wahl vorbehalten, ob er diesen oder das Eigenthum des dritten Theils des ganzen Nachlasses nehmen wollte. Dem Verlangen nach Reformen wurde insbesondere in Sachen der öffentlichen Verwaltung und der Bodenlasten Rechnung getragen. Man führte im ganzen Lande mit Einschluß der beiden geistlichen Fürstenthümer gleiches Maß und Gewicht ein, erneuerte das alte Verbot des Vorkaufs von Eß- und anderen Waaren bei Strafe der Fälligkeit, unterwarf wucherliche Darleihen dem Verluste des Geldes oder noch strengeren Bußen und setzte die besonderen Gnadenbriefe, welche die Zünfte zur Steigerung ihres Arbeitslohnes benützten, außer Kraft. Ebenso wurden einige Zölle im Pusterthal abgeschafft. Der gewerbtreibende Adel mußte von nun an zu den Gemeindelasten gleich den Unadeligen beisteuern. Die Ueberbürdung der Bauerngüter sollte vor allen durch eine gerichtliche Untersuchung erhoben und nach deren Gutachten die Abgaben zeitweilig oder für immer vermindert werden. Hiebei machten die Urbarbücher als einseitige Aufschreibungen des Zinsherrn keinen Beweis mehr, die Verleihung mußte von nun an nach Landesrecht geschehen. Der Auf- und Abzug wurde, wo nicht eine geringere Ehrung gebräuchlich, auf ein Pfund Pfeffer beschränkt, zweifache oder Wispelzinsen und der kleine Feldzehent für Rüben, Grünmahd, Obst und Hühner, so wie auch Roboten, die nicht verbrieft und seit 50 Jahren erweislich waren, ganz aufgehoben, Afterzinsen als ablösbar erklärt, Weysathen (Abgaben in Nahrungsgegenständen) erhielten einen mäßigen Geldanschlag, in Fehljahren trat ein bestimmter Nachlaß ein. Die

Jagd von Roth- und Schwarzwild, Fasanen und Federspiel, nämlich Falken und Habichten, blieb zwar in der Regel verbothen, erstere war jedoch, wo es die Nothdurft erforderte, nach vorläufiger Bitte und Anzeige zur Abwendung von Schaden, also ausnahmsweise gestattet, unbedingt endlich die Haltung von Hunden, Vertreibung des Wildes aus den Gütern und Erlegung der Raubthiere. Die Fischerei wurde außer in den Bächen zu des Hauses Nothdurft freigegeben. In den Vorschriften über peinliches Recht bemerkt man als Neuerung, daß das Geständniß auch „ohne Marter“ vor 5 oder 7 ehrbaren Männern wiederholt werden mußte und gegen das Strafurtheil der Geschwornen nur eine Nullitätsbeschwerde aber keine Appellation zulässig war. Der Gefahr eines Aufstandes sollte durch die „Empörungsordnung“ vorgebeugt werden, wobei es vorzüglich auf Verhütung des Glockenstreichs, des Schießens bei Nachtzeit und die sogleiche Abstellung der Unruhen durch die Viertelmeister und die ihnen zugeordneten Beisitzer abgesehen war.

Die Beschwerden gegen die Geistlichen hatten im neuen Gesetze keine Erledigung gefunden, weßhalb der Bürger- und Bauernstand am 16. Juli ein schließliches Begehren überreichte, worin auf der Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde und deren Bestätigung durch den Erzherzog als dem geringsten Zugeständniß bestanden wurde. Ferdinand mußte sich, wenn er anders aus dem Lande kommen wollte, auch endlich diesfalls zur Nachgiebigkeit verstehen, und wie sehr ihm diese vom Clerus verargt wurde, zeigt der Vorwurf des Hofrichters des Klosters Neustift, jenes Chronisten Kirchmayr, daß er Sachen gegen die Vernunft und die guten Sitten bewilligt habe. Freilich galt die diesfällige „Ordnung des geistlichen Standes“ nur bis zum nächsten Concil, auch erschien sie nicht einmal gleich dem Landesstatute in Druck, man gab sie nur als eine zeitweilige Auskunft. Durch die daselbst den Ge-

meinden betreffs der Wahl und Absetzung der Geistlichen eingeräumten Rechte, wobei sich der Landesfürst nur die Bestätigung vorbehielt, war offenbar die Weihe und das Besetzungsrecht der Bischöfe beseitigt; ebenso ketzerisch fand man die Unterwerfung des Clerus in weltlichen Rechtshändeln unter die Gewalt des ordentlichen Richters und die Befreiung der Laien vom geistlichen Gerichtszwang, nur die Ehesachen und die Kirchenpolizei waren davon ausgenommen. Zur Steuerung der Klagen über eingeschlichene Mißbräuche sollte der Pfarrer fortan im Sprengel der betreffenden Gemeinde seinen Sitz nehmen, für Sacramente und Begräbnisse kein Entgelt abheischen und bei Seelenmessen niemand übernehmen; die den Stiftungen und der Geistlichkeit verkauften Güter waren für immer einlösbar, deßgleichen den Klöstern vermachte Liegenschaften, sie durften dafür nur eine jährliche Gabe empfangen; die Verhandlung über den Nachlaß der Geistlichen wurde der weltlichen Obrigkeit übertragen, in Ermanglung von Erben traten als solche der Landesfürst, die Kirchen und Hausarmen ein; die Steuerfreiheit des Clerus war aufgehoben und keinem seiner Mitglieder gestattet ein Gewerbe, namentlich eine Wirthschaft zu treiben oder Wein auszuschänken. Nur in einigen Dingen bestand Ferdinand auf der Beibehaltung des alten Brauches, namentlich betreffs des Sammelns der Bettelorden, das er ihnen auch für die Zukunft erlaubte, da durch dessen Verbot jeder geistliche Orden von selbst abgethan wäre. Ebenso verweigerte er die Säcularisirung der beiden geistlichen Fürstenthümer.

Kaum war der Landtag am 21. Juli geschlossen, eilte der Erzherzog sogleich aus den Bergen, ritt nach Augsburg um dort den schwäbischen Bund gegen die rebellischen Salzburger anzuspornen und später nach Tübingen, wo er durch seinen Statthalter, den Markgrafen Philipp, Verhandlungen mit den Bauern in Vorderösterreich einleitete. In Tirol hatte er noch während

des Landtags seine Commissäre ins Fürstenthum Brixen gesandt und sich als dessen Schirmvogt im Einverständniß mit dem Bischof am 25. Juni in Bruneck huldigen lassen. Ebenso nahm er die Deutschordenshäuser zu Bozen, Lengmoos und Schlanders „bis auf gemeine Reformation" zu Handen. Brixen und viele Schlösser des Stiftes waren aber von den Aufständischen besetzt, die nicht weichen wollten. In der bischöflichen Burg lag Gaißmayr, der oberste Hauptmann des Bundes an der Eisack, der sich einen „Mehrer des fürstlichen Kammerguts" nannte und nur zu Gunsten des Erzherzogs zu handeln vorgab, mit 200 Knechten und hatte sich des aufgefundenen Silbers bemächtigt, zu dessen Rückstellung er vergeblich aufgefordert wurde. Nicht minder widerspänstig ließen sich die Brixener selbst an, denn als sie ihr Bischof von dem mit den Städten und Gerichten zur Aufhebung der geistlichen Herrschaft geschlossenen Bündniß abmahnte, ertheilten sie ihm am 5. Juli eine sehr frostige Antwort. Erst auf den Erlaß des Erzherzogs vom 21. Juli, womit er die förmliche Besitzergreifung des Stiftes verkündete, den Georg v. Firmian zum Verwalter, den Hauptmann Anton v. Brandis zu dessen Stellvertreter ernannte, die geistliche Gerichtsbarkeit aber jedenfalls dem Bischof vorbehielt, gab man sich aus Furcht vor strengeren Maßregeln in Brixen wieder zur Ruhe und nahm daselbst wie auch in Neustift und Klausen den von den landesfürstlichen Commissären verkündeten Landtagsabschied an. Nur die Gerichte um Brixen verweigerten noch die Herausgabe der eingenommenen Häuser und Schlösser und einige Gemeinden an der Eisack wollten die Annahme der Landtagsbeschlüsse verzögern; als aber mit der am 15. Juli erfolgten Auflösung des 20,000 Mann starken Heeres der Allgäuer alle Hoffnung auf die Hilfe des dortigen Bundes verschwunden war, sank auch Gaißmayr und seinen Hauptleuten der Muth. Er selbst legte den Befehl nieder, fügte

sich der Vorladung nach Innsbruck und die meisten Gemeinden Deutschtirols unterwarfen sich auf die Bekanntmachung Ferdinands, daß diejenigen Gerichte, welche mit der Anerkennung der Beschlüsse säumen, die Begnadigung verwirken.

Die in Innsbruck zurückgelassenen Statthalter traten nun alsbald entschiedener auf. Unter den deutschen Gemeinden wagten es nur wenige, wie Steineck, Deutschnofen, Vels, Castelruth, Pfeffersberg und Tisens, neue Verbindungen einzugehen, drohender sah es in Wälschtirol aus, das auch an Venedig einen starken Hinterhalt gewinnen konnte. Schon anfangs Juli hatten jene von Castelfondo ihren Gerichtsherrn v. Thun entsetzt und die von Romi bei Caliano den Richter Peter Busy in einem Taubenschlag verbrannt, die Gerichtsleute von Strigno ermordeten den dortigen Hauptmann, überfielen das fürstliche Schloß Ivano und nahmen den ihnen zugesandten landesfürstlichen Commissär gefangen. Zum hartnäckigsten Widerstand erhoben sich die Nons- und Sulzberger. Eine der letzten Anordnungen des Erzherzogs vor seiner Abreise war die am 23. Juli erfolgte Ernennung dreier Commissäre zur Verkündung des Landtagsbeschlußes und Einsetzung der alten Amtsleute des Fürstbischofs. Die wälschen Bauern warteten sie nicht ab, hielten am 25. Juli eine Versammlung in Waffen, warfen in Malè ein Fähnlein auf und zogen in Rotten von 50—200 Mann von einem Dorfe zum andern. In Sulzberg faßten viele Gemeinden den Beschluß keinen Zins oder Zehent mehr zu geben, andere rotteten sich am 19. August zusammen, begaben sich mit einem Fähnlein nach Cloz und verschworen sich die erzherzoglichen Commissäre zu ermorden. Die Regierung dagegen gab schon die schärfsten Aufträge, falls dies wirklich geschähe, und stützte sich dabei auf die Hilfe des Conradin v. Sperges, der in Glurns für den kaiserlichen Feldherrn Pescara 2000 Knechte geworben und nun auf seinem Zuge

nach Mailand am Tonale einbrechen und die rebellischen Aelpler bestrafen sollte. Allein die ihm dafür zugesicherten 1500 fl. blieben aus und so zog Sperges ohne Aufenthalt auf Pavia zu.

Auch die Landesvertheidigung bot man gegen die Aufständischen auf, doch bald traute man schon den widerstrebenden Gerichten im Etschland nicht mehr, weßhalb man ihnen freistellte statt des Anschlages Geld zu geben. Zuletzt wurden 1500 Knechte unter Wittenbach in Sold genommen und mit landesfürstlichen Commissären nach Trient geschickt. Das kleine Häuflein vermochte nicht der vielen Aufständischen Herr zu werden, die Statthalter schrieben sofort ein Zwangsanlehen aus, vertheilten es auf das Stift Brixen, die Städte, Klöster und Kirchen, ließen das vorräthige Gold und Silber daselbst verzeichnen, bewerthen, das Entbehrliche gegen Schuldscheine abheischen und warben eine neue Schaar von 2000 Mann, die unter Thomas v. Freundsberg und Sigmund v. Brandis nach dem Schauplatz des Kampfes zog. Dort waren nun die Bauern aus dem Valsugan, Lägerthal und der Prätur Trient vor die Stadt gerückt, und glaubten obwohl nur mit Heugabeln, Spaten und Hacken bewaffnet, sich im Einverständniß mit mehreren Einwohnern derselben zu bemächtigen. Da lockten die Wachen auf der Mauer unter dem Vorwande einer Unterredung sie in großer Menge herbei, schoßen dann mit schwerem Geschütz darunter, und nachdem viele davon getödtet, wurde der Rest durch einen großen Ausfall vollends zersprengt. Bei der hierauf erfolgten Unterwerfung des Valsugans und Lägerthals vollzog man schauderhafte Strafen an den Gefangenen. Nasen- und Ohrenabschneiden, Viertheilen, Spießen, Verbrennen waren die Mittel, wodurch man die milde Herrschaft des Krummstabs wieder befestigte, einigen riß man bei lebendigem Leibe das Herz aus, dem Steinmetzmeister Philipp, der den Bauern das Schloß zu Trient binnen drei Tagen niederzureißen und zu schleifen ver-

sprach, wurden vor diesem vom Henker die Augen ausgestochen; keiner, dessen man habhaft wurde, entrann ohne Brandmal auf der Stirne. Am 15. September erschien auch eine Straforduung, welche die Rädelsführer nach dem Kriegsgericht mit dem Strang zu richten, an Bäumen aufzuknüpfen, ihre Häuser niederzureißen und andere besonders Schuldige zu köpfen befahl. Die übrigen sollten an ihrem Vermögen mit drei vom Hundert gebüßt, zu Schadenersatz und Ablieferung der Waffen verhalten, den Entflohenen Weib und Kinder nachgesandt und ihr Habe eingezogen werden. In jedem Gericht des Fürstenthums Trient ward befohlen, einige Anführer zu hängen, damit ein anderesmal nicht so leicht zur Empörung gegriffen werde. An die Bestrafung der Nons- und Sulzberger, die man von der Vereinigung mit den andern wälschen Gemeinden vor Trient durch falsche Gerüchte abzuhalten gewußt hatte, ging man erst am 14. September. Ohngefähr 3000 Knechte unter mehreren erzherzoglichen Hauptleuten rückten von zwei Seiten an die Noce, und beriefen auf den 21. alle am Aufstand betheiligten Gemeinden theils nach Revò, theils nach Kleinspaur um dort den Eid der Treue zu leisten. Kaum war dies geschehen, wurden die Versammelten vom Kriegsvolk umringt und ihnen verkündet, daß sie zur Strafe ihres Ungehorsams keinen Antheil an den auf dem letzten Landtage gewährten Gnaden haben, die Waffen ausliefern, keine Kirchweihfeste mehr besuchen und eine Strafe von 4400 fl. bezahlen sollen. Die Anführer waren freilich sämmtlich entflohen, und da man sie sohin nicht an Leib und Leben strafen konnte, setzte man, „weil die Herrschaft der Fürsten nicht sicher sei, wenn dergleichen Menschen nicht ausgerottet würden", einen Preis von 25 oder 50 fl. auf jeden todt oder lebendig eingebrachten. Man betrachtete sie wie eine Art Wild, die jedermann zu erschießen oder zu tödten gestattet war. Damit nicht zufrieden wollte man sich ihrer selbst auf fremdem Gebiete be-

mächtigen, was aber die Republik Venedig nicht gestattete. Da auch die Retter in der Noth, die wackern Landsknechte, Besorgnisse erregten, zahlte man ihnen gegen Ende October den Sold aus. Nun kamen auch die deutschen Gemeinden an die Reihe, bei denen man trotz des Mißtrauens in die Unparteilichkeit der Geschwornen wieder das ordentliche Verfahren in Anwendung brachte. Auf die Theilnehmer an der Befreiung des Peter Paßler fand man die Amnestie nicht anwendbar, sechs derselben wurden auf dem Platz zu Brixen enthauptet. Andere befragte man peinlich und zwang sie zum Schwur sich nicht mehr zu empören. Endlich im December, als zur Abschreckung eine beträchtliche Anzahl gefallen und die Flüchtigen mit den nach allen Seiten ausgegangenen Ersuchschreiben nicht zu Stande gebracht werden konnten, begnügte man sich mit Vermögensstrafen und begnadigte selbst zum Tode Verurtheilte zu Geldbußen. Mit der politischen wurde auch die religiöse Bewegung gestillt, nur zu Meran, Sterzing und im Thale Lüsen zeigten sich noch ein paar Verkündiger der neuen Lehre, in Klausen soll sogar Karlsstadt gepredigt, sich aber nach kurzem Aufenthalte schon im September geflüchtet haben.

Der Gefährlichste aller Entronnenen war Michael Gaißmayr. Er wurde wegen Aufreizung der Nachbargemeinden von Brixen gegen den Landtagsabschied zur Rechenschaft gezogen und gelobte eidlich sich nicht aus Innsbruck zu entfernen, entwich jedoch angeblich wegen der Nachstellungen des Clerus am 27. September nach Klösterlein in der Schweiz. In einer von dort aus erlassenen Vertheidigungsschrift erklärte er, das sichere Geleit schütze ihn nicht vor den Geistlichen und drohte mit der Hilfe von achtzehn Städten und Gerichten an der Eisack, die ihm Gewährschaft angeboten. Sein eigentlicher Plan war in Verbindung mit den Venezianern und Franzosen Tirol zu erobern, da sich aber dessen Ausführung in die Länge zog, dachte er mit mehreren Bauern aus

Brättigau, Davos und Schwaben in Tirol einzufallen, das Städtlein Glurns bei der Ostermette zu überrumpeln, sich des dort verwahrten Pulvers, Geschützes und Waffenvorraths zu bemächtigen und durchs Vintschgau nach dem Etschthal zu ziehen, wo mit dem Glockenstreich alles in Aufruhr gesetzt werden sollte. Um die Bauern darauf vorzubereiten, sandte er einen Aufruf in's Land, worin er sie ermahnte mit Gut und Blut zusammenzustehen, und in 28 Artikeln die Grundzüge einer neuen Ordnung entwarf. Vor allem seien die Ehre Gottes und der gemeine Nutzen zu suchen, die gottlosen Menschen, die das Evangelium verfolgen, zu verjagen und eine neue, ganz christliche Satzung aufzurichten. Zu dieser zählten die Aufhebung der Freiheiten, die wider das Wort Gottes sind und das Recht fälschen, die Abschaffung der Messe, die „ein Greuel vor Gott und ganz unchristlich", sowie die Beseitigung der Bilder und aller Kapellen, die keine Pfarrkirchen. Der Rest behandelte weltliche Dinge und sollte dem gemeinen Manne Schutz gegen das noch nicht gehobene Unrecht gewähren. Die Ringmauern der Städte und Schlösser wollte er abbrechen, nur Dörfer dürften fürder im Lande bestehen. Auch die Pfarren und Gerichte müßten besser eingetheilt, in jeder Gemeinde acht Richter bestellt, jährlich neu gewählt, alle Montage Gericht gehalten und die Richter, Schreiber und Redner vom Lande besoldet werden. Den Sitz der Regierung verlegte er nach Brixen, dahin zog er jede Appellation und selbst eine hohe Schule, die drei des Wortes Gottes kundige Männer für erstere zu stellen hatte. Alle Zinsen, die Zölle im Innern und die Klöster dachte er aufzuheben, nur die Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse mit einer Abgabe zu belegen, die Prediger vom Zehnten zu erhalten, den Ueberrest unter die Armen zu vertheilen, die Klostergebäude selbst und die deutschen Häuser in Spitäler zu verwandeln. Mit der Austrocknung der Moose und Auen zwischen Meran und Trient wollte

er sowohl die Gesundheit als den Ackerbau fördern und dem Mangel an Getreide durch dessen nach Art der Lombarden versuchte Anpflanzung zwischen den Reben abhelfen. Endlich sollten alle Kaufmannschaften abgeschafft, Handwerke und Gewerbe an einen Mittelpunkt verlegt, die Preise in- und ausländischer Waaren nach einer Taxe festgestellt, der Bergsegen zu Handen des Landes genommen, nur eine schwere Münze geduldet und ein oberster Hauptmann über das Kriegswesen, die Wasserbauten, Wege, Brücken und Landstraßen gesetzt werden. Man sieht daraus, daß die Reformen des Erzherzogs vielen Grundübeln nur halbwegs oder gar nicht gesteuert hatten, Gaißmayr hob sie hervor um sich Parteigänger zu werben, seine Verbindungen verzweigten sich in's Oberinnthal und Vintschgau, nach dem Nonsberg und Sterzing. Die Regierung entdeckte sie aber noch rechtzeitig, namentlich den Briefwechsel mit seinem Bruder Hans, der sofort eingezogen, darüber verhört und zu Innsbruck im April 1526 geviertheilt wurde. Ihm selbst waren die Davoser eben zur Zeit des beabsichtigten Einfalls abtrünnig geworden, und als er hierauf Ende April mehrere Flüchtlinge nach Trogen zu einer Versammlung beschied, wurden die meisten von den Appenzellern im Namen des Erzherzogs gefangen, nur mit Mühe entrann er einem gleichen Schicksal. Seine Blicke waren jetzt auf Salzburg gerichtet, wo sich die Pinz- und Pongauer neuerdings gegen ihren Erzbischof erhoben hatten. Im Mai traf er mit drei Fähnlein Landsknechten in ihrem Lager vor Radstadt ein und trat, nachdem sie ihren früheren Hauptmann Setzenwein wegen Verraths in die Spieße gejagt, an dessen Stelle. Mehrere Wochen lang neigte sich das Glück zu den Bauern, als aber der schwäbische Bund, der dem Erzbischof Kriegshilfe geleistet, eine bedeutende Verstärkung nachschob, gab Gaißmayr ihre Sache für verloren und zog in der Nacht vom 1. Juli mit 1600 Mann über den rauriser Tauern

nach Tirol, wo er durch das Pusterthal bis zur mühlbacher Klause unweit Brixen vordrang. Hier schlug ihn mit dem eilends zusammengerafften Aufgebot Ritter Caspar von Künigl, der dann mit Georg v. Freundsberg vereint die Verfolgung durch Enneberg und Buchenstein so lange fortsetzte, bis Gaißmayr bei Agordo auf das Gebiet von Venedig übertrat. Die Republik hieß ihn mit seinem ganzen Volke willkommen und steckte ihm einen so reichen Jahresgehalt aus, daß er sich bei Padua ein Landgut kaufte und „glänzend wie ein Cardinal" lebte. Sein unternehmender Geist ließ ihn nicht ruhen, bald wollte er im Spätherbst 1527 über Villach nach Salzburg, bald über Trient in's Etschland einbrechen, im Jahre 1528 begab er sich nach Zürich, wo er das Bürgerrecht erhielt und im Auftrag Venedigs mit dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg und den reformirten Cantonen über ein Bündniß gegen den Kaiser unterhandelte. Den tirolischen Statthaltern bangte vor seinen Anschlägen, und da auch der trienter Bischof Bernard ihnen den Wink gab sich dieses gefährlichen Mannes zu entledigen, setzten sie einen Preis auf seinen Kopf und hatten nach zweimaligem fruchtlosen Versuche endlich die Genugthuung, daß ihr erbittertster Feind dem Dolche eines Meuchlers erlag. Ebenso endete Paßler, für den sie 200 Dukaten geboten hatten.

Blutig gerächt war die frevelhafte Erhebung gegen das feudale Recht, es galt nunmehr auch ihre letzte Spur vollständig wegzuräumen. Das Dringendste schien die Aufhebung der „Ordnung des geistlichen Standes", die sich am göttlichen Recht so gröblich versündigte. Ferdinand erklärte in Folge der Beschwerden des Clerus der drei Hochstifte auf dem im November 1527 gehaltenen Landtag, daß jenes Libell, „falls solches wider die Geistlichkeit allegirt würde", bereits im vorigen Jahre durch den Reichsabschied von Speier abgethan sei. Nach einem später anfangs 1529 gefaß=

ten Landtagsbeschluß wurde die ganze Landesordnung von 1525 einer gründlichen Umarbeitung unterworfen; Ferdinand bestimmte dazu mehrere seiner Regierungsräthe nebst zwei Abgeordneten aus jedem Stande und rechtfertigte das neue Gesetz, als es im Jahre 1532 erschien, in der Vorrede damit, daß viele Viertel das frühere entweder gar nicht oder nur zum Theile angenommen. Gerade dies hatte man ihnen vor sieben Jahren zum Verbrechen gemacht. Zahlreiche Artikel, hieß es weiter, hätten Irrungen und Mißverständnisse veranlaßt, weßhalb die „unlauteren" zu erläutern und die (für den Clerus und Adel) beschwerlichen aufzuheben gewesen. Wie es Ferdinand mit der Zulassung der neuen Lehre gemeint hatte, bewies er durch eine am 20. August 1527 aus Ofen erlassene Verordnung, worin er alle Ketzer, insbesondere die Wiedertäufer, durch Feuer und Schwert zu strafen befahl. Kirchmayr berichtet, daß in Tirol und Görz bis zum Jahr 1532 bei tausend Menschen ihres Glaubens halber verbrannt, geköpft und ertränkt wurden. Den kräftigsten Schutz gegen die Neuerer suchte der Erzherzog zuletzt bei den Jesuiten, die sich durch ihre Künste sowohl dem Papst als den Fürsten zu empfehlen wußten. Sie waren die Söldner, womit Rom alles geistige Leben zu tödten dachte. Wenn sie noch heutzutage hohe Gönner und Freunde haben, mögen sich diese an den Ursprung und die dreihundertjährige Geschichte der frommen Väter erinnern.

Christine von Schweden.

Als Gustav Adolf am 6. November 1632 in der Schlacht bei Lützen gefallen war, zählte die Erbin seines Thrones sechs Jahre. Man trennte sie von ihrer Mutter, die nur dem Schmerz über den Tod ihres Gemahls lebte, und übergab sie anfangs der Obhut ihrer Muhme, der Princessin Katharine, Gemahlin des Pfalzgrafen Johann Casimir, die schon 1639 starb. Ihre Erziehung sollte nach dem Willen ihres Vaters eine männliche sein, er selbst hatte ihr seinen Hofprediger, den früheren Professor am Colleg in Stockholm, Johannes Mathiä, als Lehrer bestimmt, mit 14 Jahren kannte sie nach ihren eigenen Aufzeichnungen schon alle Sprachen und Wissenschaften, in denen man sie unterrichten wollte, das Deutsche, Italienische, Französische und Spanische lernte sie ohne Beihilfe eines Sprachmeisters, mit achtzehn Jahren las sie Thucydides, Polybius und Plato in der Ursprache. Als sie 1644 die Regierung selbst übernahm, war es ihr Stolz Gelehrte aus allen Gegenden Europas an ihren Hof zu ziehen, zuerst die deutschen Philosophen und Historiker, dann nach Hugo de Groot, der schon 1634 nach Stockholm berufen wurde, die Niederländer, endlich unter den Franzosen auch Des-Cartes, der sie durch zwei Monate täglich um fünf Uhr morgens auf ihrer Bibliothek

sah. Es scheint, daß sie um so mehr durch ihren Geist zu glänzen strebte, als ihr die Natur gewinnende Formen versagt hatte. Sie war klein, eingebogen, hinkend, unter der einen Schulter, wo auch Brust und Hüfte tiefer lagen, platt und eingedrückt, ihr Gesicht länger als der Fuß, und obschon ihre Augen, Zähne und Haare für schön galten, entbehrte doch ihr Lächeln aller Anmuth. Um sich vor andern Frauen auszuzeichnen, gefiel sie sich in seltsamer Kleidung, ein kurzer Rock schloß sich eng an ihren Leib, der männliche Kragen mit Handkrausen reichte ihr bis an das Kinn, auf die reichen Haare, die nachlässig über ihren Nacken fielen, setzte sie einen Federhut; mit einem Fuß im Bügel jagte sie oft zehn Stunden und erlegte das Wild im ersten Schuße. Der Umschlag ihrer Denk- und Lebensweise fällt in die Zeit der Annäherung an den französischen Chirurgen Bourdelot, von dem sie meinte, er habe ihr das Leben gerettet. Er verdrängte ihren früheren Günstling, den Grafen Magnus de la Gardip, und gewann sie für seine atheistischen Grundsätze, woraus sie selbst kein Hehl machte. Nach seinem Rathe sollte sie von nun an ein heiteres Leben führen und sofort traten Tänzer, Sänger und Comödianten an die Stelle der Gelehrten, der Hof zu Upsala ward ein Schauplatz glänzender Feste, Gelage, durch ihre Tänze verherrlichter Ballette und sogenannter Wirthschaften. Bei einer der letzteren stiftete sie 1653 für 15 Männer und Frauen den sogenannten Amaranthenorden zu Ehren des spanischen Gesandten Anton Pimentelli, der zu Amarante in Portugal geboren war, und schenkte ihm eine Schärpe mit der Inschrift: Dolce nella memoria. Er wohnte in ihrem Schlosse, unterhielt sich mit ihr bis 3 und 4 Uhr Morgens, mußte aber bald ihre Huld auch mit dem schönen dreiundzwanzigjährigen Grafen Tott theilen, den sie zum Herzog machen wollte. Ihre Verschwendung nahm immer mehr zu. Schon auf dem Reichstage von 1650 drangen die Geistlichen, Bürger und Bauern auf

die Zurückgabe der Steuern und Krongüter, die sie an Privatleute verschenkte, neue Auflagen wurden eingeführt, das bereits Vergabte wieder verliehen, ihr Secretair verkaufte die Freibriefe. Das Ritterhaus erhielt einen Zuwachs von 8 gräflichen, 24 freiherrlichen und 428 adeligen Familien, um ihren eigenen Haushalt stand es aber so schlimm, daß sie ihr Silbergeschirr versetzen, zweimal die Küche sperren, die Zahlungen an ihre Dienerschaft einstellen und von ihren Beamten borgen oder Geschenke sich verschaffen mußte. Nachdem Geld und Credit erschöpft, in gleichem Maße aber ihr Hang nach Unabhängigkeit zugenommen, erfolgte am 6. Juni 1654 ihre Thronentsagung, wobei sie im weißen Kleide nach feierlicher Rede Krone, Apfel und Scepter niederlegte und sofort den schon am 10. März 1649 eingesetzten Thronfolger Carl Gustav am selben Tage krönen ließ. Noch vor diesem Acte hatte sie mit ihm und den Ständen über ihren künftigen Unterhalt ein Abkommen getroffen und sich dafür alle noch irgend verfügbaren Einkünfte im Betrage von jährlichen 240,000 Rthlrn. vorbehalten. In dieser Zeit des üppigsten Lebens und der maßlosesten Verschwendung reifte auch ihr Entschluß sich von den kalten und strengen Formen des Lutherthums abzuwenden und ihr Heil im Schooße einer andern Kirche zu suchen. Wie wenig hiezu der Geist der Reue und Buße beitrugen, zeigen die einleitenden Schritte. Zunächst hat für sie das Geheimniß, worin sie die Anknüpfung ihrer neuen Verbindungen hüllt, die Täuschung ihrer Umgebung wie aller übrigen Welt einen verlockenden Reiz. Sie ergeht sich mit dem Jesuiten Anton Macedo, der beim portugiesischen Gesandten Dolmetscherdienste versah, in seiner ihrer Umgebung unverständlichen Sprache über religiöse Streitpunkte, läßt ihn, als sie ihn nach Rom geschickt, suchen und verfolgen, zieht die ihr vom Ordensgeneral gesandten zwei Jesuiten als italienische Edelleute verkleidet an ihre Tafel, empfängt durch sie seine Briefe und unterhält mit

ihnen geheime Unterredungen. Die Fragen, die sie ihnen vorlegt, sind philosophische Probleme. Ob es eine Vorsehung gebe, die Seele des Menschen unsterblich, der Maßstab für Gut oder Böse im Nutzen oder Schaden einer Handlung liege, ja ob es erlaubt sei äußerlich der Landesreligion zu folgen, innerlich aber nach den Gesetzen der Vernunft zu leben, sollen sie ihr mit dem Katechismus in der Hand lösen. Und in dem Augenblicke, als die frommen Patres schon alles für verloren gaben, überrascht sie die Königin mit der Erklärung, sie sei näher daran, als jene glaubten, katholisch zu werden. Noch wenige Tage nach der Thronentsagung geht sie öffentlich in Stockholm bei einem lutherischen Geistlichen zur Beichte, und als sie kurz nachher auf ihrer Reise nach Deutschland an das Bächlein gelangt, das Schweden von Dänemark scheidet, hüpft sie darüber mit den Worten: „Endlich bin ich frei und aus Schweden, wohin ich nie wieder zurückzukehren hoffe".

In Brüssel erfolgte am 24. December 1654 ihr heimlicher, zu Innsbruck am 3. November 1655 ihr öffentlicher Uebertritt zur katholischen Kirche. In Tirol herrschte damals der von Jesuiten erzogene Erzherzog Ferdinand Karl, der einen der prächtigsten Höfe in Deutschland hielt. 70 Hatschiere, 35 Trabanten, 37 Edelknaben, 27 Lakaien, 16 Trompeter und 22 Truchsesse gehörten zu seinem Hofgesinde, auf einer im Winter 1652 nach Italien unternommenen Reise begleiteten ihn 321 Personen mit 211 Pferden, fast eben so viele nahm er zu einer Hirschjagd mit, wozu ihn die Churfürstin Marie Anna nach München geladen, Schauspieler, italienische Sänger und Sängerinnen, Virtuosen und Künstler genossen reichliche Unterstützung, die glänzendsten Feste verherrlichten seinen Ritterschlag bei Verleihung des goldenen Bließes, dem Besuche des Herzogs von Mantua, dem Durchzug der churbayerischen Braut Henriette Adelheit von Savoyen, und wie sehr er für fromme Zwecke offene Hände hatte, beweist jener goldene

mit Edelsteinen besetzte Kelch im Werthe von 16,000 Rthlrn., womit er die Capelle des h. Carl Boromäus in Mailand beschenkte. An seinem Hofe sollte nun auch der geistige Sieg über das Lutherthum mit auffallendem Pomp gefeiert werden. Auf die Anfrage Christinens betreffs ihrer Reise durch Tirol ließ ihr Ferdinand Carl durch seinen Kämmerer, den Freiherrn v. Spaur, melden, er schätze sich glücklich einer so tapfern Königin in etwas willfahren zu können. Ein Gardehauptmann mit 40 Hatschieren, mehreren Cavalieren und Hofbedienten erwartete sie an der Grenze, schon in Zirl begrüßte sie der Erzherzog mit seinem Bruder Sigmund Franz, ihr feierlicher Empfang in Innsbruck glich einem Triumphzuge. Der ganze Hof war ihr eine italienische Meile weit mit Trompetern und Heerpaukern, Leibwache und Garde zu Pferd, letztere in rothen mit Gold verbrämten Röcken entgegengekommen, die beiden Erzherzoge ritten neben ihrer Sänfte, in einer andern folgte die Erzherzogin, die Reisegesellschaft der Königin selbst bestand in mehr als 200 Personen, darunter sowohl der kaiserliche als auch jener spanische Botschafter Don Antonio Pimentelli, der ihr unzertrennlicher Gefährte war. Ein eigener päpstlicher Nuntius, Lucas Holsteinius, war schon ein par Tage früher angelangt, um ihr Glaubensbekenntniß entgegenzunehmen. An dem dazu bestimmten Tage begab sie sich in schwarzseidenem Kleide mit einem Kreuz von Diamanten auf der Brust an der Hand des Erzherzogs in die Hofkirche, las auf einem mit Goldstoff besetzten Kissen knieend die ihr vorgehaltene Urkunde in lateinischer Sprache ab und empfing vom Nuntius die Absolution und den päpstlichen Segen. Eine Salve von 50 Kanonen, vielen Mörsern und Gewehrfeuer verkündeten der Welt das staunenswerthe Ereigniß, fünf Tage hindurch dauerten die Feste, an der offenen Tafel nahm außer der Königin, die obenan unter einem Baldachine saß, den beiden Erzherzogen und der Erzherzogin

nur der spanische Botschafter Theil, bis zur Landesgrenze wurde sie sammt ihrem Gefolge frei gehalten.

Der Empfang, den ihr Papst Alexander VII. im Kirchenstaate bereitete, erschöpfte die apostolische Casse, als gefeierte Heldin des Tages, nicht als Büßerin zog sie in Rom ein. Daselbst und wo sie sich immer auf ihren ferneren Zügen durch Europa aufhielt, entfaltete sie eine königliche Pracht, legte in Rom eine Sammlung von Münzen, geschnittenen Steinen, Gemälden und Handschriften an, die später der Vaticana einverleibt wurden, stiftete eine Academie für politische und literarische Uebungen in ihrem Hause und zog die geistreichen Männer an sich. Wie wenig sie aber ihre sinnliche Lebensweise auch nach ihrem Uebertritte geändert, erhellt aus einer Aufzeichnung der Herzogin von Orleans, welche erzählt, Christine habe sich splitternakt auf ein schwarzsammtenes Bett gelegt und sich so ihren amants präsentirt. Darin also bestand ihre Bekehrung! —

Andreas Hofer.

Jahrhunderte lang war das Volk der Alpen unter der Zucht seiner Jesuiten aufgewachsen, sie hatten es, wie ihnen noch jetzt ihre Freunde nachrühmen, strenge gehütet vor dem Seelengifte vorwitzigen Wissens, der Berührung mit den Irrgläubigen, der Sichtung des Aberglaubens. Als Maria Theresia den herrschsüchtigen Orden aufhob, Joseph II. sein Toleranzpatent verkündete, den Ceremoniendienst beschränkte, Wallfahrten und Brüderschaften abschaffte, war großer Jammer im Lande, es war, wenn anders jenen Sionswächtern zu glauben ist, einem Aufstand nahe. Auch zeigen die Beschwerden, die nach des großen Kaisers Tode auf dem offenen Landtag von 1790 laut wurden, wie mit geringen Ausnahmen der alte Krebsschaden sich in das Herz des Volkes eingefressen, Leopold II. ließ zwar die Bitte um Zurücknahme des Toleranzpatentes unberücksichtigt, doch sowohl er als Franz II. waren in der Handhabung der neuen Gesetze so nachsichtig, daß die Beschränkungen der geistlichen Machtvollkommenheit größtentheils nur mehr dem Namen nach bestanden, und als Tirol durch den preßburger Frieden an Bayern überging, war die gute alte Zeit, die dem Clerus in kirchlichen Dingen möglichst freie Hand ließ, der Hauptsache nach völlig zurückgekehrt. Dies wollte dem bayerischen Minister Montgelas wenig gefallen, Tirol sollte

sich mit Bayern zu einem einigen Königreiche verschmelzen, die Herrschaft des Clerus, der in seinem Standes- und Sackinteresse sich gegen jede Art der Unterordnung sträubte, gebrochen, seine Bildung gefördert, der Aberglaube dem Volke genommen werden. Ein Rescript vom 16. April 1806 ordnete die Prüfung der Cleriker vor der Priesterweihe durch weltliche Professoren an, der Geistlichkeit wurde unbedingter Gehorsam in allen Gegenständen der Kirchenpolizei aufgetragen, die Verleihung aller geistlichen Pfründen dem König vorbehalten. Vom Pabste dazu ermuntert widersetzten sich die Bischöfe von Chur und Trient diesen Anordnungen, erklärten sie als den Versuch eines Schisma, bestanden auch noch persönlich in Innsbruck, wohin sie vom Generallandescommissär geladen waren, auf den angeblichen Rechten der Kirche und wurden in Folge dessen auf königlichen Befehl über die Gränze geschafft, der erstere in die Schweiz, der letztere nach Salzburg. In Trient wählte die Mehrzahl der Domherren, die sich nicht gleich dem Oberhirten ihre Einkünfte wollten sperren lassen, wegen der Abwesenheit des Bischofs einen Generalvikar, am Starrsinn und Trotz des Vorstehers des churer Sprengels scheiterte aber jede Einleitung zur Herstellung der Ordnung. Der Aufforderung auf den tiroler Antheil zu verzichten, begegnete letzterer durch die Erklärung, daß sie „einem häretischen Princip entsprungen", und hetzte dafür das Volk, das mit kindlicher Einfalt am alten Ceremoniendienst hing, durch eine Art von Interdict gegen die Regierung auf. Die Geistlichen sollten nämlich keinen auswärtigen Bischof oder Vikar anerkennen, und als man die widerstrebenden deportirte, wurde den Gläubigen jede Gemeinschaft mit den von der Regierung eingesetzten und der Empfang der Sacramente aus ihren Händen mit der Weisung verboten die Ehen ohne Priester nur vor katholischen Zeugen zu schließen, ihre Kinder selbst zu taufen und für die Verstorbenen, wenn sie diese

begraben, zu Hause zu beten. Nur des Bischofs treue Anhänger durften in Kellern, Höhlen und Wäldern, und wenn es erforderlich, auch zweimal des Tages oder um Mitternacht Messe lesen. Als nun der Clerus trotzig die Abbrechung seiner Verbindungen mit dem churer Bischof sowie die Unterwerfung unter jenen von Augsburg verweigerte und mehrere davon deportirt wurden, nahmen die frommen Geistlichen unter Thränen von ihren Gemeinden Abschied, theilten zum letzten Mal das Sacrament aus, leerten den Tabernakel und verboten ihren Pfarrkindern fürder die Kirche zu besuchen. Hatte doch auch der Bischof von Chur beim Einsteigen in den Deportationswagen diejenigen, die ihn weinend umstanden, belehrt, seine Verfolgung sei schlimmer als jene der Heiden, denn sie gehe von Christen aus. Die bayerischen Beamten machten sich freilich mancher Roheit und Gewaltthat schuldig, doch auch die Triebfeder der halsstärrigen Bischöfe und ihres Anhangs war sicher nicht lauteres Pflichtgefühl sondern vielmehr Rache für die Beschränkung ihrer früheren Gewalt. Schon im November 1807 erließ der churer Bischof an den Provicar von Meran die Weisung, „das Volk auf den kommenden Sturm vorzubereiten" und forderte ihn auf sich an die Gemeindevorsteher zu wenden und in ganz Vintschgau Unterschriften für eine Petition an den König um Freigebung der Verbindung mit ihm zu sammeln. Hätte in den Anforderungen des Rescripts vom 16. April 1806 ein häretisches Princip gelegen, würde auch der Bischof von Brixen nicht nachgiebiger gewesen und der Einladung nach Innsbruck nicht durch den bloßen Vorwand der Kränklichkeit ausgebeugt haben. Am Ende fügte sich aber selbst der Pabst, der den Zank so eifrig geschürt hatte, dem Willen der bayerischen Regierung und sprach auf Einschreiten ihres Gesandten durch eine Breve vom 7. September 1808 die Einverleibung des tiroler Antheils vom churer Sprengel mit dem Bisthum Brixen aus.

Zu dem Unglimpf gegen die Geistlichkeit, der langen Entbehrung der kirchlichen Gnadenmittel in einem nicht unbedeutenden Theile des Landes und der drohenden Gefahr unendlichen Schadens am Seelenheil kam noch die Abstellung manches katholischen Brauches und der Geist böser Neuerung, der sich durch Beseitigung der Mönche aus den Schulen sowie an der innsbrucker Universität kundgab. Die Frühmessen im Advent und die frommen Schauspiele mit den „heiligen Gräbern" in der Charwoche wurden abgeschafft, Wallfahrten und außerordentliche Bittgänge verboten, die polternden Kapuziner aus ihren Klöstern weggeführt und gleich anderen Unruhestiftern an entfernte Orte versetzt. Man hob die Lehranstalten der Franziscaner und Benedictiner in Bozen und Meran, das Seminar, die philosophischen und theologischen Schulen des Bischofs von Brixen auf und errichtete dafür in ersterer Stadt eine Realschule; an der Universität trugen die Professoren Bertholdi, Feilmoser und Spechtenhauser, obgleich sie sämmtlich Tiroler und Geistliche waren, haarsträubende Grundsätze und Lehren vor. Die pfälzer „Illuminaten" hatten es offenbar darauf abgesehen die katholische Religion in Tirol auszurotten und dafür Unglauben und Sittenlosigkeit zu verbreiten. Diese Ansicht redeten die geistlichen Märtyrer dem gläubigen Volke von der Kanzel und im Beichtstuhle, bei jeder Gelegenheit und aller Orten ein.

Schon am 25. November 1807 auf einem Viehmarkte zu Meran und später in der Nähe von Brixen fanden bedenkliche Zusammenkünfte mehrerer Bauern statt. Auch Andreas Hofer, der Sandwirth in Passeier, war dabei, allein trotz aller eingezogenen Kundschaften und Vernehmungen konnte man nichts auf ihn bringen. Selbst in den Berichten der Zeitgenossen forscht man vergeblich nach seiner ferneren Thätigkeit, bis ihn gegen Ende 1808 Erzherzog Johann durch eine mittelst seines Büchsenspan-

ners Anton Steger unterhaltene Correspondenz auszeichnete. Was die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Prinzen gerade auf ihn gelenkt, vermögen wir nicht zu sagen, es wäre denn, daß seine früheren Feldzüge von 1796 und 1805, in denen er an der Spitze seiner Passeirer stand, in ihm einen besonders beliebten Anführer der Bauern erkennen ließ. Seine persönliche Erscheinung machte den Eindruck eines starken und wohlgenährten Mannes, an vollen rothen Backen dem alten Ritter Freundsberg vergleichbar, verband er mit breiter Brust und fetten Waden eine ansehnliche Körperlänge, den schwarzen Bart, der ihm weit herunterhing, trug er in Folge einer Wette, daß er nicht unter dem Pantoffel seiner Ehefrau stehe. Seine Bildung war die eines Pferde- oder Weinhändlers, als solcher war er sein lebelang über Berg und Thal gefahren, außer den Gebetbüchern und dem Kalender schenkte er dem Gedruckten keine Aufmerksamkeit, seine Rechtschreibung richtete sich genau nach dem passeirer Dialect. Von Jugend auf gewohnt die Aussprüche der Geistlichen als Orakel zu verehren gab er sich diesen als blindes Werkzeug hin, der Ceremoniendienst und die Kapuziner gingen ihm über alles, was sie ihm einredeten, galt ihm mehr als die Heiligkeit seines Wortes und selbst der Befehl seines Kaisers. Hormayr sagte von ihm ganz treffend, „er führte in der einen Hand den Rosenkranz in der andern die Flasche".

Anfangs Jänner 1809 wurde er mit ein paar anderen Vertrauten nach Wien beschieden. Man trug sich dort schon durch längere Zeit mit dem Plane eines neuen Krieges gegen Napoleon, der den Kaiser Franz seit dem presburger Frieden auch in den äußeren Angelegenheiten seines Reiches einschränkte und zu einem Vasallen Frankreichs herunterdrückte. Seine persönliche Erniederung schmerzte ihn, nicht die Unterdrückung der „Freiheit Europens", die sich nach den Proclamen seines Friedrich Schlegel unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet und von seinen Siegen die Lösung ihrer

Fesseln, die Erlösung der deutschen Brüder hoffen sollte. Wie er diese Phrasen verstand, zeigten nachhin der wiener Congreß und die carlsbader Beschlüsse. Für Tirol waren sie überhaupt nicht berechnet, hier wollte man nur die Herstellung der alten frommen Bräuche und die Wiedereinsetzung der „lieben Geistlichen" in die verlorenen Pfründen und ihre alte Macht. Da war nun nichts leichter als sich mit Hofer über die Erhebung zu verständigen, die diesen geistigen Druck brechen sollte, wegen des Planes selbst wurde dieser vom Erzherzog Johann an den Freiherrn von Hormayr den Intendanten des 8. Armeecorps gewiesen, das zum Einfalle in Tirol bestimmt war. Man vereinigte sich über eilf Punkte, welche die Vorkehrungen zum Aufstand, den doppelten Einbruch über Salzburg und Pusterthal und die Ueberrumplung der Feste Kufstein betrafen. Voll der süßesten Hoffnung und durch manches Geschenk getröstet verließ Hofer die Kaiserstadt, aber der Ausbruch der Feindseligkeiten sollte länger aufgeschoben werden, als man anfangs dachte, selbst der Operationsplan wurde geändert und aus Böhmen an die Donau verlegt. Auf seiner Heimreise theilte er das Geheimniß mehreren Freunden mit, die es wohl auch einigen Bekannten anvertrauten, von einer Mitwissenschaft sämmtlicher Patrioten im ganzen Lande und ihrem fabelhaften Schweigen war um so weniger die Rede, als die meisten erst kurz vor dem Einrücken der Oesterreicher davon Kunde erhielten. Letzteres erfolgte unter der Anführung des Feldmarschallieutenants Chasteler am 9. April. Am selben Tage erließ auch Hofer aus Sand in Passeier eine vom Erzherzog Johann verfaßte „offene Ordre", worin er zur Besetzung der mühlbacher Klause und des Kuntersweges aufforderte und einige Comandanten ernannte. Er selbst rückte mit etwas mehr als 300 Passeirern am 10. April nach Sterzing, wo er tags nachher durch die dortigen Einwohner verstärkt 600 Bayern unter dem Major

Speicher angriff. Nachdem 5 der letzteren getödtet und 25, darunter auch der Major, verwundet waren, ließ sie Hofer auffordern sich zu ergeben. Da dies barsch abgelehnt wurde, gerieth er auf den Einfall zum Schutze seiner Bauern gegen die feindliche Kanone drei Heuwagen vorzuschieben, woran er sogleich selbst Hand anlegte. Erst nach einem ferneren Verluste von 200 Mann und auf die Vorweisung der Originalordre des Erzherzogs Johann ergab sich der Feind. Dieser Erfolg machte dem passeirer Commandanten Muth sich auch einer neuen größeren Abtheilung Franzosen und Bayern entgegen zu setzen, die nachmittags unter General Bisson von Mauls anrückte. Er sandte ihr den passeirer Hauptmann Georg Laner entgegen, allein da sich die meisten seiner Bauern alsbald zerstreuten, mußte er sich zurückziehen und der Feind übernachtete noch am selben Abende in Sterzing. Hofer hielt sich während dessen eine Stunde seitwärts in Gasteig und überließ es auch am folgenden Tage dem Laner und anderen den Feind auf seinem Zuge nach Innsbruck zu beunruhigen, wo sich die Franzosen nebst den dortigen Bayern am 13. April den Schützen ergaben. Der fromme Commandant der Passeirer feierte aber an eben diesem Tage seinen Sieg in Sterzing damit, daß er auf allerhöchsten k. k. Befehl allenthalben „Andachten und Kreuzzüge" anordnete. Bald nachher begab er sich wieder in seine Heimath um neue Landstürmer zu sammeln, rückte mit 450 Mann unter dem Oberstlieutenant Leiningen an die südliche Landesgränze und betheiligte sich am 27. an einem Gefecht bei Pilcante unweit Ala. Der Ruhm jenes Tages gebührt aber nicht ihm, sondern dem wackern Schützenhauptmann Gasser, der die Oesterreicher vor einer Niederlage rettete und die Franzosen zurückdrängte.

Mittlerweile war Erzherzog Carl durch Napoleons „fünftägigen Feldzug an der Donau" zum Rückzug genöthigt und General Wrede drang am 11. Mai über Elmau von neuem mit

einem starken bayerischen Armeecorps durch das untere Innthal gegen Innsbruck. Die Oesterreicher unter Chasteler wurden am 13. Mai bei Wörgl geschlagen und wichen von dort an fortwährend vor der bayerischen Uebermacht zurück, wobei sie zuletzt bei Volders nur darauf bedacht waren den Bauern, die sie geflissentlich seitwärts auf die Anhöhen beordert, auf ihrem Rückzug über die ellenbogener Straße zu entwischen. Chasteler hatte sich bereits nach Steinach begeben und erließ von dort voll Angst und Verwirrung die widersprechendsten Befehle. Der panische Schrecken, der ihn ergriffen, erreichte seinen höchsten Grad, als er durch den Schützenmeister Teimer erfuhr, Napoleon habe ihn in die Acht erklärt und befohlen ihn als Chef einer Räuber- und Mörderbande 24 Stunden nach seiner Verhaftung zu erschießen. Auch die sogenannte Intelligenz verlor den Muth und sann nur mehr auf Unterwerfung. Die Innsbrucker sandten dem bayerischen General eine Deputation entgegen, welche eine Capitulation erwirken und nur um Erhaltung der katholischen Religion und Schutz des Eigenthums bitten sollte. Sie wurde von einigen Geistlichen begleitet, welche die durch den Brand von Schwatz erbitterten Bauern beschwichtigen mußten. Nach dieser muthlosen Verdemüthigung rückte Wrede am 19. Mai in Innsbruck ein und befahl den dortigen Bürgern Abgeordnete an den König von Bayern und den Kaiser Napoleon zu senden um Gnade und Verzeihung des Geschehenen zu erflehen. Man wählte dazu Leute aus den vier Ständen und beiden Landestheilen, die besten österreichischen Patrioten ließen sich dazu brauchen.

Hofer erhielt die Kunde vom Einbruch der Bayern eben, als er mit seinen Landstürmern nach Passeier zurückkehrte, er eilte wieder über den Jaufen nach Sterzing und fing dort ein Schreiben des FML. Chasteler an den General Buol auf, das diesem den Rückzug befahl. Voll Mißtrauens gegen die Oesterreicher,

deren Abzug er besorgte, schien ihm jede Hinterlist erlaubt, wiewohl er sie dem Feldmarschallieutenant sorgfältig verhehlte. Was nun weiter vorzukehren mochte er selbst nicht wissen, denn am 19. erließ er aus Sterzing den kläglichsten Aufruf zum allgemeinen Landsturm, beschränkte ihn tags nachher auf das Ausziehen von Schützencompagnien, ging dann nach Bruneck um Chasteler vom Abzug abzuhalten und wollte, als ihm dieser wegen der bereits am 13. erfolgten Uebergabe Wiens kein Gehör gab, sogar nach Villach zum Erzherzog Johann. Am Ende lag ihm doch die Benützung der am Brenner unter Buol zurückgebliebenen österreichischen Truppen am nächsten, sie konnten angesichts der mittlerweile herangezogenen Schützen, 6000 an der Zahl, kaum entweichen, die Ordre Chastelers, die sie nach Linz berief, wurde neuerdings unterschlagen. Buol, dessen Corps aus 2381 Mann und 130 Pferden bestand, sandte einen Courier an Chasteler und Erzherzog Johann, ließ sich jedoch durch das unausgesetzte Drängen Hofers bestimmen ihm 800 Mann mit 6 Kanonen abzugeben, womit dieser gegen Innsbruck vorrückte. Dazu ermuthigte ihn besonders die Nachricht, das dortselbst nur mehr 6—8000 Bayern stehen und der Rest schon in's untere Innthal abgezogen. Die Ursache davon lag in einem Befehl Napoleons, den Wrede des Commandos des stolzen Herzogs von Danzig überdrüssig zum Abmarsch seiner Division zu erwirken gewußt, der zurückgebliebene Deroy sollte seinen Rückzug decken. Hofer versammelte am 24. Mai Abends seine ganze Mannschaft in Steinach, ließ ihr vom Feldcaplan Josef Alber eine eindringliche Predigt halten, die Absolution von ihren Sünden ertheilen und that dann selbst vor allem Volke mit aufgehobenen Händen das Gelübde dem Herzen Jesu zu Ehren jährlich einen Festtag und zum Gedächtniß der Schlacht in allen Kirchen des Landes ein Hochamt zu feiern. Damit glaubte er wohl das Wichtigste gethan zu haben, was ihm

als Anführer seiner Schützen oblag, denn am Kampfe selbst betheiligte er sich gar nicht. Den Befehl über die ganze Streitmacht führte vom Centrum aus der k. k. Oberstlieutenant Ertl, den rechten Flügel commandirte Oberstlieutenant Reissenfels, während der linke unter den meraner Schützenhauptleuten Graf Hendl und Glatzl focht. Hofer wagte sich am 25. Mai nicht über den Schönberg vor, auch konnte von einem für diesen Tag schon im voraus berechneten Angriff um so weniger die Rede sein, als sich das Gefecht nur ganz zufällig entspann. Die Schützencompagnien von Mais waren um Mittag bis Matrei vorgedrungen und wollten dort eben abkochen, als sich eine bayerische Cavalleriepatrouille nahte und mit ihnen handgemein wurde. Nachdem sie dieser ein Pferd erschossen, erhielten sie, durch 25 kaiserliche Jäger verstärkt, vom Oberstlieutenant den Befehl zum Vorrücken auf Mutters, wo ein feindliches Piquet stand. Das Knallen der Gewehre hatte mittlerweile mehrere Schützen in's Gefecht gerufen, man eilte den Jägern, die mit den Bayern angebunden, zu Hilfe und drängte den Feind in die Ebene von Wilten zurück. Nun besetzten auch die Meraner den Berg Isel; das Gefecht begann auf der ganzen Linie von der Gallwiese bis zur Sill, aber erst um 5 Uhr Abends langte das österreichische Militär mit den Kanonen an. Wiewohl der Kampf bis 9 Uhr Nachts dauerte, erfolgte doch keine Entscheidung, was schon daraus hervorgeht, daß sich die sämmtlichen Bauern in die Dörfer auf den Anhöhen zurückzogen. Hofer zeigte sich Abends so sehr vom Weine benebelt, daß er vom Baron Lichtenthurn um Verhaltungsbefehle angegangen sie zu ertheilen gar nicht im Stande war. Auch beim Haupttreffen vom 29. Mai kann sein Antheil nicht höher angeschlagen werden. Während sich die Schützen wacker mit dem Feinde schlugen, verweilte er bei seinem Freunde, dem Wirthe unter der Schupfen, und entsagte den Freuden des Kruges selbst für die Spanne Zeit nicht, als unweit

der Schänke ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Die Bayern hatten nach heftiger Gegenwehr ihre Munition verschossen, steckten deßhalb gegen 4 Uhr Abends die weiße Fahne auf und sandten einen Parlamentär zum Oberstlieutenant Ertl. Da auch den Tirolern der Schießbedarf ausging, wollte dieser anfangs die gewünschte vierundzwanzigstündige Waffenruhe gewähren, von Baron Lichtenthurn abgemahnt und eine Kriegslist befürchtend gestand er sie nur für 12 Stunden zu. Deroy benützte sie um im Dunkel der Nacht den Rückzug anzutreten und entkam von den Scharen Hofers unbehelligt, während dieser erst am Abend des folgenden Tages ganz gemächlich in Innsbruck einfuhr. Diesem Sachverhalte getreu schrieb schon Hormayrs Schlachtbericht in der Innsbrucker Zeitung Hofer nur das Verdienst der „Aufmunterung" zu und keiner seiner clericalen Freunde wagte es den Intendanten deßhalb der Lüge zu zeihen. Gleichwohl hatte Hofer in den Augen des Clerus ein großes Verdienst am Siege, er erflehte das Glück der Waffen durch sein frommes Gebet vom Himmel und feierte es stets durch kirchliche Feste. Alles Volk war erbaut, als er kurz nach diesen Vorgängen an der Frohnleichnamsprocession in Ratenberg theilnahm; von dort zurückgekehrt befahl er zur Erfüllung seines vorhin erwähnten Gelübdes durch eine Kundmachung aus Innsbruck „das Herzjesufest als beständigen Feiertag im tiroler Kalender roth zu drucken, alljährlich am letzten Montag des Monats Mai in allen Kirchen ein feierliches Hochamt unter Aussetzung des höchsten Gutes und Umzug um den Gottesacker zu halten und diese Feierlichkeit durch ein Te Deum zu schließen". Und als er mit dem weniger fromm gestimmten Intendanten schmollend sich bald nachher bis zum 16. Juli nach Passeier zurückzog, wallfahrtete er mit 600 Schützen nach dem Nonsberg zum h. Romed um für die wunderbare Rettung Tirols zu danken.

Völlig ruhen ließ ihn aber sein unabweislicher Beruf das Weltliche nach seinem Sinne zu ordnen selbst jetzt nicht. Da es keinen Feind mehr im Lande gab, gerieth er auf den Gedanken unter der Anführung der Oesterreicher mit einigen Schützencompagnien in Kärnthen einzufallen und Klagenfurt zu überrumpeln. Er begab sich deßhab zu dem in Sachsenburg weilenden Generalmajor Schmidt, doch kaum daselbst angelangt verkündeten zwei französische Parlamentairs den am 12. Juli zu Znaim zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstand. Daß Kaiser Franz, der erst am 29. Mai seiner treuen Grafschaft Tirol erklärt hatte: „daß sie nie mehr von dem Körper des österreichischen Kaiserstaates soll getrennt werden und er keinen andern Frieden unterzeichnen werde als den, der dieses Land an seine Monarchie unauflöslich knüpft", dieses Versprechen vergessen könne, schien ihm völlig unmöglich. Er erklärte daher durch öffentliche Kundmachung jeden als Feind des Vaterlandes, der die Nachricht von dem Waffenstillstand verbreiten würde und berief Schützencompagnien nach dem Puster- und Unterinnthal zur Vertheidigung der Gränzen. Die darüber von den Franzosen mitgetheilte und vom österreichischen General Wimpfen unterzeichnete Urkunde hielt er nur für „eine feindliche Fineß" und beharrte dabei um so fester, als nach einer Zuschrift des Erzherzogs Johann Tirol in Folge eines Waffenstillstandes nur dann geräumt werden sollte, wenn der Befehl dazu von ihm selbst unterfertigt wäre. Selbst Buol und Hormayr nahmen sie für einen Beweis, daß dieser noch gar nicht bestehe. Erst am 27. Juli traf beim General Schmidt dessen amtliche Kundmachung mit der Weisung ein die Feste Sachsenburg dem Feinde zu übergeben. Der in Lienz weilende Hofer wollte aber auch dieser nicht vertrauen und glaubte ihr erst dann, als ihm sein eigener Bote die Bestätigung vom Erzherzog Johann brachte. In den mitgetheilten Vertragsartikeln war die Räumung

Tirols ausdrücklich bedungen, jedoch für Hofer, der noch immer an der kaiserlichen Versicherung hielt, selbst dies nicht klar genug, und als der Marschall Lefebvre mit dem siebenten Armeecorps von Salzburg ins Unterinnthal eindrang, hielt er es für einen Bruch des Waffenstillstandes und rief das ganze Land zu den Waffen. Nicht bloß der Rettung „zeitlichen Eigenthums", betheuerte er, könne es gelten, „nein, augenscheinliche Gefahr droht unserer heiligsten Religion, für diese haben wir das große Werk begonnen. Ergreifet die Waffen wider den allgemeinen Feind des Himmels und der Erde!" Von Sterzing aus, wohin er sich sofort begab, bot er auf die Nachricht, daß die Feinde am 1. August aus Innsbruck dahin aufgebrochen, die ganze dortige Umgegend zum Landsturme auf, schrieb nach Klausen an den Kapuziner Joachim Haspinger, er möge Schützen werben und nach dem Brenner schicken, sandte Boten nach Passeier, Meran, Vintschgau, Ober- und Unterinnthal und verkündete aller Orten, das Vaterland sei bedroht. Nur er selbst hielt es für rathsam sich einstweilen nach dem 1. August durch drei volle Tage auf der schindler Ecke in einer Höhle am Ausgang des passeirer Thales zu verbergen. Kurz vorher im Mai war er ganz erbittert über den Kleinmuth Chastelers, der sich durch die Achtserklärung Napoleons schrecken ließ, ihn selbst trieb schon eine dunkle Ahnung davon in die Flucht, denn Lefebvre hatte in der am 1. August erlassenen Kundmachung nur den Major Teimer von der Amnestie ausgenommen, Hofer dagegen mit den andern Commandanten bis zum 10. nach Innsbruck geladen. Der Befehl alle zu erschießen, die von ihm verleitet die Waffen ergreifen sollten, wurde erst am 2. August, also nach seiner Entweichung erlassen. Gleichwohl hielt er sich schon für „vogelfrei" und träumte von einer „größeren Summe Geldes", die auf seinen Kopf gesetzt wäre. Wahrhaft Mitleid erregend ist ein von ihm am 4. August aus seinem

Versteck erlassener Aufruf an die „herzallerliebsten Tiroler“ worin er sagt, daß er so lange unsichtbar bleiben wolle, bis sich eine hinreichende Anzahl wahrer Patrioten hervorgethan „wegen Gott, Religion und Vaterland zu kämpfen“, erst wenn er sich dadurch gesichert wisse, wolle er sie anführen — „so viel sein Verstand vermag“. Unterzeichnet war er: „Euer treues Herz. Andere Hofer Obercomedant von Passeier. Dermalen wo ich bin“. Seine guten Freunde die Geistlichen ließen es auch wirklich nicht an glühender Beredsamkeit zur Rettung des allein wahren Glaubens fehlen. Der Kapuziner Haspinger trieb den Peter Mayr Wirth in der Mahr, einen der wackersten Anführer, der nun von keinem Widerstand mehr wissen wollte, mitten in der Nacht aus den Armen seines jammernden Weibes, der Kaplan Johann Gruber stellte sich als Commandant an die Spitze derer von Villanders, Latzfons und Feldthurns, Paul Wassermann, ein Chorherr von Neustift, und Georg Lantschner, Curat von Weitenthal, ließen in der Gegend von Schabs, Mühlbach, Rodeneck und Schöneck Sturm läuten, predigten das Crucifix in der Hand den Kreuzzug gegen die Verächter des Christenthums und liefen wuthentbrannt vor ihren Scharen her. Die letzteren beiden waren es auch, die auf den kühnen Gedanken geriethen Steine und Bäume von den Anhöhen auf die Vorhut der heranziehenden Sachsen hinabzurollen und es kaum erwarten konnten, bis diese zwischen den Felsen und der Eisack eingeklemmt dieser tückischen Waffe nicht mehr zu entfliehen vermochten. Auch im Oberinnthal war es fast zur nämlichen Zeit ein Geistlicher, der Pfarrer von Fließ, der auf Hofers Geheiß bei der Pontlatzerbrücke dieselben Geschoße auf die fliehenden Bayern losließ. Der Vertreibung Lefebvres aus dem Eisack- und Wippthale gewährte übrigens Hofer, auch nachdem er wieder „sichtbar geworden“, keinen andern Vorschub als durch Nachsendung von Mundvorrath und Mannschaft, allen befahl er sich

„eilends nachzumachen“, während er selbst wohlgeborgen in seiner Heimat blieb. Erst nachdem die passeirer und andere Schützencompagnien den französischen Marschall zur Flucht genöthigt und ihn auf seinem Rückzug nach Innsbruck so hart bedrängt, daß er ohne Hut und zwischen zwei Pferden zu Fuß schreitend in Wilten einzog, langte Hofer am 12. August mit dem Troß des Landsturmes auf dem Schönberge an. Nun fühlte er Muth genug auf den folgenden Tag einen allgemeinen Angriff anzuordnen, der Landsturm rückte wieder von drei Seiten vor, gerade so wie am 29. Mai, an Leitung und Ordnung ward aber um so weniger gedacht, als Hofer selbst nichts davon verstand. Donay, sein späterer „Oberfeldkaplan“, vergleicht das „planlose Raufen“ mit einer „wilden Jagd“. „Fest und sicher“, sagt der Kapuziner Haspinger in dem ihm nachgeschriebenen Aufzeichnungen über die Mitwirkung Hofers, „stand der Held wohl hinter seinen Passeirern, aber nicht bei ihnen“. Er saß auch diesmal während des ganzen Kampfes wieder bei Freund Etschmann Wirth in der Schupfe. Abends zogen sich die Bauern auf die Anhöhen zurück um am folgenden Morgen den Angriff zu erneuern, woran sie jedoch ein heftiger Regen verhinderte. Lefebvre benützte die Nacht des 14. zum vollständigen Rückzug, den er schon vor dem Treffen begonnen, und entkam ohne irgend eine Belästigung oder Verfolgung von Seite Hofers. Als dieser am 15. in Innsbruck einzog, hatte er vollauf zu thun mit den tollen Massen der Landstürmer, die zwar, wenn es um 12 Uhr Mittags zum Gebete läutete, andächtig ihr Haupt entblößten, nachhin aber um so wilder schrieen und tobten, ehrsame Leute beschimpften und bedrohten und ihr Gelüste nach Raub und Beute kaum verbergen konnten. Hofer, der mit dem Provincial der Kapuziner eben bei Herrn von Stadler der Freuden der Tafel pflog, zeigte sich vom Lärm aufgeschreckt entrüstet am Fenster und hielt eine Standrede, worin er seine Schützen durch einen Vergleich

mit den Bayern zu beschämen suchte. Dies machte zwar augenblicklich die gewünschte Wirkung, da selbe sich aber nur auf die zunächst stehenden Haufen beschränkte, mußten am Ende doch die Geistlichen vermittelnd einschreiten, sie hatten auf das Volk ja stets mit gutem Erfolge gewirkt und konnten es auch jetzt am leichtesten beschwichtigen.

Die Bauern dünkten sich nun Herren des Landes, der Intendant Hormayr und die österreichischen Truppen, wenige Ausreißer ausgenommen, hatten es verlassen, die Behörden waren machtlos, die Landstürmer trunken von ihrem Siege. Nichts war natürlicher, als daß jetzt ein Bauer an die Spitze trat, nur ein solcher entsprach dem Geschmacke seiner Freunde, der Stutzenträger, die stets vom Todtschlagen der „Herren" sprachen und nicht minder jenem der Geistlichen, die allein noch Ansehen und Einfluß behielten. Hofer hatte sich schon bei der letzten Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf Eingebung des fanatischen Kolb mit dem Gedanken befreundet, „so lang es Gott geliebt", den Grafen von Tirol zu spielen, nur seine Flucht hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, thatsächlich stand er auch seit der Zeit, als er die Landstürmer zum Kampfe aufforderte und auf den Platz der Entscheidung rief, an der Spitze der Bewegung. Nach seinem Einzug in Innsbruck am 19. August nahm er sofort den Titel eines „Obercommandanten von Tirol" an, das erste Schriftstück, das er als solcher unterzeichnete, war eine offene Ordre an die Commandantschaft von Meran, worin er ihr befahl mit den noch ausstehenden Schützencompagnien zu Hause zu bleiben. Seine Freunde und wohl auch er selbst waren aber damit nicht zufrieden, er sollte auch die Verwaltung des Landes übernehmen oder wenigstens seinen Namen dafür hergeben, und wie ein dem Clerus sehr ergebener Augenzeuge versichert, waren es vorzüglich die geistlichen Herren, die dazu drängten, Adel und Bürger der Landeshauptstadt, ja selbst

die Beamten zeigten sich damit einverstanden. Bald darauf bezog er die Hofburg.

Er mochte sich schon in den ersten Augenblicken seiner jetzigen Stellung nicht gewachsen fühlen und lud daher sogleich den alten Grafen Leopold Künigl zu einer Besprechung ein. Der Graf wollte die Verantwortlichkeit für das neue Regiment nicht allein übernehmen, versammelte einige und zwanzig Beamte und führte ihnen die Gefahr einer völligen Anarchie lebhaft zu Gemüthe. Wie sehr davon alle überzeugt waren, zeigt der Eingang der von Hofer unterfertigten Kundmachung vom 23. August, worin die Einsetzung eines Provisoriums mit der Lockerung aller Bande der gesetzlichen Ordnung, der bedrohten Sicherheit der Personen und des Eigenthums gerechtfertigt wurde. Anfänglich schien es auf eine ständische Verwaltung abgesehen, als aber Joseph von Röggla, den man zum Generalreferenten ernennen wollte, diese Bürde ausschlug, einigte man sich schon in der zweiten Sitzung auf eine provisorische Generallandesadministration, deren Oberleitung die bisher bestandenen Kreis- und anderen Behörden unterordnet wurden. Sie bestand aus einem Vorsitzenden, drei Referenten und fünf Beisitzern, erst mit dem Erlaß vom 29. September wurden sechs Referenten und eben so viele Nationalrepräsentanten, nämlich zwei aus jedem der drei Kreise aufgestellt, die der Obercommandant, der sich durch sein leidenschaftloses Benehmen das unbeschränkte Zutrauen der Nation verdient zu haben schmeichelte, nach seinem besten Ermessen ernannte. Als Grund dafür wurde angeführt, daß „bei den langwierigen Förmlichkeiten einer vorzunehmenden Wahl das gemeine Beste auffallend gefährdet würde“. Dieser Rath von Patrioten besorgte vom 1. September bis zum 21. October die laufenden Geschäfte und zwar ohne Beisein des Obercommandanten, der sich dabei nur durch einen seiner passeirer Bauern und bei der letzten Sitzung auch durch den nach-

hin wegen seines den Jesuiten gewährten Vorschubes bekannten Joseph von Giovanelli vertreten ließ. In einigen Angelegenheiten ging Hofer auch unmittelbar selbst vor, oder entschied gegen die Ansicht seiner Vertrauten namentlich in geistlichen Dingen. Die frommen Diener der Kirche gingen früh und spät unangemeldet bei ihm ein und aus und durften stets seiner Willfährigkeit versichert sein. Nichts spricht dies besser aus als die Zuschrift, die er schon am 21. August, also noch vor der Einsetzung der Landesadministration, an die „Hochwürdigen Seelsorger in Tirol" zu erlassen für nöthig hielt, sie bezeichnet, wenn auch von dritter Hand, jedoch gewiß ganz in seinem Sinne geschrieben, wie vielleicht kein anderes Actenstück die unterwürfige Haltung, die er ihnen gegenüber einnahm. Nur „mit der ihrem Stande gebührenden Hochachtung" wagt er es „seine Stimme zu ihnen zu erheben" und gibt dem Unendlichen vorzüglich blos deshalb öffentlich die Ehre des Gelingens seiner Unternehmungen, „weil Sie es gerne hören". Zumeist liegt ihm sein Gelöbniß am Herzen „die christliche Religion nach seinen Kräften zu befördern", schon die Bekanntgebung dieser Absicht an die „Hochwürdigen" gehört ihm mit zu den Bemühungen es zu erfüllen. „Hochachtungsvoll" fordert er sie „mit aller Rücksicht auf kirchliche Gewalt und Ansehen" auf „nach der Ihnen gegebenen Gewalt die öffentlichen Gebete so wie die Danksagungen zu verstärken" und bittet sie schließlich „mit ungeheuchelter Ehrfurcht vor kirchlichem Ansehen" die Hindernisse des Guten zu schwächen, die Gefahren für die christliche Religion zu entfernen und die Anhänglichkeit daran zu beleben".

So schmeichelhaft diese Zuschrift war, mochte es den geistlichen Beiständen des Obercommandanten doch nicht ganz genehm sein, daß die Anordnung einer Feier des eigentlich nur durch und für die Kirche errungenen Sieges von ihnen und nicht von den Männern mit Schwert und Stutzen ausgehe, wenigstens ist es

auffallend, daß Hofer selbst zwei Tage nach obigem Erlaß, worin er die Veranstaltung öffentlicher Gebete ausdrücklich der kirchlichen Gewalt vorbehält, zum Dank für die wunderbarliche Errettung des Vaterlandes und zur Erflehung ferneren Waffenglücks auf den 3. September in jeder Seelsorgskirche ein zehnstündiges Gebet mit Hochamt, passender Kanzelrede und Te Deum anordnete und zugleich befahl „alle Gottesdienste wie vorhin (als wir noch österreichisch waren) zu halten“. Denselben Eingebungen entstammte auch eine fernere Verordnung vom 10. September, womit alle Tanzmusik außer bei Hochzeiten, die Verabreichung von Speise und Trank in Bier-, Wein- und Kaffeeschänken während des feierlichen Gottesdienstes und das nächtliche Umherschwärmen verboten wurde, denn nichts ärgerte die Diener des Altars mehr als der Kaltsinn der Bayern in derlei Sachen der Kirchenzucht, auch wurde die seelsorgliche Aufsicht über die Sittenpolizei dadurch verschärft, daß „Weibspersonen, die außer der Ehe Mütter geworden“, den Vater des Kindes dem Pfarrer anzuzeigen verpflichtet wurden.

Neben der „Religion“ lag ihm und seinen hochwürdigen Freunden zumeist der Unterricht an, dessen Bevormundung stets eine Hauptstütze des wahren Glaubens war. Als er anfangs September nach Brixen kam, besuchte er zuerst die Domkirche, sofort aber gleich den Fürstbischof und es bedurfte blos seiner Erinnerung an das von den Bayern aufgehobene Seminar um den Befehl zu dessen Räumung und Zurückstellung binnen dreimal 24 Stunden zu erwirken. Unter einem wurde der Generallandesadministration aufgetragen, dessen Güter und Gefälle dem bischöflichen Verwalter einzuweisen und dem Rentamt bedeutet, daß die Einkünfte der Pfründe von sechs, theils verstorbenen theils abwesenden Domherren für das wiederherzustellende Lyceum verwendet werden sollen. In Bozen hob der Obercommandant die bayerische

Realschule auf und setzte die Franziscaner wieder in das dortige Gymnasium ein, in Meran gab er die Mittelschulen nebst der sogenannten philosophischen Anstalt den Benedictinern zurück. Hiemit noch nicht zufrieden, verlangte der Fürstbischof die durchaus neue Besetzung aller Lehrkanzeln in Brixen und an der Universität, dem Gymnasium und den deutschen Schulen zu Innsbruck und wiewohl die Generallandesadministration die überraschende Kühnheit hatte diesen Antrag als einen Eingriff in die Majestätsrechte zu erklären, ließ sich Hofer an seiner Zustimmung doch nicht irre machen, weil, wie er sagte, der Kaiser von Oesterreich die Gewaltschritte der bayerischen Regierung nicht als einen Zuwachs landesherrlicher Rechte ansehen könne. Bei der provisorischen Ernennung der Professoren galt es ihm dann als Hauptsache, daß er die Genehmigung des Ordinariats eingeholt hatte; die als freisinnig verschrieenen Lehrer enthob er ihres Amtes, ließ sie verhaften und sandte sie nach Taufers ins Exil, auch verbot er alle Schul- und Vorlesbücher, die nicht im Sinne der katholischen Kirche verfaßt seien. Der Erlaß war, wie kaum zu verkennen, von einem seiner geistlichen Helfer F. N. Köck verfaßt, der selbst zu den neuen Professoren der Theologie zählte. Was aus Mangel an Geld zu seinem großen Bedauern nicht bewirkt werden konnte, war die Herstellung der aufgehobenen Stifte des Regular- und Curatclerus, da die Zinsen der Fonds stockten, und wenn sie dafür flüssig gemacht wurden, die Mittel für die Studienanstalten fehlten, die wegen des nöthigen Nachwuchses für den geistlichen Stand vor allem zu berücksichtigen waren. Nur die Clarissen in Brixen und die Benedictinerinnen auf Säben so wie die Brüderschaften wurden in den Besitz ihres Vermögens wieder eingesetzt, die Pensionen der Stiftspriester erhöht und dem verdienstvollen Fürstbischof von Chur das fürstenburgische Urbar sammt Schloß und Zugehör rückgestellt.

Der Verstand in weltlichen Dingen hielt mit dieser Leitung der geistlichen gleichen Schritt. Gleich anfangs beantragte die Landesadministration zur Herbeischaffung von Geldmitteln die neuerliche Einführung des Aufschlags vom Wein, Branntwein und Essig, wie er unter Oesterreich bestand. Hofer, der ehevor mit diesen Gegenständen Handel trieb, somit ein Mann von Fach war, setzte sie auf ein geringeres als das vorgeschlagene Ausmaß herab und ermäßigte auch die Zollgebühren der Saumpferde in Passeier auf die Hälfte. Dem Schützenhauptmann Franz Ram hatte er eine unbeschränkte Vollmacht ertheilt von den Berg- und Zollämtern das vorräthige Metall und Geld abzuheischen und Commissäre einzusetzen; auf die darüber eingelangten Beschwerden erklärte er den Auftrag bloß zum Nachsehen in den Werken ertheilt zu haben. Weder die neu errichteten Aufschlagämter noch der Bergsegen, den die österreichische Intendantschaft hinreichend ausgesogen und verschleudert hatte, gewährten nur annäherungsweise eine Bedeckung der Auslagen, alle öffentlichen Cassen waren erschöpft, selbst die Steuern wollten nicht einfließen. Schon am 10. September sah sich Hofer zur Erklärung genöthigt, daß der Rückstand der Schützenlöhnungen nicht zur Verweigerung des Dienstes berechtige, ein Aufruf vom 22. zeigt, daß nicht nur Steuern, Grundzinsen und Zehnten sondern selbst Aufschlags- und andere Gefälle, Zölle und Weggelder nicht entrichtet wurden, der Obercommandant gesteht ganz offen, daß „der gesammte Gefällenbezug in eine gänzliche Stockung gerathen sei". Nach einer zwei Tage später erschienenen Verordnung wurde es sogar nöthig einigen Gerichten die von ihnen zur Bestreitung des Gerichtsbedarfes beantragte Zurückhaltung der landesfürstlichen Steuern zu verbieten. Wiederholt klagt der Obercommandant, daß nicht nur die Staatsanstalten aus Mangel an Bedeckung gehemmt, sondern selbst die Seelsorger, die Exreligiosen und Exnonnen dem drückendsten

Elende preisgegeben seien. In dieser Noth griff er mit Erlaß vom 25. September im Namen des Kaisers, für den er allein zu handeln erklärte, seine Zuflucht zu dem von der Intendantschaft ausgeschriebenen, aber noch zu mehr als drei Viertheilen ausständigen forcirten Darleihen unter der feierlichsten Versicherung, daß „die k. k. österreichische Regierung für jeden auch den schlimmsten Fall um Capital und Zinse Garantie und Selbstzahlerin sein werde“. Keiner dieser Aufrufe that jedoch die gewünschte Wirkung, die Bande der Ordnung waren gelöst und den Leuten in der innsbrucker Hofburg fehlten Einsicht und Kraft sie wieder herzustellen. Dazu hätten ihre Organe, namentlich die mit der Leitung der Defensionsgeschäfte betrauten Personen, verständige und kluge Männer sein müssen; wir erfahren aber aus einer ebenfalls am 25. September ergangenen Verordnung gerade das Gegentheil. Es wird ihnen daselbst vorgeworfen, daß sie „statt den Civil- und Cameralämtern zur Aufrechthaltung des so nothwendigen Ansehens die gehörige Assistenz zu leisten sich vielmehr beigehen lassen nicht nur in politische Gegenstände sich einzumischen, sondern selbst in Cassasachen die ausschweifendsten Anmaßungen sich erlauben“. Diese Sprache des Obercommandanten kennzeichnet den Stand der Dinge.

Um auf die Einrichtung der Landesvertheidigung näher einzugehen muß man vernehmen, wie des Obercommandanten Kanzlei, Kriegsrath und Hofhaltung beschaffen, wie er selbst hohe Politik trieb, welche Operationen und durch wen er sie ausführen ließ. Eine seiner ersten Ordonanzen im Kriegswesen war die am 18. August erlassene Aufforderung alle erbeuteten „Pferde, Sättel und Zeug, dann Gewehre, Munition und Kanonen“ an die Obrigkeiten einzuliefern; dieser folgte am nächsten Tage eine andere, die den zurückgebliebenen, selbst ranzionirten Militäristen befahl sich beim Obersten Freiherrn v. Luxheim, einem Abenteurer,

der sich diesen Titel selber beilegte, zu stellen, damit sie von ihm „wiederum gehörig armirt, dienstfähig gemacht und mit allem nöthigen versorgt werden“. Er hatte hiebei vorzüglich die Absicht, ein kleines Reitercorps zu bilden, wofür er kurz nachher vom bozener Handelsstande die vollständige Ausrüstung für 50 Mann und von der Stadt Meran 50 Reitermäntel erhielt. Trotz allen Bemühens konnte diese grün und roth uniformirte Garde nur auf 100 Mann gebracht werden, sie bestand meist aus Ueberläufern, benahm sich gegen Jedermann roh und ausgelassen und veranlaßte überall die gerechtesten Klagen. Vor allem sollte sie den Ordonanzdienst versehen, da die Correspondenz des Obercommandanten vielfach von seinen eigenen Leuten erbrochen wurde, wie er sich dies früher selbst mit Chastelers Depeschen erlaubt hatte. In der Wirklichkeit diente sie hauptsächlich zur Parade, Hofer dünkte sich der Stellvertreter des Kaisers, übte als solcher die Majestätsrechte, begnadigte Verbrecher, namentlich einen des Mordes geständigen Wilddieb, und schlug Silberzwanziger, auf die er neben dem tiroler Adler die Anfangsbuchstaben seines Namens setzte; ein ähnliches Siegel führte er auch als Obercommandant. Die hohen Begriffe, die er von seinem Amte hatte, hinderten ihn jedoch nicht seine Kanzlei einem Schullehrer von Schlanders, den er zu seinem Adjutanten erkor, anzuvertrauen, seine Kasse führte Johann Holzknecht, der Gastwirth von St. Leonhard in Passeier, sein Kriegsrath bestand aus einigen reichen Bauern der meraner Gegend, die von Zeit zu Zeit mit anderen abwechselten und wohl auch einen halb verrückten Passeirer, Karl Thurnwalder, unter sich litten, der immerfort versicherte: „die Engel wollen Blut sehen“. Auch mit den anderen Ober-, Unter- und Platzcommandanten im ganzen Lande war es nicht besser bestellt. Mit geringen Ausnahmen hatte er lauter Bauern dazu ausersehen, darunter solche, die, wie Jakob Torgler im südlichen Tirol, weder lesen noch schreiben konnten.

Auf das Ungeschick des letzteren in der Leitung der dortigen Angelegenheiten ist vorzüglich in Trient die Wirthschaft Dalponte's zu schreiben, eines Schwindlers, der eine Bande von Räubern, Mördern und französischen Ausreißern anwarb, Kriegssteuern ausschrieb, plündernd im Lande umherzog und seinen Unfug nicht eher einstellte, als man seiner endlich habhaft wurde. Ein anderer dieser Befehlshaber, Johann Nepomuck v. Kolb, Hofers innigster Freund, gab Erscheinungen vor, womit ihn die Jungfrau Marie und die Engel begnadigten. Hofer selbst nährte großartige Kriegsgedanken. Er verordnete, daß alle waffenfähige Mannschaft von 18 bis 60 Jahren beschrieben, in Compagnien eingetheilt und unter selbstgewählte Offiziere gestellt werde. Wenn zu ihrer Besoldung das Geld fehlte, war ihm dafür der Segen des Himmels gewiß. An diesem hieng er so fest, daß er meinte den österreichischen Waffen könne der endliche Sieg gar nicht fehlen, und da auch Erzherzog Johann Tirol nicht aufzugeben schien, glaubte er die wunderlichsten Nachrichten. In Folge einer aus dem k. k. Hoflager durch einen „Vertrauten" angelangten Depesche gab er seinen „lieben Landsleuten" am 1. September öffentlich bekannt, daß bloß „die Hauptarmee ohne die beträchtlichen Corps der Erzherzoge Johann und Ferdinand, die Hungarische Insurrection und die böhmischen sowie österreichischen Landwehren über 300,000 Mann zähle". Daran war die Versicherung geknüpft: „das mächtige Haus Oesterreich sei durchaus und immer bedacht seine getreuen Länder Tirol und Vorarlberg als die Perle seiner Staaten zu erhalten oder wenigstens für einen österreichischen Prinzen zu behaupten." Etwa 14 Tage später, als ihm der in die Gefangenschaft zurückgekehrte bayerische Oberlieutenant Baron Völderndorff die Sachlage anders schilderte, hatte er freilich einige muthlose Augenblicke und dachte auf kurze Zeit allen Ernstes daran eine Deputation an den Kaiser Napoleon zu senden, die von ihm

Schutz erflehen sollte. Dies hinderte ihn jedoch nicht ein par Tage später einen Aufruf an die Bewohner Kärnthens zu erlassen, worin er sie im Vertrauen auf den „sichtbaren Beistand des Himmels" mit Hilfe seiner tiroler Schützen den Feind aus ihrem Lande zu jagen antrieb. Zu gleicher Zeit sandte er dem Kapuziner Haspinger und Commandanten Speckbacher Mannschaft und Munition zu einem Einfall in's Salzburgische nach, wo der letztere Napoleon auf seiner Rückkehr abschneiden und fangen wollte. So verstand Hofer die Haltung des Waffenstillstands, dessen Verletzung er dem Feinde in seiner Halsstärrigkeit vorwarf; der Ausfall nach Golling und Hallein war jedenfalls ein absichtlicher Bruch desselben, wenn man auch den abenteuerlichen Streifzug der Freischaren Luxheims gegen Belluno und die Kämpfe in Wälschtirol als vom Andringen des Feindes hervorgerufen ansehen mag. Beide Unternehmungen waren überdies nutzlos, denn Luxheim wurde von den Franzosen geschlagen und sein Corps theils gefangen, theils zerstreut, der Feldzug gegen den nach Trient heraufrückenden General Peyri mißlang anfangs durch die Führung des unfähigen Torgler später aber durch die Fahrlässigkeit der Schützen selbst, die am 10. October von den Franzosen im Schlafe überfallen und zurückgejagt wurden.

Kaiser Franz belohnte mittlerweile Hofer durch eine Auszeichnung, die diesen in seinen überspannten Hoffnungen nur bestärkte. Am 28. September trafen in Innsbruck Sieberer und Eisenstecken aus dem kaiserlichen Hoflager ein und überbrachten für ihn nebst 3000 Dukaten die große goldene Gnadenkette, für den Kapuziner Haspinger das geistliche Verdienstkreuz, für Speckbacher und andere Anführer ansehnliche Geschenke. Sie kündeten zugleich die nahe Ankunft des Oberlandes- und Kriegscommissairs von Roschmann an, der noch andere Geldmittel und Aufträge bringen sollte. Sogleich befahl der Obercommandant allen Pfarrern am 4. October, dem Namensfeste des Kaisers, Andachten zu

halten und das Te Deum laudamus zu singen. Er selbst empfing in der Hofkirche zu Innsbruck voll andächtiger Inbrunst das Ehrenkleinod aus den Händen des Prälaten von Wilten, nachdem ein Exjesuit in der Predigt den Sieg der tiroler Stutzen nur der wunderbaren Fügung des Himmels zugeschrieben.

Die Hofhaltung des Obercommandanten war übrigens ganz nach dem werkheiligen Geschmacke der Bauern; ein Crucifix nebst einem Madonnenbilde schmückte seinen Speisesaal, morgens und abends besuchte er regelmäßig die nahe Pfarrkirche, betete nachts den Rosenkranz und sang geistliche Lieder. Nur auf guten Wein, den er sich aus dem Etschlande kommen ließ, legte er starkes Gewicht, sonst war seine Tafel einfach bestellt, er ließ sich die Speisen aus einem nahen Kafeehause holen, frühstückte nur Brod und Käse und beschränkte die Kosten des ganzen Mundbedarfs sowohl für sich als jeden seiner Gäste auf tägliche 45 kr. Seine Wachen, die mitunter auf Stühlen saßen, verkürzten sich die Zeit durch herbeigeschafftes Getränke. Während man so Tag für Tag ohne irgend eine Ahnung dessen, was bevorstand, dahin lebte, verbreitete sich plötzlich am 12. October ein Friedensgerücht, wornach Tirol und Salzburg an den Erzherzog Ferdinand kommen sollten. Diesem widersprachen aber andere Nachrichten, namentlich eine Mittheilung aus dem Hoflager zu Totis, daß zwei Deputirte um Subsidien nach England abgereist seien und Oberstlieutenant Leiningen sich die Rückkehr nach Tirol beim Kaiser erbeten habe.

Gleichwohl wurde der Friede am 14. zu Wien abgeschlossen und schon am 16. rückte der französische Divisionsgeneral Graf Drouet d'Erlon von Reichenhall über Meleck, wo seine Truppen die Schützen Speckbachers umringten und in die Flucht trieben, gegen das Unterinnthal vor. Der eben angelangte österreichische Kriegscommissär v. Roschmann, der vom Friedensabschluß keine Kunde hatte, rieth noch immer zur Fortsetzung der Feindseligkeiten,

allein das flüchtige Sturmvolk wollte nicht mehr Stand halten. Alles floh nach dem vielbewährten Stützpunkt am Berg Isel und Hofer selbst zog sich dahin aus Innsbruck am 21. October zurück.

Getrennt von den Räthen der Landesadministration, die ihm stets mit ihren Eingebungen beistanden nun aber in Innsbruck zurückblieben, wurde er der Spielball der widersprechendsten Einflüsse. Haspinger und Donay bekämpften einander wechselweise um sich seiner zu bemächtigen. Der Kapuziner von einem mißglückten Zuge gegen General Rusca aus Kärnthen zurückgekehrt stachelte Hofer täglich zu neuen nutzlosen Feindseligkeiten; Donay, dem der Obercommandant am 14. October „die unumschränkte Vollmacht ertheilte, bei allen Grenzcompagnien, Oberkeiten und Decanaten durch brüderliche Eintracht die gute Sache zu fördern," war anfänglich nach Unterinnthal gereist, dann aber in den Tagen der Flucht und allgemeinen Verwirrung durch seine Beredsamkeit und mit dem Säbel in der Hand der Beschützer des von den Horden der Stürmer bedrängten Innsbrucks geworden und eifersüchtig auf die Rolle seines Amtsgenossen. Der fanatische Mönch hatte Hofer ganz in seinen Händen, er wußte ihm den schon am 27. October in Innsbruck bekannt gemachten Frieden als bayerische Lüge zu verdächtigen und trieb das gleiche Spiel mit der österreichischen Bestätigung. Am 29. überbrachte Baron Lichtenthurm dem Obercommandanten ein Schreiben des Erzherzogs Johann, worin dieser „auf allerhöchsten Befehl" den traurigen Ausgang des Krieges und zugleich den Wunsch Sr. Majestät kund gab, „daß sich die Tiroler ruhig verhalten und nicht zwecklos sich aufopfern mögen". Hofer ergab sich ganz in Gottes Fügung, ließ die Einstellung des Kampfes nach allen Seiten ausschreiben und wollte eben ins bayerische Lager um zur Beschwichtigung des Landvolks einen Waffenstillstand auszuwirken, als beim Besteigen des Wagens der Kapuziner herbeikam. Daß der

Bote, als er die Hiobspost mündlich eröffnete, von der Fallsucht ergriffen lautlos zu Boden sank, galt ihm als Strafe des Himmels für das teuflische Truggewebe. Um Hofer seiner ruhiger gestimmten Umgebung zu entziehen brachte er ihn nach Matrei, ließ ihn dort von Freund Kolb die ganze Nacht über durch überirdische Offenbarungen ängstigen und that zuletzt noch selbst das Beste durch eine eindringliche Predigt. „Der wahre Glaube," sprach er nach den Aufzeichnungen eines Zeugen, „die Religion, die Kirche und ihre Geistlichen sind im Falle der Unterwerfung völlig verloren. Laßt angreifen am Allerheiligentag, da haben alle Heiligen und die armen Seelen im Fegfeuer Büchsen und Stutzen." Johann Tschöll, ein verarmter Passeirer, unterstützte diesen Köhlerglauben mit einem Traume, worin er die Engel auf einer Leiter vom Himmel niedersteigen und mit ihren Hellebarden die Bayern aus dem Lande wegjagen sah. Solchen Versicherungen vermochte Hofer nicht länger zu widerstehen, „im Vertrauen auf alle Heiligen Gottes und insbesondere den Heiligen Antoni" erklärte er auch das Aeußerste zu wagen. „So können wir's nicht mehr haben, verloren sind wir auf alle Fälle," schrieb er an Straub und gab auf den 1. November Befehl zum allgemeinen Angriff. Er selbst jedoch blieb mehrere Stunden weit hinter dem Kampfplatz in Matrei und überließ es dem Martin Firler die Schützen anzuführen. Dieser, ein dem Trunke ergebener Pferdeknecht, mußte sich zur Stunde der Entscheidung allererst aus dem Rausche ernüchtern, ließ dann, da auf den 1. November das Fest Allerheiligen fällt, Messe und Predigt halten und achtete nicht auf den anrückenden Feind, der vom Herbstnebel begünstigt, mittlerweile Zeit fand sich zu sammeln und nun mit mehr als 30 Geschützen den Kampf begann. Unvermögend den Kanonen Stand zu halten verließen die Bauern ihre äußersten Verschanzungen an der Westseite des Berges Isel, ihre Linie war durchbrochen, Rücken und

Flanke bedroht, alles schließlich nur auf die Flucht bedacht. Auch Firler, der auf dem rechten Innufer vorrückte, wurde von einem nachhaltigen Feuer der Bayern empfangen und mußte bis Zirl zurückweichen. In drei Stunden befand sich der Feind im Besitze der Wahlstatt und der tirolischen Feldschlangen.

Auf dem rechten Flügel von Ambras bis zur volderser Brücke, wo sich Straub, Speckbacher und Sieberer mit ihren Compagnien aufgestellt, hatte man noch nachmittags von diesem Schlage keine Ahnung, die weitesten Vorposten bemerkten auf der Straße von Wattens einen französischen Courier, bemächtigten sich seiner und sandten ihn zu Hofer. Als der Bote mit dem Gefangenen, dem Bataillonschef Sevelinges, ihn erreichte, war er schon nicht mehr in Matrei sondern eine Stunde weiter zurück in Steinach. Weder Hofer noch irgend jemand seiner Umgebung verstand die französischen Depeschen, die man dem Courier abnahm, er schickte somit nach Donay, der jener Sprache kundig und sich in der Nähe hielt um im gelegenen Augenblicke hervorzutreten. Nun war auch seine Zeit gekommen, er allein konnte den Gefangenen ausforschen und entnahm seinen Aeßerungen, die ganz mit dem Inhalt der Briefschaften übereinstimmten, daß die Franzosen im Süden über Lienz, Gröden und Bozen anrücken und die Tiroler auf solche Weise von allen Seiten umringen wollten. Sevelinges rieth zur völligen Unterwerfung sie sollte nach seiner Meinung durch einen schriftlichen Act von allen Anwesenden erklärt und dem in Villach weilenden Vicekönig von Italien gesandt werden. Dies gefiel auch Donay, der sich immer mehr in den Gedanken einlebte der Retter seines schlimm berathenen Vaterlandes zu werden. Der Kapuziner versuchte zwar wieder seine alten Künste, allein die Volksvertreter, darunter auch ein Landrichter und mehrere Bauern aus der Gegend von Meran und Vintschgau, standen zum Freunde des Friedens, der dem Krieger in der Kutte die Thüre wies. Selbst Hofer schien

die traurige Lage einzusehen, in welche der unselige Krieg das Land gesetzt, und war schon so weit gekommen bei Kaiser Franz anzufragen, wie die ungeheuren Schulden bezahlt werden sollten. Mit allgemeiner Zustimmung und Hilfe des französischen Officiers verfaßte nun Donay am 3. November eine Zuschrift an Eugen Napoleon, worin das tirolische Volk Sr. kaiserlichen Hoheit gelobte die Waffen niederzulegen um sich seines Wohlwollens und Schutzes würdig zu machen. Nur österreichische Eingebungen hätten es in letzter Zeit zum Aufstande vermocht, doch wären seine Anführer stets bemüht gewesen die öffentliche Ordnung, die Religion und selbst das Leben der Kriegsgefangenen zu schützen. Vor allem liege ihm an der Erhaltung des katholischen Glaubens. Am Ende erklärten die Unterfertiger der Zuschrift, daß sie es, zumal sie das Glück hätten Zeitgenossen des größten Mannes zu sein, der je gelebt, für unrecht hielten sich noch länger dem Willen des Himmels zu widersetzen, der ihm für die Wiedergeburt der Welt das Dasein geschenkt. Der große Napoleon und sein würdiger Sohn sollten von nun an das tiroler Volk beschützen! Donay übersetzte Hofer und den um ihn versammelten Vätern des Vaterlandes diese französischen Phrasen in die schlichte tiroler Sprache und erhielt vom ersteren auf sein Befragen, ob alles recht geschrieben, folgende Antwort: „Dies müssen Sie besser wissen als ich, ich habe nicht studirt. Unsre lieben Pater (die Mönche) müssen wir haben, in der Religion lassen wir uns nichts dazwischen machen, so viel bezahlen wie ehvor kann das Land auch nicht, woher denn das Geld nehmen? Jetzt wissen Sie, was Sie zu schreiben haben. Das Uebrige wird schon die Mutter Gottes und der h. Antoni zurecht richten.“ Hierauf unterfertigte er das Schriftstück mit seinem Siegel und Namen, dem er die Worte: „Comedant gewöster“ beifügte. Die anderen folgten, Donay und der Schützenmajor Sieberer wurden als Boten gewählt und nöthigten den Kapuziner sie bis Unterau nächst

Brixen zu begleiten. Am 5. November in Villach angelangt wurden sie noch abends vom Vicekönig freundlich empfangen, überreichten ihm den Unterwerfungsact und suchten den Aufstand zu entschuldigen. Donay schob allen Anlaß auf die bayerischen Beamten, welche die frommen Bräuche gestört, Bischöfe und Priester transportirt und im 19. Jahrhundert ein armes Gebirgsvolk wegen seines Glaubens verfolgt hätten. Nicht den Franzosen nur den deutschen Bayern habe sein Haß und Kampf gegolten. Zu bestimmten Bitten aufgefordert erklärte sich Donay außer Stande diese sogleich auszusprechen und ersuchte um Reisepässe für die Vertreter der Landstände, die sie ihm vortragen würden. Der Vicekönig ließ ihm deren 24 mit einem Schreiben zustellen, das an seine Vollmachtsgeber gerichtet war. „Leget die Waffen ab," lautete die Mahnung, „und seid versichert, daß die Generale der Armee euch als Freunde behandeln werden". Unter dieser Bedingung wurde ihnen Vergebung des Vergangenen von der Großmuth Napoleons zugesichert. Die beiden Abgeordneten erfuhren aber schon auf ihrer Rückkehr die neue Erhebung der Bauern, in Bruneck zeigte ihnen der französische Divisionsgeneral Baraguay d'Hilliers aus seinem Fenster die Wachfeuer der ringsum gelagerten Stürmer. Hofer ließ sich durch Lügengerüchte von Siegen über die Franzosen und Bayern und dem Anmarsch von 60,000 Schweizern täuschen, rief nach allen Seiten zu den Waffen und schrieb seinem Freunde Straub, dem er das Ausrücken der Schützen verkündete: „Gott wirth uns noch auf Einer Coriosen Weiss Ehrlösen". Donay gegenüber entschuldigte er sich mit dem Zwang, den ihm einige Brixener angethan, die ihn mit dem Tode bedroht. Der Priester belehrte ihn mit wenigen Worten eines Besseren und bald war wieder niemand, der den Frieden mehr herbeiwünschte als Hofer selbst. Am 8. November erließ er aus Sterzing einen von Donay geschriebenen Aufruf an die Tiroler, seine „lieben Brüder," worin

er erklärte: „Gegen Napoleons unüberwindliche Macht können wir nicht Krieg führen. Ein Höherer leitet Napoleons Schritte. Siege und Staatsumwälzungen gehen aus den unabänderlichen Planen der göttlichen Vorsicht hervor. Wir dürfen uns nicht länger dawider sträuben. Kein Vernünftiger wird gegen den Strom schwimmen. Wir wollen uns nun durch Ergebung in den göttlichen Willen des Himmels ferneren Schutzes und durch brüderliche Liebe und geforderte Unterwerfung Napoleons Großmuth und seiner Allerhöchsten Gnade würdig machen". Um seine Getreuen vollends zu überzeugen, daß nun die Niederlegung der Waffen ihre heilige Pflicht sei, berief er sich zuletzt auf „Seine Hochfürstlich Gnaden, den Fürstbischof von Brixen," der ihn dazu aufgefordert. Man darf dies um so eher glauben, als gerade dieser Prälat nie ein rechtes Vertrauen zum tirolischen Waffenglück fassen konnte.

Mit dieser Kundmachung begaben sich Donay nach Meran und Sieberer nach Innsbruck, Hofer ließ seine Geldkistchen auf Saumpferde laden und zog noch in derselben Nacht nach Hause. Seine Umkehr dauerte freilich nicht lange. Ein paar Studenten, Rupert Markenstein und Cajetan Schweth, mehre tief verschuldete Wirthe, Bauern und Hausknechte, Ausreißer und Abenteurer aus allen Gegenden umschwärmten ihn Tag und Nacht und drängten zu einem neuen Sturmaufgebot. Auch Speckbacher ließ durch geheime Eilboten ansagen, er werde die Bayern in ganz Innthal aufheben, Kolb berichtete den Anzug der Oesterreicher aus Kärnten, zugleich eilte der Kapuziner herbei um den Wankenden aufzurichten. Andrä Hauser, ein junger Passeirer, setzte ihm, wie berichtet wird, den Stutzen auf die Brust, und während er nun am ganzen Leibe zitterte, trat der Kupuziner an ihn heran, schalt Donay einen Betrüger, pochte auf Erzherzog Johanns Hilfe und machte ihm die Hölle heiß, da es das Vaterland und den wahren Glauben gelte. Dies wirkte. Nun wurden Leute, die nichts zu verlieren

hatten, zu Commandanten ernannt, Franz Thalguter mit einem Verhaftungsbefehl Donay nachgesandt und ein Kriegsmanifest erlassen, das am 13. November in allen Kirchen von Passeier verlesen wurde. Boten eilten damit nach Meran und Vintschgau, wo man sogleich predigte, jeder sei excommunicirt, der jetzt nicht zum Gewehre greife. Wie Hofer die Lage der Dinge ansah, zeigt die von ihm nach Vintschgau und Oberinnthal erlassene Ordre, worin er sagt, die Verwirrung sei nur durch Geistliche entstanden, in denen er sich getäuscht habe. Wenn man sich den Feinden ergäbe, würde man sehen, „daß binnen 14 Tagen ganz Tirol von jungen Leuten beraubt und zuletzt unsre Gotteshäuser, Altäre und Klöster, wie auch die Religion vernichtet und uns sammt den Feinden die ewige Verdammniß zubereitet würde."

Hofer schlug auch jetzt wieder ziemlich ferne vom Kampfplatze in seinem Wirthshause zu Sand das Hauptquartier auf und erließ von dort, während die Passeirer am 16. beim Kiechelberg die Franzosen vertrieben, seine Schlachtberichte. Nur mit einer Abtheilung von ungefähr 1000 Mann, die über den Jaufen eingedrungen und bei St. Leonhard umzingelt wurde, schloß er die Capitulation selbst ab. Zugleich mit ihnen wurde auch ein Taglöhner aus Sterzing gefangen, den der dortige Landrichter der Truppe als Wegweiser beigegeben. Diesen erklärte Hofer als Landesverräther, warf ihn, als er sich entschuldigen wollte, zu Boden und über die Treppe hinab und ließ ihn tags nachher erschießen. Ein gleiches Schicksal drohte dem Priester Donay und Schützenmajor Sieberer, die an verschiedenen Orten gefangen vor Hofer gebracht wurden. Beiden hatte er schon angekündet „für ihre Lügen warmes Blei zu geben," als sie von dem am 25. November aus Sterzing über das Gebirge mit 3000 Mann nachgerückten General Barbou befreit und entlassen wurden. In Passeier hatte sich das Sturmvolk gleich nach der Gefangennehmung der ersten Colonne

zerstreut, am 20. und 23. November vertrieb es Rusca aus den Gebirgen um Bozen und Meran, der Aufstand durfte in diesen Gegenden als völlig besiegt gelten. Am längsten nährte er sich im Pusterthal, wo der lügenhafte Kolb bis zum 10. December nutzlos Menschenleben opferte.

Nur Hofer wollte sich noch immer nicht zur Ruhe begeben. Baraguay d'Hilliers, der am 8. December in Bozen eintraf und dort das Commando über die Truppen im südlichen Tirol führte, hatte die Einlieferung der Waffen angeordnet und diesen Befehl auch nach Passeier mit der Aufforderung an den dortigen Clerus gesandt vor ihm in Meran zu erscheinen. Auf die Vorstellungen des von den Geistlichen abgeordneten Benedictiners P. Magnus Prieth erließ er ihnen zwar das Erscheinen, bestand aber um so nachdrücklicher auf der Einsendung der Gewehre. Der Benedictiner begab sich gleich nach seiner Rückkehr mit dem Pfarrer von St. Leonhard und dem Beichtvater Hofers zu letzterem, den sie mit Abbetung des Rosenkranzes beschäftigt fanden. Ohne auf sie zu achten fuhr Hofer in seinem Gebete eifrig fort und ließ sich auch nach dessen Vollendung nicht irre machen noch mehrere Vaterunser zu Ehren verschiedener heiliger Kriegshelden zu sprechen. Endlich stand er auf, und als ihm der Pfarrer eröffnete, daß es sich um die Abgabe der Waffen handle, wandte er sich gegen den Mönch, überhäufte ihn mit einer Fluth von Vorwürfen und schalt ihn einen Verräther an Gott, Religion, Land und Leuten. Die Geistlichen hörten dies eine Weile mit Geduld an, als aber Hofer auf den Gekreuzigten deutete und sie frug, ob sie wohl wüßten, was dieser von ihnen fordere, wies ihn der Benedictiner mit der Bemerkung zurecht, daß er sich über seine Pflichten nicht von einem Pferdetreiber belehren lasse. Er vergleiche sich zwar mit Simson, Josua und anderen Helden der Bibel, aber niemand erkenne ihn dafür. Wer ihm noch anhange, seien Ausreißer und Flüchtlinge,

vergantete Bauern und Trinkgesellen, dumme Pfaffen und der verjagte Cassebeamte Kolb. Durch ihre Aufhetzungen habe er Jammer und Verderben über das Land gebracht. Hofer gerieth darüber in hellen Zorn, stieß abergläubische Verwünschungen aus und hieß die Geistlichen sich entfernen. Man entwarf nun im Gemeindeausschuß ein Unterwerfungsprotokoll und beschloß die sämmtlichen Gewehre nach Meran zu liefern. Hofers Freunde wußten jedoch die Schrift während der Nacht ihm zuzustecken, er zerriß sie ohne sie zu lesen, ließ am folgenden Morgen nach St. Leonhard sagen, man solle die Spitzbuben, die sie unterschrieben, niederschießen und an mehreren Orten Sturm läuten. Schon hatten sich einige hundert Burschen zusammengerottet, der Gewehre bemächtigt und waren unter der Anführung von Hofers Schwager nach Saltaus gerückt um die Franzosen anzugreifen, als Baraguay d'Hilliers davon benachrichtigt ihnen 2400 Mann entgegensandte, worauf sie sich augenblicklich zerstreuten. Der französische General war über dieses Benehmen Hofers so erbost, daß er dem Benedictiner, der neuerdings für ihn um Vergebung bat, zurief: „Taissez vous de cette bête inconséquente!“ Dennoch ließ er sich endlich bewegen ihm schriftlich volle Amnestie zu versprechen, wenn er von nun an seinem aufrührerischen Treiben entsage und sich bis zum 1. Jänner 1810 vor dem französischen Militärobercommando stelle; unter dieser Bedingung sicherte er ihm sogar möglichste Unterstützung seiner Wünsche und Absichten zu. Daß Hofer dies Anerbieten trotzig zurückwies, lag nicht sowohl in einem edlen Stolze, der jede Gnade vom Feinde verschmähte, als im blinden Vertrauen auf die Hilfe des Himmels, von dem er Wunderdinge erwartete. Nachdem die Franzosen auf seinen Kopf 1500 fl. gesetzt hatten, zog er sich in eine Sennhütte auf dem Schneeberge zurück, wohin ihm anfangs nur der Student Schweth, später aber auch sein Weib und sein vierzehnjähriger Sohn folgten.

Jene 3000 Ducaten, die ihm der Kaiser geschenkt, fernere 30,000 fl., die ihm in der Nacht vor seiner Abreise von Innsbruck Peter Stolz und Engelhart Tragseil aus dem dortigen Zahlamte zugeführt, und andere Gelder, die ihm Roschmann zurückgelassen, hatte er theils vergraben, theils auf die Alpe mitgeschleppt. Von dort wollte er zu gelegener Zeit nach Wien, wohin er Johann Wild, einen seiner Vertrauten, mit einem Schreiben an den Kaiser vorangesandt. Wenn man ihn auf die Gefahr, in der er sich befinde, aufmerksam machte, antwortete er: „Der heilige Antoni wird die Franzosen nicht herauf lassen". Viele Leute in Passeier wußten um seinen Aufenthalt; die Dienstboten in der Nähe, von denen er dies vermuthete, wollte er durch kleine Geschenke zum Schweigen bringen. Auch seinen nachherigen Verräther Franz Raffel, der ihn wenige Tage vor seiner Gefangennehmung besuchte, glaubte er sich durch zwei Thaler gewonnen zu haben. Dreimal wies General Huard den Angeber zurück, erst als er mit einem Beglaubigungsschreiben des Landrichters Auer wiederkehrte, gab er ihm ein par hundert Franzosen mit, die von ihm geführt am 28. Jänner 1810 um 4 Uhr Morgens bei der Hütte anlangten, worin sich Hofer verborgen hielt. Schweth, den das Geräusch aufgeschreckt, hatte ihn eben aus dem Schlafe geweckt, als die Franzosen eindrangen und ihm unter Schlägen die Hände auf den Rücken banden. Seinem Weibe rissen sie die Ringe von den Fingern und bemächtigten sich des aufgefundenen Geldes, das in mehreren tausend Gulden, meist österreichischen Bancozetteln, bestand. Man führte ihn zuerst nach Meran und dann nach Bozen, wo sein Weib und Sohn aus der Haft entlassen wurden. Die Theilnahme für ihn war durch das Elend, das er durch seinen letzten verblendeten Widerstand herbeigeführt, sehr geschwächt. Selbst die Franzosen legten kein großes Gewicht auf seine Einfangung, weil er ihnen, wie sich Huard äußerte, nichts mehr hätte schaden können,

nur auf eine von der Obrigkeit beglaubigte Anzeige habe er ihn nicht wohl übergehen können. Dem Verräther Raffel spieen sie ins Gesicht, einer ihrer Officiere gab ihm eine Ohrfeige, und er soll nicht einmal seinen Judaslohn erhalten haben.

In dem ersten zu Meran von Huard mit Hofer aufgenommenen Protokolle entschuldigte dieser den von ihm nach dem Friedensabschluß angestifteten Aufruhr mit dem Zwang, der ihm von seinen Landsleuten angethan worden. Ein Theil seiner Richter, die am 14. Februar 1810 zu Mantua über ihn das Urtheil sprachen, schienen darauf auch in so ferne Rücksicht genommen zu haben, als ihm überhaupt die geistige Kraft fehlte sich über äußere Einflüsse und innere Vorurtheile zu erheben. Der nur durch Mehrheit der Stimmen gefällte Spruch lautete auf Tod und mußte in Folge eines aus Mailand angelangten Telegramms binnen 24 Stunden vollzogen werden. In dem noch im innsbrucker Museum vorhandenen, am Tage vor seinem Tode an seinen Freund Pühler gerichteten Schreiben ordnete er die für ihn in den Pfarren zu St. Leonhard und St. Martin abzuhaltenden „Seelenämter“ und das Leichenmahl an und endete mit den Worten: „Ade mein schnöde Welt, so leicht kombt mir das Sterben, daß mir nit die Augen naß werden. Um 9 Uhr Reiß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.“

Nachdem er durch den Probst von St. Barbara Johann Manifesti die Sacramente empfangen, wurde er am 20. Februar 11 Uhr Vormittags von einem Grenadierbataillon zum Tode geführt. 12 Mann waren zur Execution beordert. Er lehnte es ab sich die Augen verbinden zu lassen, stehend mit fester Stimme commandirte er: „Feuer“. Da er nach zweimaligem Schießen noch nicht völlig todt war, trat der Corporal an ihn heran, hielt ihm das Rohr seines Gewehres vor die Stirne und schoß ihn durch den Kopf. Die Grenadiere legten seine Leiche auf eine Bahre,

bedeckten sie mit einem weißen Tuche und trugen sie in die Pfarre St. Michael, wo eine Todtenmesse für ihn gelesen wurde. Während derselben wollten einige der Anwesenden noch eine zitternde Bewegung des weißen Tuches bemerkt haben, was nahezu für ein Wunder gegolten hätte, da ja sein Gehirn durch den letzten Schuß ganz zerschmettert war. Hofer starb als ein Märtyrer für den wahren Glauben, denn die Erhaltung dessen, was er dafür hielt, nicht die Zerbrechung der Sclavenketten, die Befreiung der deutschen Heimath vom Joche des corsischen Tyrannen galt ihm als Ziel des Kampfes, als Palme des Todes. Der Haß gegen Napoleon, der damals ganz Europa durchglühte, machte Hofer zum Helden der Freiheit, die Geschichte muß dessen Bild nach seinen Worten und Thaten geben.

Haspinger und Donay.

Wie wir oben erzählten, benahm sich der Fürstbischof von Brixen in dem geistlichen Kampfe gegen die bayrische Regierung viel weniger widerspänstig als seine beiden tirolischen Amtsgenossen. Karl Franz, der zur Zeit des Krieges von 1809 den Stuhl zu Brixen inne hatte, stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen von Lodron und zählte damals schon 61 Jahre. In Rom von den Jesuiten gebildet durfte er sicher als Feind der von den Bayern eingeführten Neuerungen, als Beschützer der clericalen Herrschaft gelten, allein er hatte den Muth nicht dafür offen einzustehen; was einzelne Priester in ihrem frommen Eifer wagten, konnte nicht auf Rechnung des Oberhirten kommen, wenn dieser sich im entgegengesetzten Sinne aussprach. Als anfangs April die Oesterreicher schon an den Gränzen standen, rieth der Bischof noch immer treu zu bleiben dem König, „nur ein Friedensschluß könne das Volk von der Unterthanspflicht gegen den rechtmäßigen Landesfürsten loszählen“; im Mai ermahnte er die Geistlichkeit bloß „zur thätigen Mitwirkung für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung“ gegen die Gewaltthätigkeiten der Landstürmer und beim Einbruch der Bayern im Unterinnthal hielt er es sogar für „keineswegs rathsam gegen was immer für einrückende Truppen die Waffen zu ergreifen“. Nur als Wrede das Land verlassen,

faßte er sich einmal ein Herz und ließ seine wahre Gesinnung merken, indem er trotz seiner früheren Abmahnung vom Kampfe den Sieg über die Bayern in allen Kirchen durch Dankgebete zu feiern befahl. Bald nachher belehrte ihn der Waffenstillstand von Znaim wieder eines Bessern und es schien ihm nun das Gerathenste: „daß Tirol keinen Widerstand leisten sondern sich in den Willen der Vorsehung mit Geduld, Ruhe und Standhaftigkeit ergeben soll“, doch auch dabei verharrte er nicht lange. Der kurze Sonnenblick des Glückes, der dem tirolischen Obercommandanten im August zu lächeln begann, hatte auch ihn so gewonnen, daß er willig zu jener Wiederherstellung der alten Schuleinrichtung und Kirchenpolizei die Hand bot, die wir schon im vorigen Aufsatz erwähnten und recht eigentlich das Programm des tirolischen Clerus war. Man sage also nicht, der Fürstbischof Carl Franz sei diesem Treiben fremd geblieben, habe wie ein Prediger in der Wüste nur an Unterwerfung und christliche Geduld gemahnt und auf die Krone verwiesen, die dieser im glücklichen Jenseits winke; er handelte, wie es ihm eben klug schien. Nach dem Abschluß des Friedens trat aber auch unter dem niedern Clerus ein Apostel der Mäßigung und Vermittlung auf und bekämpfte den Herold des Fanatismus auf der Gegenseite. Da diese beiden auf den Abschluß der Begebenheiten wesentlichen Einfluß übten, sei es erlaubt einen Nachtrag über sie zu geben.

Ueber den einen, den Kapuziner Joachim Haspinger, liegen uns Aufzeichnungen vor, die seinen Angaben nachgeschrieben sein sollen. Es ist möglich, daß er in heiteren Stunden solche Mittheilungen machte, wir würden aber gleichwohl darauf wenig Gewicht legen, wenn sie nicht mit andern verläßlichen Zeugnissen übereinstimmten, die weder ihm noch seinem Stande zu nahe treten wollten. Auch mögen nur einzelne Stellen, die uns bezeichnend scheinen, hier Platz finden.

„Im Monate Mai“, erzählt er, „erhielt ich eine Feldpaterstelle bei den Sturmmassen der Landgerichte Klausen und Villanders. Auf dem Schönberg angelangt war ich bemüht mit Andreas Hofer anzubinden, was bei seinen Geistesgaben nicht schwer hielt. Es leitete ihn zwar damals Joseph Eisenstecken, Badlwirth von Bozen, und so lange noch österreichisches Militär im Lande war, ging alles nach dessen Plänen und Befehlen, in die man mich nicht blicken ließ; dennoch gefiel es mir in dessen Nähe. Wo er weilte, mangelte weder Trunk noch Nahrung, auch hat er sich nie zu weit hinausgewagt. Dies ließ ich mir ebenfalls bei der Schlacht auf dem Berge Isel am 29. Mai gesagt sein; nur wenn sich Vortheile für uns zeigten, lief ich stürmisch hinter unsern Leuten her, und schrie ihnen zu muthig auszuharren. Am 30. zog ich mit dem übrigen Volke in Innsbruck ein; man gaffte mich an und nannte mich des Sandwirths Bruder; dies zeigte mir den Stern meines Glückes. Der Pater Provincial schalt mich zwar das Thier mit der Löwenhaut in Aesops Fabel und wies mich in mein Kloster zurück, doch im August schlug die Stunde meines Ruhms. Das ganze Treiben war freilich nur wilder Lärm und schauerliche Verwirrung. Ich schloß mich an die Sturmmannschaft von Villanders, Latzfons und Feldthurns an. In der Nacht kam ich zu Peter Mayr, Wirth in der Mahr. Er lag schon im Bette, und obwohl ich ihm längere Zeit zuredete, schien er mir doch kein Gehör zu geben. Sein Weib weinte bitterlich und wollte ihn nicht von ihrer Seite lassen. Endlich durch Hoffnungen und Drohungen aufgestachelt kleidete er sich an und ging mit uns. Als wir in Brixen hörten, daß die Bauern bei der brixener Klause auf eine feindliche Patrouille geschossen, begleitete ich ihn bloß bis Vahrn, während Paul Wassermann, Chorherr von Neustift, mit einem Crucifix in der Hand die Schaaren von Schabs und Mühlbach und der Curat Georg

Lantschner jene von Rodeneck, Schöneck und Weitenthal dem Feinde bis Mittewald entgegenführten. Wassermann lief wie sinnlos vor den Leuten her, ließ ober Mittewald die Straße verhauen und Steine herabrollen, wodurch die erste Colonne Sachsen zwei Stunden lang aufgehalten wurde. Die Bauern zogen sich bis zur Peiserbrücke zurück, stellten sich auf die dortigen Höhen und trafen Vorkehrungen die Brücke abzubrennen, was dann beim Anrücken der Sachsen auf Wassermanns Befehl auch wirklich geschah. Der Kampf war hartnäckig, auf beiden Seiten fielen mehrere Leute; endlich links und rechts von den Bergen her beschossen mußten die Sachsen weichen und retirirten bis Oberau. Schon überflügelt warfen sie sich in die von den Bewohnern verlassenen Häuser des Wirthes, Priesters und Meßners (Küsters) und feuerten aus den Fenstern auf unsere Leute, die jenseits des Flußes Platz gefaßt. Sie thaten uns manchen Schaden, doch durfte sich keiner von ihnen sehen lassen, wer sich herauswagte, wurde von unsern Scheibenschützen zu Boden gestreckt. Nahe am Fluße (Eisack) mußten sie bei der schwülen Sommerhitze vor Durst völlig verschmachten. Als es dunkel wurde, ermunterte Wassermann unsere Leute zum Sturm. Auf ein gegebenes Zeichen brachen die Massen, unter den Vordersten er selbst, von allen Seiten mit wildem Gebrülle auf die Sachsen ein. Diese thaten keinen Schuß mehr und baten von den Fenstern herab um Pardon. Als man die Gefangenen und Blessirten nach Brixen gebracht, verlor sich das Volk allmälig, viele gingen nach Hause, keiner achtete mehr auf den Priester. Mittlerweile rückte eine zweite viel stärkere Colonne Sachsen an, Wassermann flüchtete sich über Schabs nach Mühlbach, trat dort unter die heimwärts kehrenden unschlüßigen Bauern, stachelte sie mit feurigen Reden auf und ließ Sturm schlagen. Dadurch aufgerüttelt zogen sie wieder auf die Anhöhen und griffen die am linken Eisackufer auf einem Gebirgswege bis

Aicha vorgerückten Sachsen an. Diese hatten sich hinter Feldmauern und einem Graben aufgestellt, vertheidigten sich hartnäckig und verwundeten mehrere der unseren; endlich raffte Wassermann eine größere Anzahl Volkes zusammen, erstieg damit den Berg und ließ ganze Massen Steine auf die Feinde herunterrollen. Erschrocken den Berg wandeln zu sehen und völlig entmuthigt durch das Gewinsel so vieler ihrer zerquetschten Kameraden ergriffen sie hastig die Flucht und liefen, während Wassermann noch selbst einen sächsischen Major zum Gefangenen machte, nach Mauls zurück. Dort stand die bayerische Division Kronprinz. Nachdem Marschall Lefebvre die Unfälle seiner Avantgarde erfahren, wünschte er mit dem Commandanten der Bauern eine Unterredung. Auf der Straße unter Mauls traten der Herzog und Priester Wassermann zusammen. Jener forderte ihn zur Niederlegung der Waffen auf und versprach ihn beim König von Bayern nachdrücklich zu empfehlen, wenn er das Volk vermöge ruhig nach Hause zu gehen, allein Wassermann erwiederte stolz: „„Die Tiroler erkennen den König von Bayern nicht an, der Kaiser Franz ist ihr Landesherr."" Als ihn hierauf der Herzog frug, wo er das Kriegführen gelernt, zog er sein Crucifix hervor und sagte: „„Der hat michs gelehrt.""

Nach einem andern von Johann Gruber, dem Feldcaplan der Vilanderser, verfaßten Berichte sollen diese und die mit ihnen vereinten Stürmer aus ihrer Umgebung die Sachsen in Oberau gefangen haben; da sich aber seine Darstellung auch in anderen Beziehungen als unvollständig erweist, ist es wahrscheinlich, daß sich die beiden Geistlichen in den Erfolg des Tages getheilt haben. Jedenfalls fochten beide anfänglich unabhängig von einander auf den Anhöhen und an den Ufern der Eisack und keinem von ihnen dürfte das Verdienst bestritten werden, sich jenes fürchterlichen Geschoßes der Tiroler, der „Steinbatterien", aus sicherem Verstecke

bedient zu haben, wogegen der Feind, zwischen den Felsen und den Wogen eines Wildbachs eingeklemmt, völlig wehrlos war. Der Kapuziner stand im Hintergrunde und war mit der Nachsendung neuer Sturmmassen und reichlichen Mundvorraths beschäftigt. Jeder wirkte für sich nach seinen besten Kräften, nur die im Zweikampf der Völker bisher unbekannte Waffe war jenen beiden gemein und scheint auch im Hauptquartier zu Passeier Anerkennung gefunden zu haben. Wenigstens steht fest, daß fast zur selben Zeit, nämlich am 9. August, auf Andrä Hofers Geheiß durch die thätige Verwendung eines andern Geistlichen, des Pfarrers von Fließ, eine ähnliche Steinbatterie an der Pontlatzer Brücke aufgeführt und damit eine Menge Bayern auf ihrem in der Nacht angetretenen Rückzug mit Roß und Geschütz in den Inn gestürzt wurden. Es war übrigens nicht im Eisack- und Oberinnthale allein, daß sich der Chorrock bei der neuen Erhebung, die nach dem Waffenstillstand von Znaim und dem Abzug der Oesterreicher um sich griff, an die Spitze stellte, auch im Unterinnthale wollte der Pfarrer Siard von Straß mit seiner freilich zu schwachen Schar den Bayern am 16. August ihren Rückzug abschneiden. Ueberdies kommt nicht außer Acht zu lassen, daß jede Compagnie ihren eigenen Feldcaplan hatte, der nicht bloß geistlichen Trost sondern auch gute Einschläge im Kriegsrath gab.

Wassermann und Gruber verschwanden bald vom Kampfplatz, weil ihnen, wie der Kapuziner berichtet, das nur auf die nächste Gefahr achtende und schnell seiner Aufgabe überdrüßige Sturmvolk nach Hause lief. An dessen Stelle traten die in Passeier, Meran und Vintschgau über den Jaufen eingetroffenen Schützen. Von Andrä Hofer erfährt man nur, daß er dem Herzog vor seinem Abzug von Sterzing eine Depesche zusandte, anstatt seiner führten sein Namensvetter, der Gerichtsschreiber Johann Hofer und andere die verschiedenen Scharen an und hingen sich

dem fliehenden Feind an die Ferse. Lefebvre kam dabei so sehr ins Gedränge, daß er die bayerischen Officiere und Soldaten dringend bat, ihn zu retten. „Der Sandwirth“, heißt es, „kam erst einige Tage später mit dem Troß des Landsturms und den muthlosen Nachzüglern der verschiedenen Ortschaften auf dem Schönberg an und schlug dort sein Hauptquartier auf. Ich eilte ihm nach und erzählte ihm Wunderdinge von meiner Einsicht und Tapferkeit; daß ein Kapuziner ihn anlügen würde, hätte er nimmer geglaubt. Er schickte mich daher seinen Leuten mit der schriftlichen Weisung nach ihr Commandant zu sein, „doch ich nahm mir hiebei den Sandwirth zum Vorbild, der sich nie zu weit vorwagte.“ Am ergötzlichsten klingt, was der Kapuziner im Verlaufe der ferneren Begebenheiten von sich selbst erzählt.

„Am 15. August zog ich dem Landsturm ins Unterinnthal nach. Meine Ordensobern befahlen mir die Rückkehr in mein Kloster, weil sie fürchteten, der ganze Orden würde einst meine Schwärmerei entgelten müssen. Doch ich achtete ihres Rufes nicht mehr. Zu Dutzenden standen Bauern, Weiber und Kinder um mich her, wenn ich meine Zunge löste. Hört was der Pater, des Sandwirths Bruder spricht, schrieen oft voll Begeisterung fromme Weiber aus des Volkes Mitte. Dies war Labsal und süßer Trost für meine Seele, von solcher Ehre hatte ich nie geträumt. Nur aus Erbarmen und weil ich einen starken Körper hatte, nahmen mich die Kapuziner auf. Ich hatte nie als Student einem andern den Platz streitig gemacht, das heißt, ich war stets der letzte geblieben, doch dies bewies gegen meinen damaligen Beruf gar nichts. Das Volk hört seine eigene Sprache am liebsten. Auf der Kanzel freilich ging es mir oft schlimm genug, ich mußte, wie man im Kloster sagt, vom Leder ziehen, d. i. lesen, was ich hätte predigen sollen. Da hörte ich dann oft, ich sei selbst zum Stiegelhupfer nicht zu brauchen, nämlich als Sammelpater für abge-

legene Thäler, der nur selten eine Predigt hält. Ein solcher würde ich auch bis an mein seliges Ende geblieben sein, wenn nicht Mars mich aufgeschreckt und Bellona unter ihren Schild genommen. Ich wagte den Sprung in Salzburgs Hochland".

Bei der Schilderung seines abentheuerlichen Zuges ins Pinz- und Pongau, wobei er „ein buntes Gemisch von Ausreißern und Flüchtlingen aus allen Nationen" zusammenraffte, wacker exequirte und auch sich selbst eine Kalesche mit zwei kleinen Pferden erwarb, gibt er sein eigenes Conterfei.

„Zu Pferd sah ich fürchterlich aus. Ich trug, wie es meiner Armuth ziemte, einen sehr abgenützten niederen Bauernhut mit breiten Krempen, auf einer Seite aufgestülpt, mit einem Gemsbart, einer Kapaun- und Pfauenfeder geschmückt. In meiner Heimath tragen dies die „Robler", nämlich unbesiegte Raufer von Handwerk. Wenn der Wind den Rauch meiner kurzen schwäbischen Tabackspfeife in meinen funkelrothen Bart und die in wilden Borsten aufstehenden Haare trieb, zugleich die Kapuze beim Galopp tactmäßig den Rücken peitschte, glich ich einem Helden Spaniens. Mein christlich-philosophisches Kleid, die Kutte, legte ich nie ab, Hemd und Hosen trug ich darunter nur auf Reisen. Im Standquartier bediente ich mich auch dieser nicht, weil es mir gewohnter und viel bequemer war. Weiße Strümpfe, die nie gewaschen oder geflickt wurden, und Bauernschuhe bedeckten meine Füße. Ein Dragonersäbel war meine einzige Waffe".

Angeblich war sein „fein erdachter Plan" kein geringerer als: „Salzburg mit Sturm zu nehmen, den Franzosen den Rückzug nach Deutschland abzusperren und den so gefürchteten Napoleon zu fangen". Daß er aber „damit sein Volk so gut als den Sandwirth nur bethörte", bekennt er selbst. Endlich wurde auch dieser Schwindel gestraft, „bei Hallein", sagt er, „ging meine Rolle zu Ende, da hatte ich ausgespielt." Seine zehnmal stärkere

Sturmmannschaft wurde von 300 Bayern geschlagen, kein Mann wäre entkommen, wenn letztere Berchtesgaden besetzt hätten. Er tröstete sich zwar damit selbst nicht im Gemetzel gestanden zu haben, denn seiner Gewohnheit nach war er stets auf guter Huth, allein mit dem Glauben an seine Umsicht, Kriegserfahrung und Tapferkeit war es geschehen. Zurückgelangt fand er Hofer am 29. October auf dem Schönberg nach eingetroffener Friedensnachricht eben im Begriffe seine vollständige Unterwerfung zu erklären. Unter Scheltworten und Flüchen, Verpfändung seiner priesterlichen Ehre und Androhung der Hölle, mit allen Mitteln eines tollen Fanatismus stachelte er ihn zu neuer Empörung auf. Denselben Kunstgriff wiederholte er noch am 10. November, als Hofer mit seinen Geldkistchen in die Heimath zurückgekehrt zum dritten Mal entschloßen war die Waffen niederzulegen. Der geistesarme Obercommandant, dem die Kutte eine unfehlbare Gewährschaft für unmittelbare Erleuchtung von oben bot, war ganz in den Händen des Kapuziners und unterschrieb, was ihm dieser vorlegte. Nach seiner Entfernung gerieth er einmal in solche Verwirrung, daß er sich von einem aus dem Seminar zu Dillingen entlaufenen Studenten, Rupert Markenstein, die Messe lesen ließ. Als die Dinge in Tirol ihrem Ende nahten, entfloh der Kapuziner nach Graubündten, wobei er um unbemerkt zu entkommen selbst seine lieben Pferde zurückließ, die einzigen Gedenkzeichen seiner Siege.

In anderer Weise dachte der Priester Joseph Donay den Aufstand für sich auszunutzen, die Catastrophe rückte unaufhaltsam näher, aber auch sie bot ihre Handhabe.

Im Jahre 1799 Lieutenant bei der Landesvertheidigung, dann durch 8 Monate Kapuziner, sofort im Missionskolleg zu Rom, endlich Religionslehrer mußte er sich 1806 von dort flüchten, weil er einigen hundert österreichischen Gefangenen zur Flucht ver-

half. Dies hinderte ihn aber nicht gleich nachher bei der mit Frankreich verbündeten Krone Bayern um die Caplanei von Loretto anzuhalten, die ihm auch verliehen wurde. Er gelangte jedoch nie zum Genuße dieser Pfründe, denn nach Hause zurückgekehrt erklärte er im Streite mit dem Bischof von Chur, daß er zwar sehr gerne seiner Pflicht gegen diesen ledig wäre, wagte aber nicht entschieden auf die Seite der Regierung zu treten. Selbstverständlich konnte er nun in München seine wirkliche Einsetzung in die römische Pfründe nicht mehr erlangen, er suchte sich daher in Innsbruck damit hervorzuthun, daß er verschiedenen Ehrenmännern vor den raubgierigen Armen der fanatischen Landesstürmer Leben und Habe rettete. Während der Glanzepoche des Aufstandes verhielt er sich ruhig, erst als die Tage von Hofers Herrschaft gezählt schienen, am 14. October, also gerade am Tage des Friedensschlußes, trat er in dessen Dienste. Er übernahm, wie es in seiner Vollmacht heißt, das schwierige Amt der Herstellung brüderlicher Eintracht. Wirklich sehen wir ihn alsbald nach Unterinnthal eilen, „um die dort zwischen Priestern und Volk entstandenen Zwiste beizulegen". Am 3. November erscheint er bei Hofer in Steinach und schlägt seinen Gegner, den Kapuziner Haspinger, aus dem Felde, der sich während der Verhandlungen über die unvermeidlich gewordene Unterwerfung auf eine nahe Anhöhe zurückzog. Er war es vorzüglich, der durch die Kraft seiner Ueberredung die anwesenden Abgeordneten aus Meran, Passeier und Vintschgau, Hofers Räthe und Commandanten dazu bewog auf den Vorschag des gefangenen Bataillonchefs Sevelinges einzugehen und die Gnade des edlen Vicekönigs von Italien anzuflehen. Mit Hilfe des Franzosen entwarf Donay die Adresse, die freilich einen schneidenden Gegensatz zu dem gibt, was sonst Hofers gute Freunde ihn über seine unerschütterliche Anhänglichkeit an Oesterreich sagen ließen. Sie lautet wörtlich wie folgt:

Sire! Le peuple tirolien confiant dans la bonté, la sagesse et la justice de votre Altesse impériale remet par nous, ses organs, sa sorte entre vos mains. Il est prêt à déposer les armes, car par ce moyen il peut obtenir votre bienveillance et votre protection. Les insinuations d'Autriche tout récentes encore nous ont portés à l'insurrection. Chefs d'une peuple naturellement guerrier nous avons maintenue la discipline publique, le respect pour la religion, et pour les personnes, que la sorte des armes a mis à son pouvoir. La stérilité des montagnes du Tirol et le peu de commerce, qu' il fait, ne permet pas de payer les énormes contributions, auxquelles il a été assujettie. Constant dans les principes de la religion catholique il désire, qu'elle soit respectée. Ayant le bonheur de vivre contemporainément avec le plus grand homme, qui ait existé, nous nous croyerons coupables de nous opposer plus longtemps au volonté du ciel, qui l'a fait naître pour la régénération du monde. Le grand Napoléon et son digne fils seront désormais les protecteurs du peuple tirolien.

Donay übersetzte den Inhalt dieses Schriftstücks dem Obercommandanten ins Deutsche und was dieser davon verstand, zeigt dessen Antwort, die wir hier eben so wortgetreu in seinem tiroler Dialecte wiedergeben: „Dös müss'n Si bösser wiss'n a's i. I han nit g'studiert. Amal vor all'n ünsere lieb'n Patter wöll'n mer hob'n und müss'n mer hob'n. In der Regelion laß'n mer üns nicht unteri mach'n. Sov'l zahl'n wie amerst derthuet 's Landl nit. Handl und Wandl isch kaner, woher nachher 's Geld hernehmen. Jetz wiss'n Si, was Si z'schreib'n hob'n. 's andre werd die Mueter Gottes und der heili Antoni scho richt'n".

Die Rede, die der sofort mit dem Schützenmajor Sieberer ins vicekönigliche Lager zu Villach entsandte Donay vor Eugen

Napoleon hielt und nachträglich wohl noch besser ausschmückte, enthält eine treffende Charakteristik der damaligen Verhältnisse. Der Geistliche ist zwar in seiner hinterlassenen Ausarbeitung bemüht den Ursprung der Erhebung auf den Verfassungsbruch Bayerns zurückzuführen, copirte aber dabei nur Hormayrs Proclame. Von der Verfassung springt er auf die Abschaffung des Ceremoniendienstes und die Transportirung der Geistlichen über, als ob sie jenen verbürgt und diese für unverletzlich erklärt hätte. „Man griff dem Volke ins Auge", lautet die bezügliche Stelle. „Welchen politischen oder vernünftigen Zweck konnten oder sollten wohl so viele Störungen und Verbote in Ausübung der Religionsgebräuche und die niedrige Art, mit welcher die Fürstbischöfe von Chur und Trient nebst so vielen der würdigsten Pfarrer und anderer Seelsorger des Landes verwiesen wurden, herbeiführen? Eine kirchliche Verfolgung im achtzehnten Jahrhundert unter einem armen Gebirgsvolk, das von jeher mehr als an allem anderen an den ererbten Sitten und Gebräuchen hing!" Daß Donay diese Worte vor dem Vicekönig gesprochen habe, wollen wir ihm gerne glauben, denn daran war ja ihm und seinen Standesgenossen zumeist gelegen, er bezeichnete damit die wahre Ursache des tiroler Aufstandes. Weniger glaubwürdig klingt, daß er in seiner flehenden Stellung den Muth gehabt an die kindliche Anhänglichkeit der Tiroler an den Kaiser Franz zu erinnern und dem Vicekönig den Trotz zu bieten, als hätten sie nur auf den Befehl dieses ihres Kaisers die Waffen gestreckt. Dagegen konnte er wohl darauf rechnen durch die Versicherung guten Eindruck zu machen, ihr Haß gelte bloß den Bayern nicht den Franzosen und der Krieg mit jenen hätte ihnen selbst dann, wenn sie mit den rheinischen Bundestruppen vereint gewesen, nur „ein Nationallustspiel" gedünkt. Diese deutsche Gesinnung hat auch im Jahre 1813 nachgeklungen.

Donay erhielt vom Vicekönig die verlangten 24 Reisepässe für seine Volksvertreter und Landstände um sich von diesen die Bitten und Beschwerden der Tiroler vortragen zu lassen, diese selbst dachten aber am allerwenigsten daran. Nachdem Donay zu Hofer nach Sterzing zurückgekehrt, galt diesem als Hauptgrund für die Niederlegung der Waffen der Wille des Fürstbischofs von Brixen, der ihn zur Unterwerfung aufgefordert; dieser war ihm der Dolmetsch der „höheren Macht", die „Napoleons Schritte leitet", ihm gehorchen hieß ihm sich beugen „vor den unabänderlichen Planen der göttlichen Vorsehung". Wenn er gleichwohl bald darauf wieder anderen Sinnes wurde und sich vom Kapuziner zu neuer Empörung selbst gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers Franz hinreißen ließ, lag dies lediglich in seinem Schwachsinn und seiner abergläubischen Verehrung vor der braunen Kutte. Außer Haspinger, Lantschner und ihres gleichen war aber auch den Dienern der Kirche der Muth gesunken, ja man vernahm sogar von einigen Geistlichen im Pusterthal: „das Nachgeben sei die einzige Schutzwehr für das Geschehene".

Donay stellte sich mit den Franzosen auf so freundlichen Fuß, daß ihn Guibourg, der Adjutant des Generals Baraguay d'Hilliers, ganz vertraulich um Beiträge für eine Geschichte Hofers und seiner Tiroler ersuchte, die diese mehr als alles andere durch das Lob ihres Muthes gewinnen sollte. Man dachte den Geistlichen als Mittel zur Beschwichtigung der Bauern zu benützen und schmeichelte seiner Eitelkeit durch die Versicherung, es fehle ihm nur ein größerer Schauplatz um dem berühmten Cardinal von Metz zu gleichen. Eben dieser vertrauliche Umgang mit den Fremden brachte ihn bei seinen Landsleuten in Verdacht und er gerieth mehr als einmal mit seinem Leben in Gefahr. Hofer wollte ihn erschießen lassen, was dann zur Vermuthung Anlaß gab, Donay habe aus Rache dessen Versteck den Franzosen verrathen, allein

Baraguay d'Hilliers bestätigte ihm eigenhändig das Gegentheil, was ihn später selbst bei der österreichischen Regierung in der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung vor ferneren Unannehmlichkeiten schützte. Trotz aller Bemühungen die Gunst der jeweiligen Machthaber zu erringen, glückte es ihm doch nie eine lohnende Stellung einzunehmen.

Der Clerus war nun am Ende des Jahres 1809 allenthalben bemüht Frieden und Rückkehr zum Gehorsam zu predigen. Kapuziner, Franziskaner und Seculargeistliche wetteiferten im Verdienste das bethörte Volk aufzuklären und ihm den unbedingten Willen Gottes zu erläutern. Sie gaben ihre Sache verloren, doch nicht für immer.

Der Befreiungskampf von 1813.

Man war bekanntlich in Oesterreich sehr bemüht jenen Freiheitsschwindel zurückzuhalten, der sich zu Anfang des Jahres 1813 im deutschen Norden zeigte. Während selbst der Russe Kutusow am 25. März zu Kalisch einen Aufruf unterzeichnete, der die „Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit" als Zweck des Krieges gegen Napoleon verkündete und jeden deutschen Fürsten, der sich der Mitwirkung entzöge, mit „der verdienten Vernichtung" bedrohte, wandten sich Kaiser Franz und Metternich mit Widerwillen von solchen „revolutionären" Mitteln ab und ließen den französischen Kaiser von ihrem festen Entschluß versichern, solche „jakobinische Gährung zu ersticken, die sich täglich mehr ausbreite." In Wien, selbst unter den höheren Kreisen, hatte sich von englischen Agenten unterstützt eine Verbindung angesponnen, welche Italien, Tirol und Graubündten mit einander vereinigen und Oesterreich entweder zur raschen Entscheidung zwingen oder auf eigene Faust handeln wollte. Der Plan wurde von einem der Theilnehmer durch eine Hofdame dem Kaiser Franz entdeckt und endete mit der Verhaftung Hormayrs und Schneiders. Als dann Oesterreich nach langem Schwanken am 12. August Napoleon den Krieg erklärte, bestand nach dem Aufruf an seine Völker die große

jetzt mit den Waffen zu entscheidende Frage lediglich darin: „ob künftig Kaiser Franz nach den Gefühlen seines Vaterherzens oder nach den Machtsprüchen eines fremden Gebieters über uns herrschen soll“; nur die Monarchen Europas fühlten „die Nothwendigkeit sich zu vereinigen, damit nicht im vereinzelnten Kampfe alle Völker unterjocht werden“, was von diesen gefordert wurde, war „patriotischer Muth und thätiges Mitwirken zu den Zwecken unsres allgeliebten Monarchen und unsres Vaterlandes.“ Damit aber auch über letzteres kein Mißverständniß obwalte, hieß es: „Der Oesterreicher hat nur ein Vaterland“, nämlich „den Staatenverein, welcher Ungarn und Böhmen, Oesterreicher und Mährer Steirer und Galicier, Siebenbürger und Kroaten, alle wie Kinder, Einer Familie verbündet.“ Zu Deutschland, dessen Kaiser Franz II. noch vor wenigen Jahren gewesen, stand somit der österreichische Staatenverein in keiner Beziehung mehr, nur für dies engere Vaterland zu wirken, zu kämpfen, zu siegen war fürder die Losung, der Feind sollte bei jedem Oesterreicher nur einen Wunsch und Vorsatz finden: „unverbrüchlich zu halten an dem allgemeinen Landesvater“. Einige Briefe des Erzherzogs Johann, die damals und schon früher auf geheimen Wegen nach Tirol gelangten, athmeten freilich mehr Innigkeit und Wärme, aber sie fanden nur geringe Verbreitung. „Ermannt euch,“ hieß es darin, „euer Vaterland, die Welt und Kaiser Franz der Vielgeliebte sieht auf euch. Wir vertrauen eurem Heldensinne. Gott wird unser Unternehmen segnen und bald werde ich selbst in eurer Mitte sein. Handelt im herzlichen Verein als Männer, es gilt für Gott und Oesterreich!“ Der Aufruf zu den Waffen, womit sich der Commandirende der gegen den Vicekönig von Italien aufgestellten k. k. Armee von Inneröstereich, Generalfeldzeugmeister Freiherr v. Hiller, am 17. August 1813 aus Knitlfeld an die Tiroler wandte, war kaum mehr als ein hohler Nachklang. Er gedachte der Geschichte der

Vergangenheit, der früheren Ausdauer, des Andenkens der Helden, die Anwendung auf die Gegenwart sollte man zwischen den Zeilen lesen. Den tiefsten und schärfsten Ton stimmte aber ein nach Wien ausgewanderter Tiroler in einer Flugschrift an, er sprach seinen Landsleuten von jener „Freiheit, die in den Alpen heimisch ist". Was sie zum Werke der Befreiung treibe, sei „das reine stolze Widerstreben gegen die unheilige und knechtische Behandlung eines edlen Volkes — alles, was durch die Religion der Väter und die Gebräuche der Altvordern dem Volke ehrwürdig und heilig war, ist vernichtet, entweiht das Heiligthum unsrer Tempel, ausgeraubt unsre Klöster und mit harter Strenge die Diener des Altars hilflos in das Elend verwiesen." Diese „für Tirol bestimmte Volksschrift" befahl auch der k. k. Generallandescommissär v. Roschmann in seinem Erlaße aus Klagenfurt vom 5. September 1813 dem Schützenmajor Eisenstecken „so viel als möglich zu verbreiten".

Schon am 8. August hatte er aus Wien den Major Speckbacher mit einem Geldvorschuß von 250 Ducaten ins nördliche Tirol entsendet um dort alles zum Losbruch vorzubereiten, der auf einen gegebenen Wink erfolgen sollte. Roschmann war des Gelingens so gewiß, daß er nur das Eintreffen eines Corps österreichischer Truppen am 13. September in Lienz für nöthig hielt „um die tiroler Landesbewaffnung zu unterstützen. An diesem Tage", hieß es in obigem Briefe, „muß ganz Deutschtirol unter Waffen stehen und die bayerischen Truppen im Unterinnthale von allen Seiten angegriffen werden; die an Lienz nächst gelegenen Gerichter haben dem einrückenden k. k. Militär entgegenzukommen und sich mit demselben zu vereinigen". Speckbacher war aber zur Ausführung seines Auftrages nichts weniger als geschickt. Auf unwegsamen Pfaden mit seinem Begleiter endlich am Judenstein bei Innsbruck angelangt irrte er von einem Inn-

ufer zum andern, wechselte, da die bayerischen Behörden ihm schon auf die Spur gekommen und zuerst 500, dann 1000 fl. auf seinen Kopf gesetzt, täglich sein Nachtlager, wozu ihm einmal sogar der Paramentenkasten der Kirche zu Rinn diente, fand aber nirgends den nöthigen Glauben, da man ihn ohne Vollmacht gelassen hatte. Ein nach Pusterthal entsandter Bote brachte zwar den Befehl zum allgemeinen Angriff und zwar auf den 12. September mit und man war mit Hilfe des Löwen- und Schupfenwirthes schon so weit gekommen, daß am gedachten Tage um 12 Uhr Mitternacht nach einem Feuerzeichen auf der Windecke der allgemeine Ueberfall von Innsbruck und Hall gemacht werden sollte, doch das Signal unterblieb, weil Speckbacher, statt den Angriff von dort zu ordnen, die Ehre haben wollte, die Hauptstadt zu erobern. Durch diese Zögerung verlor er vollends den letzten Rest des Vertrauens, auch machte die bayerische Regierung, welche von dem nun auf den 14. beabsichtigten Losbruch benachrichtigt war, allenthalben Vorkehrungen zur Gegenwehr. Es blieb ihm daher nichts übrig als sich über den Tauern durch die Flucht nach Pusterthal zu retten.

Nicht mehr Erfolg hatte der Streifzug dreier österreichischer Feldjäger, die sich bei der gänzlichen Entblößung des Landes vom bayerischen Militär bis nach Lueg am Fuße des Brenners wagten und am 28. August einen französischen Courier aufhoben.

Von der k. k. Armee für Inneröstereich hatte sich am 27. August in Lienz eine Patrouille von mehreren Oguliner und Husaren gezeigt, einige Tage nachher erschien daselbst FML. v. Fenner mit der Vorhut. Er sandte den Schützenmajor Eisenstecken mit einer halben Compagnie Jäger, einem Zuge Frimonthusaren und einer Compagnie Freiwilliger durch das Pusterthal gegen Brixen voraus und erließ am 9. September aus Lienz eine „offene Ordre“, worin er erklärte, es sei „der allerhöchste Wille

seiner k. k. Majestät, die Grafschaft Tirol auf immer von dem Joche zu befreien, welches die bisherigen Beherrscher diesem Lande aufgelegt haben, und dasselbe dem österreichischen Staatenbunde wieder einzuverleiben." Zugleich wurde gesagt: „Se. Majestät erwarten mit Zuversicht, daß die braven und tapfern Tiroler, ihres alten Muthes eingedenk, ihrerseits alles aufbieten, was zur Erreichung dieses großen Zweckes, wovon das künftige Glück des Landes abhängt, nur immer beitragen kann. Darum wird der Herr Obristwachtmeister v. Eisenstecken hiemit bevollmächtigt, den Landsturm aller Orten von Lienz bis in das südliche Tirol aufzubieten und gehörig zu organisiren, so wie alle zur Organisirung desselben und zur Vertheidigung der vom Feinde bedrohten Ortschaften nöthigen Vorkehrungen und Verfügungen ohne Zeitverlust zu treffen. Alle betreffenden Obrigkeiten des Landes, welchen Namen sie immer haben, werden daher bei strenger Verantwortung und persönlicher Dafürhaltung hiemit aufgefordert, dem vorbenannten Obristwachtmeister in allem dem mit gewissenhafter Genauigkeit hilfreiche Hand zu bieten, was derselbe in dieser Hinsicht zu verfügen für gut und zweckmäßig finden wird."

Die Franzosen von diesem Einfall benachrichtigt sandten den Oesterreichern eine Compagnie Jäger des ersten Fremdenregiments aus Roveredo auf Wagen entgegen und besetzten die mühlbacher Klause am Eingang des Pusterthals. Eisenstecken umging sie, eroberte am 12. die Klause, nahm fast die ganze Compagnie gefangen und rückte noch am selben Tage in Brixen ein. Die Volksbewaffnung wollte aber trotzdem nicht vorschreiten. Die Freiwilligen der Vorhut beschränkten sich auf 150 conscriptionsflüchtige Bayern, Illirier und Italiener und mehrere k. b. Landrichter, die persönlich vom FML. v. Fenner zur Organisirung von Schützencompagnien aufgefordert wurden, entschuldigten sich

mit ihrem Diensteid, der ihnen dies verböte. Roschmann redete sich in seiner Antwort mit „irrigen Ansichten oder einem zu rücksichtslosen Patriotismus der Behörde, die anfangs fungirte", aus und erklärte, daß das Vorschreiten der k. k. Truppen in Tirol eine durch den Krieg gebotene Maßregel und die Benützung der Streitkräfte des Volkes keine feindselige Richtung gegen die treue Ausdauer der fremden Beamten sei, welche die österreichische Regierung an ihren eigenen so hoch schätze. So lange sie nichts Feindseliges gegen die k. k. österreichischen Truppen unternähmen, könnten sie auf den Schutz ihres Eigenthums und ihrer Personen rechnen. In Uebereinstimmung mit diesem Erlasse wurde auch der von Eisenstecken in Brixen verhaftete k. b. Postdirector von Himmelswunder sogleich wieder freigegeben, weil er „bloß in seiner Pflicht handelte". Der Fürstbischof von Brixen hatte, vorsichtig wie immer, nur Worte der Abmahnung und Beschwichtigung. Schon Ende August ließ er von den Kanzeln verkünden, das Volk soll sich alles Antheils am Kriege enthalten, was auch der kluge k. b. Generalcommissär Freiherr v. Lerchenfeld in seiner Kundmachung an die Bewohner des Innkreises benützte. Am wenigsten half, worauf man in Wien vielleicht das größte Gewicht legte, das Erscheinen zweier Geistlicher, die durch ihr fanatisches Benehmen in den letzten Tagen des Jahres 1809 so viel Unheil angerichtet. Der Kapuziner P. Joachim Haspinger war den k. k. Truppen und Schützen nach Meran vorausgeeilt und überstürzte sich auch diesmal, denn falls die Leute das Geschehene vergessen hätten, wurden sie durch die von ihm vorgenommene Verhaftung mehrerer Einwohner daran erinnert. Ein anderer Bannerträger aus der Zeit Andrä Hofers, der ehemalige Curat von Weitenthal, Georg Lantschner, kam am 15. September nach Bruneck, besuchte von dort seine früheren Schäflein und die Pfarrer von Gaiß und Mühlen im tauferser Thale, erntete aber

allenthalben nur Vorwürfe und ablehnende Antworten. Beide sahen sich nach einigen Tagen genöthigt vorerst nach Innichen zurückzugehen. Die aus der meraner Gegend im Hauptquartier angelangten drei Bauern wollten sich vor allem nur des näheren erkundigen und zeigten wenig Lust zum ernstlichen Ausrücken. Allenthalben wünschte man als Bürgschaft für die künftige Hilfe österreichisches Militär. In diesem Sinne schrieb Conrad v. Juvalta, der in Sterzing ein par Schützencompagnien aufgebracht, um ein par Feldjäger oder Husaren und Joseph Rangger, den FML. v. Fenner mit offener Ordre nach Axams, Stubay und Selrain zur Werbung von Schützencompagnien gesandt hatte, mußte sich für deren Aufbringung von sämmtlichen Gemeindeausschüssen dieselbe Bedingung stellen lassen. Roschmann hingegen hätte es gerne gesehen, daß ganz Tirol wie ein Mann das erhebende Schauspiel einer stürmischen Erhebung für Oesterreich gegeben. Er schrieb aus Lienz am 16. September an Eisenstecken: „Wenn Sie bisher die Zeit zur Organisirung von Schützencompagnien benützt haben, so werden Sie im Stande sein, auch ohne Unterstützung des Militärs nach Bozen oder vielleicht noch weiter vorzurücken." Selbst von den wenigen Husaren und Feldjägern, die sich bei der Vorhut befanden, zog er hundert aus Brixen zurück, um sie in Toblach und Ampezzo gegen die dort streifenden italienischen Finanzsoldaten zu verwenden. Obschon nun der am 19. September zwischen Oesterreich und Bayern abgeschlossene Waffenstillstand keine Gefährdung mehr vom Norden im Rücken der Expedition befürchten ließ, war es doch augenfällig, daß Eisenstecken mit seinen geringen Kräften dem ersten besten Andrang vom Süden weichen mußte. Dieser blieb auch nicht lange aus. Es waren ungefähr 2500 Mann vom ersten Fremdenregimente, die am 25. September unter den Generalen Mazzuchelli und Gifflenga über Brixen heranrückten,

Eisenstecken, der auf diese Nachricht nur eine geringe Verstärkung Jäger, Husaren und eine Compagnie Schützen aus Windisch-matrei erhalten hatte, zum Weichen brachten und am 30. bei Percha östlich von Bruneck Verschanzungen aufwarfen. Die Franzosen hatten sechs Kanonen, ihre Truppe bestand aber meist aus Kriegsgefangenen von allen Gegenden der Windrose und verlor schon auf dem Marsche über 200 Ausreißer. In den letzten Tagen des September war es endlich auch den guten Freunden der Oesterreicher gelungen, einige tiroler Schützen zu sammeln. Außer zwei Compagnien, die man in und bei Lienz aufbrachte, hatten sich Freiwillige aus Passeier, Schabs, Enneberg und Fleims unter eigenen Hauptleuten eingestellt, im Ganzen beliefen sie sich auf 600 Mann, während das regelmäßige Militär, das Eisenstecken in den ersten Tagen des October dem Feinde entgegenstellte, kaum über 400 betrug. Am 3. kam es beim Weiler Windschnur zum Angriff. Die Landesschützen waren auf beide Seiten vertheilt, das k. k. Militär focht in der Mitte. Nachdem man den ganzen Tag über mit abwechselndem Glücke gekämpft, wurde abends der Feind bei Willenbach aus seiner Stellung geworfen, verließ seine Schanzen bei Percha und zog sich noch in derselben Nacht über Bruneck nach Sonnenburg und Kiens jenseits der Rienz zurück. Am 4. langte FML. v. Fenner mit einer namhaften Verstärkung von Szeklern, Husaren und etlichen Kanonen an, gleichwohl gehörte der Ruhm den Feind am 5. aus Kiens vertrieben zu haben noch den Landesschützen. Um so muthiger wetteiferten mit ihnen die k. k. österreichischen Truppen am 7. bei Erstürmung der mühlbacher Klause. Die Franzosen verloren bloß an Gefangenen über 300 Mann und flohen ohne Aufenthalt bis Trient. Auch dort sollten sie nicht mehr Rast haben. Am 14. erhielt Eisenstecken vom FML. v. Fenner den Auftrag mit einem Zug k. k. Feldjäger, 6 Compagnien Szekler

und 3 Compagnien Landesschützen über das Cembrathal, Malignano und Civezzano die Stellung des Feindes zu umgehen, der sofort auch von zwei Seiten bedroht am 18. Trient räumte und nur im dortigen Schlosse eine kleine Besatzung zurückließ. Das mittlerweile am 8. zwischen Oesterreich und Bayern abgeschlossene Bündniß ermöglichte die Ausdehnung des rechten österreichischen Flügels durch Tirol, wodurch die Aufstellung des Vicekönigs am Tagliamento, an der Piave und Brenta beunruhigt und unhaltbar gemacht werden konnte. Am 19. und 20. rückte GFZ. v. Hiller selbst an der Spitze von 4000 Mann durch das Pusterthal nach Trient und General Eckart führte zu seiner Unterstützung ein anderes Corps von gleicher Stärke über Pieve di Cadore nach Bassano. Beim Anblick so vieler Oesterreicher fühlten sich die Tiroler in ihrem Muthe bedeutend gehoben, eine Schützencompagnie bildete sich nach der andern, selbst der k. k. Generallandescommissär v. Roschmann hielt sich für stark genug das aus Conscriptionsflüchtigen zusammengeraffte Freicorps der „schwarzen Jäger“ zu entlassen und richtete an die Bewohner des italienischen und illirischen Tirols am 24. aus Bozen nur die Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für die Bekleidung und Verpflegung der k. k. Truppen. „Erwäget“, sagte er, „die beispiellose Anstrengung, mit welcher eine verbündete Nation, die Preußen, das Theuerste und Letzte gern und eifrig hingibt, nur um den großen Kampf um seine Unabhängigkeit vom fremden Joche und seine Freiheit unter eigenen Gesetzen zu bewahren, wie endlich selbst die entfernte russische Nation sich hochherzig für deutsche Freiheit opfert!“

Eisenstecken wurde wieder links auf den Bergen mit einem Streifcorps vorausgeschickt um in zwei Colonnen über Vigolo und Lavarone bei St. Sebastiano hervorzubrechen und dem Feinde in die Seite zu fallen, während FML. v. Fenner in der Ebene

dessen Schanzen bei Caliano von vorne angriff. Der Schlag wurde mit so vieler Genauigkeit ausgeführt, daß die Franzosen zum Rückzug gezwungen waren und nebst vielen Todten und Verwundeten auch 360 Gefangene, worunter 7 Officiere, zurückließen. Statt des am Arme verwundeten FML. v. Fenner übernahm nun General Vlassitz das Commando, vertrieb den Feind neuerdings aus seiner festen Stellung bei Marco und verfolgte ihn noch über die Grenzen von Tirol, wo Eisenstecken am 8. November bei Le Fosse ein siegreiches Gefecht bestand. Hier endete der ganze mit dem rechten Flügel der Armee durch die tiroler Gebirge unternommene Streifzug, weil nun der Vicekönig von Italien am 9. November auf beiden Etschufern nächst Verona mit 24 Bataillonen erschien. Da sich am 30. October auch das Schloß von Trient ergeben hatte, befand sich am Ende dieses Monats ganz Wälschtirol in den Händen der Oesterreicher.

Diese glücklichen Erfolge im Süden stachelten auch im Norden zum Versuche der Befreiung vom unleidlichen Joche der priesterfeindlichen Bayern. Das Ober-, Unterinn- und Wippthal, ganz Vintschgau und der frühere Eisackkreis bis Klausen gehörten seit der Theilung vom Jahre 1810 noch dem Reiche an, das Napoleon den „ersten Rheinbundsstaat“ nannte. Es muste diese Ehre im Feldzug von 1812 theuer genug bezahlen. 30,000 Mann und eine ganze Heeresrüstung waren geopfert, eine zweite wurde gefordert und den neuen Forderungen konnte nur durch eine abermalige Conscription, mobile Legionen und die Bewaffnung der ganzen Bevölkerung zwischen 22 und 40 Jahren entsprochen werden. Wie der Glanz einer Königskrone jenen Bund mit Frankreich gestiftet, nöthigte nun beim Wechsel des Glückes die dynastische Sorge für ihre Erhaltung zum Anschluß an dessen siegreiche Gegner. König Max hatte seine Bereitwilligkeit ihnen beizutreten dem Kaiser Alexander durch ein Schreiben vom 10. September ausgesprochen und

der Czar ermangelte in seiner Antwort nicht Bayern die alte Ausdehnung, ja vielleicht eine Vergrößerung seines Gebiets in Aussicht zu stellen, wenngleich die militärische Sicherstellung der österreichischen Grenzen einen Austausch nöthig machen würde. Darin bestand auch die weitere Ausführung des vierten Artikels der von Bayern mit Oesterreich am 8. October zu Ried abgeschlossenen Präliminarconvention, die dem bayerischen Monarchen den freien und ruhigen Besitz aller jener Staaten gewährleistete, worin er sich vor dem Beginn der Feindseligkeiten befunden, man wollte nur jetzt mitten im Kriege nicht einseitig vorgehen. Dies sagte selbst Roschmann in seiner Proclamation vom 24. October, seine Landsleute sollten nur Geduld haben, da sich alles zu ihrem Besten wenden würde. „Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich", hieß es daselbst, „wollen den besonderen Entscheidungen des Friedensschlusses unter keiner Bedingung vorgreifen und hoffen, daß jedermann sie mit Ruhe und Vertrauen erwarten werde. Nicht von der Willkür des einzelnen Gewalthabers oder von dem Rechte der Eroberung, sondern von der freien Anerkennung der übrigen Mächte soll in Zukunft die Grenzbestimmung der Staaten abhangen. Dies ist der Wille meines Herrn, der Zweck dieses Krieges und der Geist des Friedens, der wieder erobert werden soll."

Die Tiroler achteten diese Worte ebenso wenig als die veränderte Stellung Bayerns, das jetzt vereint mit Kaiser Franz die Waffen gegen den Tyrannen Europas führte und in der am 30. und 31. October bei Hanau erlittenen Niederlage die Feuerprobe für die Lösung seines Wortes bestand. Es fehlte ihnen dafür alles und jedes Verständniß, nie hatten sie sich als Deutsche gefühlt, die Wiederherstellung alles dessen, wodurch sie ihr ewiges Heil bedingt glaubten, war die Summe ihrer Wünsche. Ueber ihr Kirchspiel hinaus reichten überhaupt ihre Blicke nicht. Wenn die Bayern aus dem Lande, meinten die tiroler Bauern, seien sie selbstver=

ständlich wieder österreichisch. Die ganz unbedeutenden Militärkräfte, die der bayerischen Regierung in Tirol zur Verfügung standen, erforderten nicht viel Muth einen Ueberfall zu versuchen; denn seit Mitte August lagen durch einen vollen Monat im ganzen Innkreise bis Rattenburg keine bayerischen Truppen, später nur wenige Compagnien. Um so einladender war die gereizte Stimmung beim Bekanntwerden des rieder Vertrages, wornach es schien, daß Tirol bayerisch bleiben sollte, und der Jubel, der beim Anblick eines österreischen Bataillons, das zur Armee nach Italien zog, laut wurde. Die Prügelstrafen, womit sich die Bayern dafür rächten und die Schwäche der herangezogenen Verstärkungen, die das Volk nicht im Zaume halten konnten, machten das Uebel nur ärger. Mit jedem Tage mehrten sich die Zeichen bedrohlicher Unruhe, die bayerischen Wappen wurden abgerissen, in der Nähe von Innsbruck erschienen conscriptionspflichtige Burschen um für ein österreichisches Freicorps zu werben, und während man sich öffentlich von Abgeordneten erzählte, die beim Kaiser Franz über das künftige Schicksal Tirols anfragen sollten, verabredeten sich die Patrioten insgeheim zu einem Tage in Sterzing, dem alten Rütli Andrä Hofers, wo sich am 8. Dezember Abgeordnete aus fast allen bayerischen Landgerichten versammelten. An ihre Spitze trat Alois Kluibenschädel, der als früherer Bedienter hochadeliger Herren, dann Novize im Stifte Stams und endlich Leiblakei des dortigen Prälaten das allgemeine Vertrauen auf sich zog. Ihm zur Seite standen Johann Empl, ein Krämer von Kirchdorf, und der Bauer Georg Hatzel von Mareith. Nach der Ansicht dieser Politiker konnte Kaiser Franz nur deßhalb nichts für den bayerischen Antheil Tirols thun, weil er die rieder Allianz geschlossen, es sei also Sache des Volkes sich für ihn zu erheben und ihm das Land zurückzugeben. Zum Beweise der unzweifelhaften kaiserlichen Zustimmung bezog man sich auf eine Unterstützung von 100,000 fl.,

welche den ärmeren südlichen Gemeinden zur Erleichterung der Durchmärsche gesandt worden, und die verschiedenen Auszeichnungen, womit der Kaiser selbst die Anführer geschmückt habe. Zufällig, aber wie zur augenfälligen Bestätigung kam noch am selbigen Tage als Courier ans kaiserliche Hoflager Aschbacher, ein Freund Speckbachers, durch das Städtchen, der die goldene Verdienstmedaille auf seiner Schützenuniform trug. Kluibenschädel verfaßte einen Aufruf, worin er seine Landsleute unter dem Versprechen sie von ihren Unterdrückern zu befreien zu einem allgemeinen Angriff aufforderte, der am 10. December 6 Uhr früh im ganzen Lande erfolgen sollte. „Jeder", hieß es „der sich Plünderung oder Todschläge erlaubt, soll mit dem Tode bestraft werden, nur da, wo die Feinde die Waffen nicht strecken, kann dieses stattfinden." Das Blatt war angeblich am 5. December in Bozen ausgestellt und trug die Unterschrift: „Die tirolische Nazion." Da der Landrichter von Sterzing, wie es wohl kaum anders möglich war, der Versammlung auf die Spur gekommen, wurde er festgenommen und um den Folgen der Entdeckung vorzubeugen in voller Hast der Zug nach Innsbruck angetreten, auf den man sich, so gut es anging, aus dem Nachbargemeinden verstärkte. Die Anführer hatten sich mit Federhut, Säbel, Port d'Epee und der Uniform von Schützenofficieren angethan, Empl erließ noch am 10. aus dem Wirthshause „unter dem Berg" einen Armeebefehl an seine „liebsten Brüder", womit er ihnen auftrug dem Feinde die Fortschaffung der Casse zu verwehren, widrigenfalls er die Säumigen als „Abtrünnige des Kaisers" zu erklären drohte. Am 11. früh kam es zum Sturme auf die Kreisstadt. Die Bauern drangen von drei Seiten in Innsbruck ein, rückten auf die Hauptwache und nöthigten das wenige meist aus Rekruten bestehende k. b. Militär sich mit Verlust von zwei Todten und mehreren Verwundeten erst gegen Mühlau dann nach Hall und Schwaz zurückzuziehen. Kluibenschädel,

der Held des Tages, war nun thatsächlich Herr von Innsbruck. Die Bauern bemächtigten sich, so viel sie konnten, des militärischen Eigenthums und vertheilten unter sich die Beute, ihr Taumel dauerte aber nicht lange. Tags nachher kam aus dem Hoflager des Kaisers Franz der zur Uebernahme des Commandos in Italien bestimmte k. k. Feldmarschall Graf v. Bellegarde, und als sich die Anführer der Bauern, die obersten k. b. Beamten und eine Anzahl innsbrucker Bürger ihm vorstellten, mußten jene zu ihrem nicht geringen Erstaunen das Gegentheil dessen vernehmen, was sie in Sterzing geträumt. Statt des gehofften Lobes und Beifalls frug sie der österreichische Feldherr, für wen sie denn die Waffen ergriffen, verwies ihnen auf die Behauptung im Namen und Auftrag der tiroler Nation zu handeln solchen thörichten Dünkel und gebot die Niederlegung der Waffen, Rückstellung der Gefangenen und Rückkehr in die Heimat. Kaum hatten sie sich entfernt, wiederholte er auf Ersuchen des Generallandescommissärs diese Einsprache auch in einem Maueranschlag. Es schmerze ihn, sagte er daselbst den Tirolern, daß sie, die von jeher durch Treue an den Fürsten, Biederkeit und Muth rühmlichst bekannt, nun durch Aufruhr sich den Gesetzen zu entziehen suchen. „Denn wozu sonst", meinte er, „euer Aufstand in einem Augenblicke, wo alle Völker den nothwendigen Forderungen ihrer Regierungen nicht nur Genüge leisten sondern freiwillig denselben entgegenkommen, damit nachdrücklicher der heilige Krieg geführt werde, der uns zur Erlangung der allgemeinen Ruhe bringen soll? Alles ist zu diesem Zwecke verbunden, und um Theil an dem ruhmvollen Kampfe zu nehmen, müßet ihr Tiroler euch pflichtmäßig an die Scharen Bayerns anschließen, denn sie handeln ja vereint mit jenen Oesterreichs, Rußlands, Preußens und des ganzen Deutschland. — In der Ueberzeugung," schloß er, „wie sehr euer gegenwärtiges Benehmen Sr. Majestät dem Keiser von Oesterreich mißfallen wird, fordere ich euch auf die

Waffen niederzulegen, in eure Wohnungen friedlich zurückzukehren und euch den Verordnungen der Landesbehörden zu unterziehen.“

Das war mehr, als die Vertreter der tiroler Nation zu fassen im Stande waren. In tiefem Ingrimm über ihre getäuschten Hoffnungen fanden sich mehrere der begeistertsten Wortführer in einem Gasthofe zusammen und tranken auf Kaiser Napoleons Gesundheit, der sie doch aufnehmen würde, wenn sie Oesterreich zurückstöße. Andere und darunter Kluibenschädel, der aus Erfahrung wußte, wie leicht man sich in Officierskleider stecke, waren auf die Vermuthung gerathen, Bellegarde sei nur ein in österreichischer Generalsuniform verkleideter Bayer. Er begab sich daher mit entsprechender Begleitung in die Wohnung des Generallandescommissärs v. Lerchenfeld und kündete ihm im Namen der tiroler Nation seine Festsetzung und Deportirung an. Dieser obwohl wegen der Oeffnung eines Brustgeschwüres im Bette liegend führte durch seine Festigkeit und Geistesgegenwart einen schnellen Umschlag herbei. Auf seine Frage, ob Kluibenschädel den österreichischen Feldmarschall nicht als seinen Befehlshaber anerkenne, wagte dieser nicht jene lächerliche frühere Behauptung zu wiederholen, worauf dann Lerchenfeld ihm aus den eigenen Worten des Aufrufs den eigentlichen Charakter seines Beginnens klar machte. Da sich mittlerweile auch Geistliche eingestellt, die auf den schwankend gewordenen einwirkten und der Generalcommissär diejenigen der Gnade des Königs zu empfehlen versprach, die sich für die Beruhigung des Volkes verwenden würden, verstand sich Kluibenschädel zur vollständigen Umkehr, durchzog tags nachher selbst die Gassen der Stadt um Bellegardes Aufruf unter Trommelschlag zu verkünden und zur Ablegung der Waffen zu mahnen und trug vieles dazu bei, daß sich innerhalb zweier Tage die ganze Sturmmannschaft wieder nach Hause begab. Empl war mit zwei Compagnien Fahnen- und Conscriptionsflüchtiger nach Hall gezogen,

versiegelte dort unter Mitwirkung der Salinenbeamten die Casse, mußte aber am Ende froh sein sich mit Hilfe der Letzteren den ungestümen Geldforderungen der Pfannhausarbeiter zu entziehen. Nur diese Geringschätzung von Leuten seiner eigenen Farbe und die Verbreitung von Bellegardes Aufruf machen es erklärlich, daß Empl Tags nachher in Mitte seiner Prätorianer durch einen k. b. Landgerichtsassessor verhaftet werden konnte. Auf seinem Transporte nach Rattenberg von einigen Burschen befreit versuchte er am 14. Abends neuerdings in Innsbruck Aufruhr zu stiften und wurde schließlich von den Bürgern selbst und einer eben auf dem Marsche nach Italien befindlichen Abtheilung Oesterreicher sammt seiner ganzen Rotte aufgehoben.

Damit war äußerlich die Ruhe wieder hergestellt; über die Gluth, die sich noch unter der Asche nährte, konnte sich niemand täuschen. Der k. Generalkreiscommissär v. Lerchenfeld suchte zwar die zaghaften Städter dadurch aufzurichten, daß er in seiner am 15. erlassenen Proclamation von der Besiegung des Aufruhrs und der Gnade des Königs sprach, die er für die Verirrten nachgesucht und auch wirklich erlangte, fand es aber unerläßlich, durch den Grafen Bellegarde ein österreichisches Grenadierbataillon unter dem General Quodanovich 15 deutsche Meilen weit in bei Tag und Nacht fortgesetzten Eilmärschen auf Wagen herbeizuführen. Dies bewirkte wenigstens so viel, daß Innsbruck von jedem weitern Ueberfalle gewahrt blieb, auf dem Lande, namentlich in Passeier, Vintschgau, Ober-, Unterinn- und Wippthal griff der Aufstand ungehindert um sich. Allerorten wurden die bayerischen Wappen abgerissen, in Glurns, Schlanders, Lana, Meran und Passeier mehrere der bayerischen Gesinnung verdächtige Personen verhaftet, im Pusterthale die wenigen k. b. Soldaten entwaffnet und die Cassen weggenommen. Es herrschte thatsächlich eine völlige Anarchie, die sich auch durch den beredten Zuspruch des

brixener Consistoriums nicht irre machen ließ. Roschmann sandte einen Commissär nach Meran und bewog die Aufrührer auf seiner Reise nach Innsbruck zur Niederlegung der Waffen, gleichwohl blieben die meisten Behörden machtlos und außer aller Verbindung mit der Oberleitung. Bayern suchte nun durch Mittel der Ueberredung die Tiroler für sich zu gewinnen und ließ, um den Ruf von seiner Unbeliebtheit zu widerlegen, einen Aufsatz zur Unterschrift herumreichen, worin erklärt wurde, die Tiroler seien mit der königlichen Regierung zufrieden und verlangen gar nicht unter Oesterreichs Scepter zurückzukehren, allein sowohl die Art und Weise, wie man dafür Partei machte, als die fortgesetzten Befestigungen und Verstärkungen der Besatzungen von Rattenberg und Kufstein zeugten für das Gegentheil. Es erbitterte nur noch mehr, daß man aus einem Tagsbefehl des Festungscommandanten Braun von Rattenberg zu entnehmen glaubte, die Schanzarbeiten bezweckten wenigstens die ehemaligen drei Herrschaften Rattenberg, Kitzbüchel und Kufstein der Krone Bayern zu erhalten. Bei einer zum Versuch der Annäherung mit 49 Gemeindeausschüßen zu Innsbruck im Jänner 1814 gehaltenen Zusammenkunft mußte Freiherr v. Lerchenfeld die härtesten Vorwürfe hören. Schon die einschmeichelnde Einleitung, daß nur wenige flüchtige Burschen österreichisch werden wollten, rief die lebhafte Versicherung hervor, dies sei vielmehr der allgemeine Wunsch, und als nun bayerischer Seits mit einer Anspielung auf die letzte Wirthshausscene entgegnet wurde: „Ihr Tiroler wollt euch nur frei machen, um Napoleon zu helfen,“ brach der ganze Sturm schwer verhaltenen Ingrimms los. Bayerisch, erklärten die Bauern schlechtweg, könnten und wollten sie nicht mehr sein. Was der napoleonische Druck verursacht, die Last der Schuldentilgungs- und Vermögensteuer, den Stempel, Weinaufschlag, das forcirte Anlehen, die Herabsetzung der landschäftlichen Capitalien, ihre verweigerte

Verzinsung, die Gerichtstaxen, Einquartierungen, Errichtung von Magazinen, Vorenthaltung der Vergütungen, den Recrutirungszwang, alles mußte Bayern verschuldet haben, die Aufgeregten schämten sich nicht bei einer kurz nachher stattgehabten Audienz den österreichischen Generalen Mayr und Baumgarten von dem „Nationalhaß der Tiroler“ zu sprechen, der so groß sei, daß schon das bloße Wiedererscheinen des k. b. Militärs die schlimmsten Folgen haben würde. Im Februar gährte es in ganz Unterinnthal wegen der Last der Einquartierung, verschiedener Anschläge, wie der eines Ueberfalls von Rattenberg, wurden gefaßt, und als in Innsbruck mehrere das Anerbieten machten ihren Nachbarn das Militär abzunehmen entstand am 1. März ein völliger Auflauf, Leute von nah und fern begaben sich auf das k. Landgericht und stellten vor, daß beim Einrücken der königlichen Truppen das Leben aller bayerischen Beamten in Gefahr schwebe. Eine ähnliche mit vielen Unterschriften bedeckte Vorstellung wurde dem k. Generalcommissariat überreicht. Selbst die Nachricht vom Einzug der Verbündeten in Paris vermochte die Aufrührer am Inn, die fortwährend Zusammenkünfte hielten und Kriegspläne entwarfen, nicht zur Mäßigung zu stimmen. Wenn auch nicht von den Bauern selbst, doch in ihrem Namen wurde ein „Manifest der Tiroler“ abgefaßt und in mehreren Abschriften verbreitet, das die Hände verrieth, die hier die Karten mischten. Nach einer scharfen Analyse der alten Vorrechte der Krone, des Umsturzes der Verfassung, der Aufhebung der Volksvertretung und der Klöster, der Deportirung der Geistlichen und des verderblichen bayerischen Finanzsystems wurden die Tiroler bei der Ungewißheit über die endliche Erlösung bei einem allgemeinen Frieden aufgefordert sich selbst zu helfen. Vor allem gelte es den Schwur, nicht mehr Bayern anzugehören. „Alle Stände müssen sich versammeln und diese letzte Selbsthilfe soll jede vorangegangene Insurrection

übertreffen. Es muß allen Ständen Tirols, dem Adeligen wie dem Priester, dem Bürger wie dem Bauern die wichtigste Angelegenheit sein, alles aufzuopfern, um das heiligste ihrer Güter, die freie Ausübung ihrer Religion, ihren rechtmäßigen Beherrscher, ihre Verfassung und ihre Freiheiten, ihren Wohlstand und Erwerb wieder zu erringen." Schließlich wird Oesterreich noch erinnert, daß es den Tirolern im Jahre 1809 selbst den Wink zur Erhebung gab und oftmals Rettung versprach, zugleich auch Bayern vor fruchtlosen Anstrengungen und nutzlosen Opfern gewarnt, die doch nur zum Aufruhr reizten. Man hielt es für unerläßlich, diese Schrift selbst dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Bayern zuzusenden.

Im Sommer 1814 ging der heiße Wunsch der Tiroler in Erfüllung. Die Kundgebungen der Vorliebe für Oesterreich steigerten sich bei verschiedenen Anläßen, namentlich auch der Durchreise der Kaiserin Marie Louise fast zu einer zweiten Erhebung, bis endlich Roschmann die Freudenbotschaft der Wiedervereinigung aus München brachte. Am 26. Juni erfolgte die österreichische Besitzergreifung und fast zwei Jahre später, am 24. März 1816, erhielt Tirol auch eine ständische Verfassung, freilich nur das Schattenbild seiner früheren.

Die Zillerthaler.

Es ist wohl eine seltene Erscheinung, daß dem Clerus das Volk allzu fromm wird. Und doch tritt manchsmal dieser Fall ein, wenn nämlich dessen blinder Eifer so weit geht, daß es sich der geistlichen Leitung entzieht. Die alten Sitten und Gebräuche, die bisher für wesentlich gegolten, sind dann nur mehr Fragen der Zeit, voran und über allen steht die hierarchische Ordnung und die Pflicht unbedingter Unterwerfung. Dies scheint uns auch die Lehre zu sein, welche sich aus der Geschichte der Manharter, einer ultrakatholischen Sekte im Brixenthale, ergibt, die sich unmittelbar an das Jahr 1809 anschließt und von Dr. Alois Flir, dem nachmaligen Uditore der heiligen Rota, in einem weitläufigen Buche behandelt wird. Sie hielten den König von Bayern und selbst den Bischof von Chiemsee für excommunicirt, weil Pius über Napoleon und alle seine Gehilfen und Anhänger in der Bulle vom 12. Juni 1809 den Bann gesprochen, sagten sich von ihren eigenen Geistlichen mit Ausnahme eines einzigen, den sie allein noch für rechtgläubig hielten, los, weil jene nicht mehr am alten vom Papste selbst theilweise abgewürdigten Fastengebote hielten, nicht mehr alle früheren Apostelfeste und Bittgänge feierten, die Ablaßtage abstellten, ja weltliche Verordnungen über Viehzucht

und Forstwesen, Rekrutirung und Schutzpockenimpfung von der Kanzel verlasen. Auch der Secretär und Dolmetsch des päpstlichen Nuntius in der Schweiz bestätigte deßhalb ihren Abgeordneten: „Eure Priester sind für nichts, sind eher Heiden als Priester“. Dagegen boten die unmittelbaren geistlichen Obern der Brixenthaler vereint mit der Regierung alles auf um die verirrten Schäflein wieder ihren rechtmäßigen Hirten zuzuführen. Aber alle Bemühungen wären vergebens gewesen, wenn nicht die österreichischen Staatsmänner noch zur rechten Zeit ein Einsehen gethan, die Häuptlinge der Verirrten, ohne daß sie es wußten, unter geheimer polizeilicher Aufsicht an den Papst geschickt und durch diesen die Entwirrung des endlos verwickelten Knotens erwirkt hätten.

Bei der halsstärrigen Vorliebe für die Beibehaltung äußerer Formen, wornach man wohl im ganzen benachbarten Alpenlande die Rechtgläubigkeit zu messen pflegte, mag es überraschen in dem nur wenige Stunden weiter westlich gelegenen Zillerthale Anschauungen ganz entgegengesetzter Art zu entdecken. Die Brixener und ein Theil der Zillerthaler, nämlich die am westlichen Ufer der Ziller wohnenden, gehörten seit unvordenklicher Zeit zum Sprengel des Hochstiftes Salzburg nur mit dem Unterschiede, daß erstere bis zum Jahre 1803 auch dem weltlichen Regiment des Krummstabs unterworfen waren und sohin gleich seinen anderen Unterthanen erzogen wurden. Unter den von der weltlichen Herrschaft des Erzstiftes getrennten Bewohnern von Ramsau, Holenzen und Mayerhof hingegen erhielten sich die alten lutherischen Bibeln und Hauspostillen, die ihre Voreltern einst von den in Folge des Emigrationspatentes des Grafen Firmian vom 31. October 1731 nach Kurland ausgewanderten evangelischen Salzburgern überkommen hatten; die Enkel und Urenkel jener längst Dahingegangenen bewahrten sie als alten Hausschatz und lasen darin ohne Unterlaß. Bei ihren häufigen Wanderungen ins deutsche Ausland,

die sie des Handels willen unternahmen, hatten sie auch Gelegenheit gefunden die Denk- und Lebensweise der Evangelischen in der Nähe zu beobachten, ja einige derselben nahmen mitten unter ihnen Platz, da sich im Jahre 1809 etwa fünf oder sechs jener armen Sachsen in diese Thäler geflüchtet, die den Steinbatterien im Eisackthale glücklich entronnen waren, und mit der Hand der Erbin manches Bauerngutes erwarben sie am Ende dieses selbst.

Was den ersten thatsächlichen Anstoß zur Lossagung vom katholischen Bekenntnisse gegeben, wurde unsres Wissens bis zur Stunde nicht erörtert. Einflüsse von außen scheinen es nicht gewesen zu sein, da man von clericaler Seite doch nicht ermangelt hätte die Verführer zu brandmarken; nach der eigenen Angabe der Neuerungslüsternen kam ihnen die Anregung von innen. Im Sommer 1826 meldeten sich aus verschiedenen Dörfern des Zillerthals neun Männer, theils Familienväter theils Söhne, bei ihren Pfarrern zum sechswöchentlichen Unterricht, der damals behufs des Uebertritts zu einem andern in Oesterreich geduldeten christlichen Bekenntnisse vorgeschrieben war. Dies führte zu vielfachen Wortkämpfen, und da die einfachen Bauern die scharfen Beweise der Gottesgelahrten nicht gelten ließen, zur Erbitterung, die dann neue Meldungen zur Folge hatte. Jedenfalls erwies sich die Debatte je länger desto gefährlicher, die Decane untersagten daher jede weitere. Die Landesstelle in Innsbruck warf über den seltsamen Vorfall, daß sich im vorzugsweise katholischen Tirol eine Neigung zum Abfall vom alten Glauben kundgab, die Frage auf, ob das Toleranzpatent vom 13. October 1781 nach dem von der bayerischen Zwischenregierung veröffentlichten Religionsedicte vom 24. März 1809 noch gesetzliche Geltung habe, und die Bischöfe sprachen sich auffallend genug für die Aufrechthaltung des josephinischen Gesetzes aus. Der Erzbischof von Salzburg schrieb an die tirolische Landesstelle: er könne und dürfe nicht fordern,

daß man die Toleranzgesetze für unanwendbar erkläre, nur die Errichtung einer Kirche wäre zu hintertreiben, und der Bischof Galura von Brixen erklärte am 1. März 1830: „man lasse sie bei ihren Grundsätzen, man erweise ihnen Gerechtigkeit und Liebe, nur mache man ihnen keine Hoffnung auf ein Bethaus". Der Grund dieser toleranten Gesinnung dürfte darin zu suchen sein, daß beide Kirchenfürsten sich der Hoffnung hingaben, die Sache der Abfallswilligen würde ohne äußeres vor dem Gesetze gültiges Band und ohne Leitung in sich selbst zerfallen. In Innsbruck ging man aber noch um einen Schritt weiter und verweigerte mit Erlaß vom 22. April 1830 den „Inclinanten" des Zillerthals sogar die nachgesuchte Ermächtigung zum sechswochentlichen Unterricht bei ihren katholischen Seelsorgern.

Daß dies in einer für Tirol so wichtigen Angelegenheit nicht ohne eingeholte Weisung von oben geschah, wird niemand annehmen, der das streng monarchische System jener Zeiten kennt. Kaiser Franz neigte sich in den letzten Jahren seines Lebens neben der Vorliebe für eine unbeschränkte und persönliche Ausübung seiner Herrscherrechte stark den ultramontanen Bestrebungen zu, denn alle Feinde des Alten schienen ihm gleich gefährlich, oder wie Graf Sedlnitzky sich ausdrückte, er wollte „das rein Monarchische und das rein Katholische, weil Eins das Andere unterstützt". Die Liguorianer hatten sich bis nach Wien vorgedrängt und beeinflußten die dortige vornehme Welt, die Freunde der Jesuiten waren des Kaisers Rathgeber und Vertraute. Aus jener starren Anhänglichkeit an das Alte und der Abneigung gegen alle Nichtkatholiken floß auch die Entscheidung in der Zillerthalersache. Die allerhöchste Entschließung vom 21. April 1832 erklärte schlechtweg, daß die über gemischte Religionsverhältnisse bestehenden Gesetze als eine allgemeine, die ganze Monarchie umfassende Regierungsmaßregel zu betrachten seien, die sich ohne Unterschied der

ältern und neuern Acquisitionen auf alle Provinzen erstrecke, eine Republicirung derselben finde nicht statt. Damit schien den Abfallswilligen jeder weitere Weg abgeschnitten, denn sie zählten höchstens 240 Köpfe, während das Toleranzpatent zur Erbauung eines Bethauses das Vorhandensein von hundert Familien fordert, sie hatten noch keinen klaren Begriff von den Lehrsätzen der Kirche, der sie angehören wollten, während das josephinische Gesetz nur bestimmten Bekenntnissen, „den augsburgischen und helvetischen Religionsverwandten und den nichtunirten Griechen" seinen Schutz verleiht.

Da verbreitete sich das Gerücht, daß der Kaiser nächstens nach Tirol komme. Ihm selbst ihre Noth zu klagen schien den Bauern der einzige oder doch beste Weg zur Erlangung ihrer Wünsche. Sie wählten daher drei Abgeordnete, die sich nach Innsbruck begaben und dort auf den Einschlag des Gubernialraths Sondermann, dem ihre Angelegenheit zugetheilt war, von einem Rechtsfreund ein Majestätsgesuch verfaßen ließen. Auch dieses klammerte sich an das alte Gesetz, das den Besuch erbländischer Geistlicher bei ihren entfernten Glaubensgenossen gestattete, und enthielt die Bitte, bloß des Jahres einmal auf ihre Kosten einen Pastor ihres Bekenntnisses aus einer österreichischen Provinz kommen zu lassen, damit sie das Abendmal genießen und sich in gemeinsamen Gebeten und Unterredungen erbauen könnten. Hiedurch war zugleich die Versicherung gegeben, daß sie zu einer im österreichischen Staate geduldeten Kirche, namentlich der lutherischen, übertreten wollten, was sie auch dem Kaiser selbst bestätigten, als sie nach seiner Ankunft im Juli vor ihn gelassen wurden. Auf seine Frage, wie sie dazu gekommen sich einem andern Glauben zuzuwenden, gaben sie die Bibel als ihre Lehrerin an, diese finde sich bei ihnen in mehr als 200 Jahre alten Abdrücken und sei schon von ihren Großeltern und Eltern eifrig gelesen worden.

Ihre Klagen über die Anfeindungen der Geistlichkeit und anderer Leute beschwichtigte der Kaiser durch die Versicherung, daß es den Katholiken nicht erlaubt sei sie zu beschweren; er zwinge Niemand in seinem Glauben und werde sehen, was zu thun sei. Daß der Clerus alles Mögliche aufbot um Besorgnisse vor einer Mißstimmung im Volke rege zu machen, zeigte eine Anzahl Abgeordneter der Gemeinden von Oberzillerthal, denen sich auch die ständischen Vertreter vom untern Inn anschloßen; insgesammt baten sie den Kaiser um Abwehrung der Glaubensspaltung und Abweisung des Gesuches der Abtrünnigen. Im nächsten Jahre kam durch den Grafen Alois von Tannenberg aus Schwatz die Angelegenheit vor die Stände. Fürstbischof Galura, der sich zur Abgabe eines Gutachtens auffordern ließ, betonte den ewigen Samen der Zwietracht, der hiedurch ausgestreut, die schmerzliche Wunde, die dem Herzen der Tiroler geschlagen würde, zwischen Tirol und den andern Provinzen, wo seit langer Zeit verschiedene Religionen beständen, sei ein großer Unterschied. Dagegen erhob sich der Bürgermeister von Innsbruck, Dr. Maurer, und verwies auf den XVI. Artikel der deutschen Bundesacte, der den christlichen Religionsparteien in den Ländern des deutschen Bundes gleichen Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte gewährleistet, und die Mißbilligung der Zeitgenossen, die eine Ketzerverfolgung erfahren müßte. Ueber diese Worte, vor katholischen Ständen gesprochen, entbrannte Joseph v. Giovanelli in tiefem Ingrimm. Wie die Frommen pflegen, erging er sich zuerst in persönlichen Angriffen wider den Gegner und warf ihm seinen Umgang mit dem Juden Lewald, seine Zugänglichkeit für die Einflüsse des protestantischen Auslandes vor. Nachdem er so die Quelle verdächtigt, aus welcher der Rath zur Maßhaltung kam, schritt er an die Ausmalung der Gefahr, die dem Lande drohe. Mit der Preisgebung der ersten Gemeinde öffne man dem Irrthum Thor

und Riegel, besser, rief er, das kranke Glied abgeschnitten, als daß der ganze Leib dahinsieche, besser die Zillerthaler verjagt, als ein lutherisches Tirol. Schließlich einigte man sich auf ein Gesuch an den Kaiser um Abweisung der Abtrünnigen und begründete es unter anderm damit, daß das Toleranzpatent vom 13. October 1781 in Tirol nie in gesetzlicher Form veröffentlicht wurde. So wenig sich dies erweisen ließ, da der ständige Congreß dagegen schon am 22. December 1781 eine Beschwerdeschrift überreichte, glaubte man doch des Guten nie zu viel zu thun.

Von anderer Seite wurde zu erhärten gesucht, daß die Zillerthaler eine ganz eigene Secte seien, auf die jenes Patent keine Anwendung habe. Schon in jenem Majestätsgesuche der bäuerlichen Gemeinden fand sich die an Theologen von Fach erinnernde Bemerkung: „Sie kennen nicht einmal von ferne den wahren Inhalt der augsburgischen Confession," das k. k. Kreisamt Schwatz berichtete am 2. December 1832 an die Landesstelle: „es habe sich ein seltsam buntes Gemisch von religiösen Meinungen, Ansichten und Irrlehren gebildet, deren Theilnehmer selbst nicht wissen, was sie glauben;" Fürstbischof Galura nannte sie in einer amtlichen Zuschrift vom 21. Jänner 1833 „gefährliche Fanatiker" und „religiöse Quacksalber" und das erzbischöfliche Consistorium von Salzburg behauptete schlechtweg: „sie gehören noch zu keiner tolerirten Confession."

Die allerhöchste Entschließung vom 2. April 1834 überging diese Streitfrage völlig mit Stillschweigen, der Kaiser entschied lediglich: „Den Bittstellern ist zu erklären, daß Ich ihrem Begehren, aus der katholischen Kirche austreten zu dürfen, wenn sie in Tirol ferners verbleiben wollen, daher auch eine eigene religiöse Gemeinde im Zillerthale zu bilden, nicht zu willfahren finde; daß jedoch, wenn einige derselben das Beharren beim katholischen

Glauben mit ihrem Gewissen unvereinbar finden, es ihnen freizustellen sei, in andere Provinzen Meines Staates zu übersiedeln, wo es akatholische Gemeinden gibt.“ Da die Zillerthaler sich einen Pastor aus einer andern österreichischen Provinz erbeten, somit erklärt hatten, zu einem im Kaiserstaate geduldeten Bekenntniß überzutreten, lag hierin offenbar eine Ausnahme von der Regel, es wurde ihnen nicht einmal erlaubt eine vom Staate geduldete Religion in Tirol auszuüben, das Toleranzpatent bestand für sie in ihrer Heimat nicht mehr. Durch diesen Zwang waren sie der Verfolgung des Clerus immer mehr bloßgestellt. Hatten die Geistlichen schon früher lutherische Bücher weggenommen, den Apostaten Knechte und Mägde entzogen, Ankäufe derselben verhindert, die Todeskranken mit dem Schrecken der ewigen Verdammniß geängstigt, so versagte man jetzt den Dienstleuten der Abtrünnigen die Lossprechung in der Beichte, ihren Kindern die Taufe, wenn ein evangelisch Gesinnter Pathe sein wollte, ihnen selbst die Trauung und das ehrliche Begräbniß, im Feld oder Wald unter Beistand des Gerichtsdieners wurden ihre Leichen verscharrt, kein Gebet durfte dabei gesprochen, kein geistliches Lied gesungen werden. Auch die weltliche Behörde that ihr Möglichstes um zur Umkehr zu nöthigen. Knaben und Mädchen wurden zum Besuch des katholischen Unterrichts angehalten und auf Grund der vorerwähnten a. h. Entschließung den Käufen und Uebergabsverträgen der „Inclinanten“ die Eintragung ins Gerichtsprotokoll verweigert. Nichts war natürlicher, als daß sie durch dies Vorgehen beunruhigt ihre Blicke nach dem Ausland wandten und einige von ihnen schon im Sommer 1834 Pässe dahin verlangten. Aber auch diese wurden ihnen verweigert. Mit Decret vom 7. März 1835 eröffnete ihnen das k. k. Landgericht Zell, die Ertheilung von Pässen zum Behuf ihrer künftigen Auswanderung sei weder nothwendig noch zulässig, da sie entweder in eine

andere österreichische Provinz übersiedeln oder unmittelbar durch die Behörden selbst die ausländische Aufnahme erwirken können, nach deren Erfolg es erst ihres persönlichen Auftretens zum Ankauf bedürfe. Es schien, daß man ihnen nur die völlige Unterwerfung als einzigen Ausweg aus diesen trostlosen Zuständen offen lassen wollte.

Mittlerweile hatte die ultramontane Partei in Wien bedeutend an Macht gewonnen. Die Schranke, welche ihr die Vorliebe des Kaisers Franz für seine Selbstregierung setzte, war mit dessen Tode gewichen, die Loyoliten errangen durch die Gunst derjenigen, die auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß übten, immer mehr Boden und Anhang, schon galten ihre Erziehungskünste als das allein erprobte Mittel gegen die Umsturzgelüste der Zeit und selbst Fürst Metternich ließ sich ihre guten Dienste in Italien gefallen. Da glaubten auch die Eiferer in Tirol ein Mehreres wagen zu dürfen. Was der Clerus in Erfüllung seines Hirtenamtes unerläßlich fand, hatte die Halsstarrigkeit der „Inclinanten" nur gesteigert, seine Geduld war erschöpft und nach der Meinung der Rechtgläubigen erübrigte nichts mehr als ihre Vertreibung. Wieder waren es die Gemeindevorstehungen, welche den sonst so gering geachteten Willen des Volkes vertreten mußten. Mehrere Abgeordnete aus den Landgerichten Fügen, Zell und Rottenburg verfügten sich zur Zeit des Landtags von 1836 zum Gouverneur Graf Wilczek, der nach der damaligen Verfassung auch die Stelle eines Landeshauptmanns vertrat, und baten ihn sich beim Kaiser für die Ausführung der a. h. Entschließung vom 2. April 1834, daher auch für die Entfernung der akatholischen Secte im Zillerthale zu verwenden; nicht nur diesem sondern dem ganzen Vaterlande drohe das unabsehbare Uebel einer Glaubensspaltung. Damit war der Anlaß geboten die Sache neuerdings vor die Stände zu bringen, und wie man dies öfter pflog, durch

sie eine Maßregel hervorzurufen, die bloß von der Regierung eingeleitet Aufsehen erregen konnte. Der Gouverneur fand sich in der bezüglichen Sitzung vom 14. Mai ausnahmsweise selbst ein und erinnerte, nachdem man das Gesuch der Gemeinden verlesen, ganz im Sinne der Clericalen an den bestimmten Ausspruch des höchstseligen Kaisers „keine akatholische Gemeinde im Lande zu dulden." Da alle Hoffnung die Sectirer einer besseren Ueberzeugung zuzuführen fehlgeschlagen, werde der Landesstelle das Einschreiten des ständischen Congresses jedenfalls willkommen sein um durch ihre Einwirkung auf die Hofkanzlei diesem „Unwesen" endlich einmal Grenzen zu setzen. Darüber schritt der Landtag „einstimmig und ohne Ausnahme," wie das Protokoll sagt, zu folgendem auch durch seine Stylistik merkwürdigen Beschluß:

„a) Es soll in einer unmittelbar an Se. Majestät den Kaiser zu erstattenden allerunterthänigsten Vorstellung die wärmste und ungetheilte Theilnahme des ganzen Landes an dieser wichtigen Angelegenheit ausgedrückt und Allerhöchstdieselben gebeten werden, die wegen Erfolglosigkeit aller bisherigen Versuche, die Sectirer von ihrem Irrwahne zu heilen, zum Vollzug der von Sr. Majestät dem höchstseligen Kaiser am 2. April 1834 erlassenen Verordnung für nöthig erkannten Mittel, deren Wahl die treugehorsamsten Stände ganz der Weisheit und Gerechtigkeit ihres allergnädigsten Kaisers anheimstellen, ehegnädigst in Vollzug setzen zu lassen; b) daß ferner der Congreß in die wohlwollenden Absichten Sr. Majestät das unbedingteste Vertrauen setze, Allerhöchstdieselben werden, wenn dieser außerordentliche Fall außerordentliche Mittel gebieten sollte, in Ihrer Milde und hohem Regentensinne jene Anordnungen treffen, welche geeignet sind, dieser höchst beklagenswerthen und in ihren weitaussehenden Folgen selbst in politischer Beziehung bedenklichen Glaubensspaltung,

wovon sich diese Provinz stets rein erhalten hat, endlich ein Ziel zu setzen; c) Se. Excellenz dem Herrn Landeshauptmann und der hohen Landesstelle werden die bisherigen dem Wunsche des Landes entsprechenden Einleitungen in dieser Sache aufs verbindlichste verdankt und es soll mit dem Ausdrucke dieses Dankes in der hierwegen an die hohe Landesstelle zu erlassenden Note, welcher zugleich eine Abschrift der allerunterthänigsten Vorstellung an Se. Majestät beizuschließen, und worin ihre fernere kräftige Verwendung zur Erzielung des gewünschten Erfolges in Anspruch zu nehmen ist, die Bitte verbunden werden, das Landgericht und jene Gemeinden, welche sich an den Congreß gewendet haben, von dem gefaßten Beschlusse gefällig in Kenntniß zu setzen."

In der hierauf am 12. Jänner 1837 erfolgten allerhöchsten Entschließung betonte es Kaiser Ferdinand ausdrücklich, daß sein Herr Vater die Bitte der Stände um der Erhaltung der Ruhe, Einigkeit und Ordnung im Lande willen das Entstehen einer akatholischen Gemeinde nicht zuzugeben durch die Entschließung vom 2. April 1834 gewährt habe, und verordnete zu deren Vollzug, daß die „Inclinanten" ihren Entschluß aus der katholischen Kirche auszutreten oder zu ihr zurückzukehren binnen 14 Tagen erklären und die Ausgetretenen binnen vier Monaten in einen fremden Staat auswandern oder in andere österreichische Provinzen, wo Genossenschaften ihrer Confession bereits bestehen, übersiedeln müssen. Der hohe Gesetzgeber bestätigte also selbst, daß das Toleranzpatent für die Zillerthaler, falls sie noch in Tirol bleiben wollten, keine Anwendung habe, obwohl er nicht anstand ihre Confession zu denjenigen zu zählen, die in Oesterreich geduldet sind. Die Frist zur Auswanderung verlängerte man ihnen zwar bis zum 11. September 1837, um so strenger lauteten aber die Maßregeln gegen die Zurückgebliebenen. Schon in der letzterwähnten Entscheidung wurde erklärt, daß den entschiedenen

Apostaten die durch das Toleranzpatent den Protestanten nur dispensando zu gebende Erlaubniß zu Realitätenerwerbungen nicht zu ertheilen sei; eine weitere allerhöchste Entschließung vom 9. December 1837 verordnete die Entfernung der sich noch außerdem kundgebenden „Inclinanten“ binnen möglichst kurzer Frist und ein kaiserlicher Erlaß vom 30. Jänner 1839 stellte sogar die Abweisung der um Rückkehr nach Zillerthal oder Tirol Ansuchenden als Regel auf.

Die Evangelischen, bei fünfthalbhundert an der Zahl, verließen noch 14 Tage vor Ablauf der ihnen gegebenen Frist ihre alte Heimat und fanden durch die Gnade des preußischen Königs ein Asyl im schlesischen Städtchen Schmiedeberg und dessen Umgebung, die sie bis zur Stunde nicht wieder verließen. In Tirol wurde aber unter der Verwaltung des in die Stelle Wilczek's eingetretenen Grafen Clemens v. Brandis im Geiste jenes Ausnahmsgesetzes vom Jahre 1834 fortgefahren. Der Graf entblödete sich nicht, als er 1842 in seiner Antrittsrede das Wirken der tiroler Stände der Reihe nach durchging, es neben der Berufung der Jesuiten als eine ihrer dankenswerthesten Errungenschaften hinzustellen, daß durch ihr Einschreiten „jedem fremden Cultus die Aussicht benommen wurde, sich neben der katholischen Kirche in Tirol festzusetzen,“ und als im Jahre 1846 zwei ältliche Fräulein aus Magdeburg, Eveline und Agnes v. Angern, die Schloßruine Kropfsberg in der Nähe des Zillerthales erwerben wollten, erließ er ein geheimes Umlaufschreiben an alle Kreisämter, wodurch er diesen erklärte, daß über Dispensationsgesuche von Akatholiken zum Häuser- und Güterankauf nur die Landesstelle zu entscheiden habe, ein Vorbehalt, der bei seinen Ansichten einer grundsätzlichen Abweisung gleichkam. Die Zeit jener Ausnahmsgesetze ist nun schon lange vorüber, das einheitliche Oesterreich kennt auch für das Ländchen Tirol bezüglich der Pro-

testanten keine Dispensen, keine bloß mehr oder minder geduldeten Confessionen, der Tiroler selbst findet heutzutage, wenn er nicht künstlich aufgeregt wird, derlei geistige Schutzwehren weder zu seinem zeitlichen noch ewigen Glücke nöthig, gleichwohl hat die Partei, der die Glaubenseinheit eine Lebensfrage, den Kampf noch immer nicht aufgegeben.

Die Stigmatisirten.

Die Zustände der Marie v. Mörl in Kaltern und Domenica Lazzari in Capriana machten viel von sich reden. Zur ersteren, die man schon bei ihren Lebzeiten eine Heilige nannte, wallfahrteten im Jahre 1833, als die Neugier am höchsten gestiegen war, über 40,000 Menschen; nachdem man sich an das Wunder gewöhnt hatte, verminderte sich der Zulauf, es behielt aber noch immer einigen Reiz, daß man in Folge Anordnung der geistlichen Behörde nur auf besondere Erlaubniß Zutritt zu dem nervösen Fräulein finden konnte. Das körperliche Leiden der stillen Dulderin dauerte ununterbrochen fort, gleichwohl waren alle Aerzte von ihrem Besuche ausgeschlossen, sie hätten ihren Zustand untersuchen, den Schleier des Geheimnisses lüften können. Sie stand nur mit ihrem langjährigen Beichtiger in näherer Berührung, der bis zu seinem im Frühjahr 1865 erfolgten Tode nie von ihr wich. Nachdem sie schließlich am 11. Jänner 1868 der Wassersucht erlegen war, wurden ihre irdischen Reste zur Behebung jedes Zweifels über ihre Echtheit in einem metallenen Sarge beigesetzt, und mit ihren Bettlacken Heilungsversuche angestellt, wovon jedoch noch keiner gelingen wollte. Domenica Lazzari hatte anfänglich ebenfalls großen Zuspruch von nah und ferne, namentlich aus Italien. Sie starb am 4. April 1848 zu einer Mumie von drei

Schuhen eingeschrumpft und die Wunder, die man von ihr erwartete, beschränkten sich darauf, daß auf ihrem Grabe kein Gras wuchs, während die Todtenhügel ringsum reichliche Weide boten. Die Erscheinung dieser zwei Stigmatisirten, deren Geschichte durch Ennemosers „Magnetismus im Verhältnisse zur Natur und Religion“ und den anonymen Verfasser der „tiroler ekstatischen Jungfrauen“ in Deutschland hinlänglich bekannt wurde, scheint uns für Tirol insbesondere darum bemerkenswerth, weil sie aus der Erziehung und religiösen Bildung seines Volkes hervorging und somit einen Beitrag zu seiner Culturgeschichte bildet.

Man sollte glauben, daß in einem Gebirgslande, dessen Bewohner auf harte körperliche Arbeit und große Anstrengung angewiesen sind, nervöse Leiden unter dem Bauernvolke am allerwenigsten vorkommen; thatsächlich findet sich aber das Gegentheil. Der Grund davon liegt in der beschaulichen Richtung, die seinem Geiste von Jugend auf eingeflößt wird, der Beschäftigung seiner Fantasie mit Legenden und Wundergeschichten, kirchlichem Prunk und Ceremoniendienst, was ist natürlicher, als daß ihm alles andere Sinnen und Streben nur als eitel Tand und Flitter erscheint? So mag man es denn auch begreifen, daß gerade auf diesem auserwählten Fleck irdischer Wanderschaft hie und da Beispiele von ungewöhnlicher Ueberspannung des Nervensystems vorkommen. Dem Laien, dem der innere Zusammenhang unerklärlich, gelten sie für Wunder, die davon Heimgesuchten als Heilige, die Wirkungen der dunklen Ascese als Erfolge von unschätzbarem Gewinn. Wie vorzügliche Gnaden können diese auserwählten Lieblinge des Himmels erbitten, wie wächst der Arm ihrer geistlichen Führer weit über die Wolken hinauf, wo ihre Schülerinnen verkehren mit den seligen Geistern!

Wer es hier noch wagt, die Sonde wissenschaftlicher Forschung einzusenken, wer an dem vor aller Augen zu Tage liegen-

den Wunder zweifelt, ist selbstverständlich ein Freimaurer, d. i. ein Mensch, der alles positiven Glaubens bar ist. Dagegen kömmt nur zu bemerken, daß die frommen Verfechter dieser Verirrungen des menschlichen Geistes auf derselben Stufe stehen mit den kurzsichtigen Koryphäen des Mittelalters, deren Tiefblick wir noch hohlere Traumgebilde verdanken als unsern Hellsehern; die ganze sublunarische Welt galt ihnen beherrscht vom unmittelbaren Einfluß der überirdischen und der Verstand durfte sich darüber kein Urtheil erlauben, wenn er nicht in bester Form Rechtens zu ewigem Stillschweigen verurtheilt werden sollte. Wer kennt nicht jene Hofhaltung des Teufels, die man zu Nutz und Frommen der Hexenprocesse erdichtete, mit der ekelhaften Anbetung des Satans und dem bis ins Kleinste beschriebenen Ceremoniel seiner Feste? Nie und nirgends hatte ein solcher Teufelscult bestanden, weder Hexen noch Zauberer hatten ihn gesehen oder mitgemacht, aber die Tortur ließ sie alles gestehen, was man von ihnen verlangte. Und auf solche Beweise hin bildete man in Rom ein ganzes System des Hexenwesens, Papst Innocenz VIII. schleuderte gegen die Buhlschaft mit dem Teufel und andere Hexengräuel die bekannte Bulle vom 5. December 1484, geistliche Gerichte zur Verfolgung der Teufelsbündler wurden bestellt und ein eigenes Gesetz und Strafverfahren, der „Hexenhammer", in allen christlichen Ländern eingeführt. Viele Jahrhunderte hindurch rauchten die Scheiterhaufen vom Blute der armen Opfer, ja selbst nach Abstellung jener traurigen, zur Schande der Menschheit errichteten Tribunale hat sich der Wahn vom wirklichen Dasein der Hexen im Volke fortgeerbt und weit entfernt ihm ernstlich zu steuern gehören die Teufelsbanner noch heutzutage nicht zu den äußersten Seltenheiten.

Der schwarzen Magie stand im Mittelalter die weiße gegenüber, die den Menschen ebenso mit dem Himmel in Verbindung setzte, wie jene mit der Hölle, nur mit dem Unterschiede, daß von

der Klaue, womit der Teufel seinen Novizen das Bundeszeichen aufgedrückt haben soll, als einer reinen Erdichtung der Inquisitoren, keine Spur an den Betheiligten zu entdecken war, an den Hellsehern hingegen sich auch äußere Erscheinungen als Folgen ihres innern Schauens offenbarten. Dazu gehören namentlich die Wundmale und Blutungen, welche nicht nur die Legenden sondern auch unbefangene Zeugen bestätigen. Je weniger wir daran zweifeln, um so mehr finden wir uns aufgefordert nach einem natürlichen Grunde derselben zu forschen und so ihre Erklärung zu versuchen, ohne die Nothwendigkeit überirdischer Einwirkungen vorauszusetzen. Gab es doch schon in jener dunkelsten Zeit des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts Männer, welche die Wundmale des heiligen Franz von Assisi auf eine ganz natürliche Entstehung zurückführten, späterer zu geschweigen, die in diese Frage noch tiefer eindrangen. Wie durch eine Ironie des Schicksals war es gerade ein Tiroler, Dr. Ennemoser, der in seinem vorerwähnten Werke über den Magnetismus eine physiologische, durch ähnliche Erscheinungen unterstützte Erklärung aufstellte. Nach ihm „reflectirt sich das geistige Bild aus der camera obscura des Gehirns durch die Lichtträger der Nerven auf der äußern Oberfläche der Haut ganz nach physischen Gesetzen" und unter Voraussetzungen, die bei allen Stigmatisirten eintreffen, wie eine enthusiastisch rege Phantasie, ganz ungewöhnliche Nervenreizbarkeit, ungestörte Ruhe, Abgeschiedenheit von der Außenwelt, Schweigsamkeit, Theilnahmslosigkeit und fortdauernde Entbehrung sogar von Nahrungsstoffen. Eine so rationelle Darlegung setzt freilich ein tieferes Eindringen der Wissenschaft in die Werkstätte der Natur voraus, als sie unter der Herrschaft der Scholastik möglich und nach den frommen Vormeinungen unserer vorsündfluthlichen Philosophen erlaubt ist.

Auch eine andere Bemerkung vermögen wir bei diesem Anlaß nicht zu unterdrücken. Bekanntlich gab es auch bei den alten

Indern, Aegyptern, Griechen und Römern Hellseher gerade so wie nun bei den Katholiken und Protestanten, auch bequemten sich bei den Heiden sowohl als Christen die Bilder ihrer Visionen den religiösen Begriffen an, die sie von Jugend auf angenommen. An den Orakelstätten erschienen den Kranken im Tempelschlafe die Götter, die Seherin von Prevorst verkehrte mit den Personen eines Mittelreichs, das selbstverständlich mit dem Fegefeuer nicht zu verwechseln, die Nonne von Dülmen, Maria v. Mörl und Domenica Lazzari standen mit ihren Gesichten auf katholischem Standpunkt. Sollten sich darum nur die Visionen der Katholiken erwahren, alle übrigen aber als eitle Täuschung erweisen, oder liegt vielmehr nicht auch darin eine Probe, daß all dies Hellsehen sich nicht über den Dunstkreis unserer eigenen Vorstellungen erhebt und keine dieser Schlafwachen in das Land gedrungen, von dem, wie Shakespeare sagt, kein Wanderer zurückkehrt?

Tirol war schon in früherer Zeit die Heimat solcher ekstatischer Jungfrauen. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte in Roveredo die stigmatisirte Carmeliternonne Giovanna Maria della Croce, bei der sich Fürsten und Kriegsoberste des Rathes erholten; von Maria Hueber, Vorsteherin der Schulschwestern in Brixen, wird erzählt, daß ihr bei der Betrachtung der Hand- und Fußwunden Christi an Händen und Füßen oft große Beulen auffuhren, was Ennemosers Ansicht von ihrer Entstehung bestätigt. Auch in den letzten dreißiger Jahren, als die Kunde von den Wundmalen der Maria v. Mörl und Domenica Lazzari durch das Land flog, fühlten sich mehrere zur Nachfolge bereit; doch das Verlangen war nicht so heiß um zum Durchbruch zu kommen und nicht alle hatten es so bequem wie diese beiden. In der Verehrung, die ihnen das Volk zollte, liegt aber auch ein richtiges Maß für seine Entwicklung.

Das Kirchweihfest in Pens.

Man denke sich ein rauhes Alpenthal, dessen Sohle mit Inbegriff der auf der Nordseite aufsteigenden Halde in etwa 20 bis 25 Minuten durchmessen werden kann. Längs des steilen, mit Fichten besetzten Berges gegen Süden durchschneidet es die Talfer, ein krystallheller Bach, der nach dem Gewässer, das hier und an andern Orten jäh über blinkendes Gestein hinabstürzt, seine scheinbar sanfte Natur nicht immer beibehält. Mehrfach zurückgestaut um einen Theil seiner Triebkraft Brettersägen zu leihen bildet er dann kleine Katarakte. Von den Bergen, die ihre Häupter meist verhüllen, zeichnen sich vorzüglich die nördlichen durch ihre pyramidalische Form aus. Fast senkrecht entsteigen sie dem Boden und tragen kaum bis an die Hüften den Schmuck der Wälder. Der obere Theil ist mit spärlichem fahlem Gras bedeckt, das nur zum zweiten Jahr gemäht wird, im zerklüfteten Scheitel nistet das Schneehuhn und hinter diesen Wolkenkönigen thronen noch stolzere, wo die Gemsen hausen. Im Thale stehen dicht neben der Kirche mit ihrem spitzen Thurm nur die Wohnungen und Scheunen des Pfarrers und Wirthes, die Bauern haben weit umher in zerstreuten Gehöften Platz genommen und ist uns aufgefallen, daß die Häuser neben oder hinter den stattlichen Scheunen

nur ganz bescheiden hervorblicken, als ob auf diesen vor allem der Stolz ihrer Eigner ruhte. Dieser classische Boden einer Hochlandsidylle heißt Pens; das Dorf liegt acht starke Wegesstunden nördlich von Bozen und man muß noch fernere fünf über das penser Joch und jenseits desselben zurücklegen um endlich nach Sterzing zu gelangen. Wir dachten uns somit jedenfalls hoch ober dem Dunstkreise, der auf die Städte und ihre rebenbekränzten Hügel drückt, fern von allem Hader, der anderswo in Tirol die patriarchalische Ruhe stört. In diesem tröstlichen Gefühle erhoben wir uns von dem duftenden Heulager, das unsere Glieder gestärkt und schlenderten wohlgemuth der Kirche zu, denn man feierte eben das Kirchweihfest, und wie man uns sagte, hatte sich dazu ungewöhnlich viel Volk eingefunden.

In der That war auch die mit vergoldeten Schnörkeln im besten Rococogeschmacke verzierte Kirche mit Andächtigen so überfüllt, daß wir kaum an der Thür ein bescheidenes Plätzchen fanden, Männer und Weiber hatten sich streng gesondert, jene zur Rechten diese zur Linken, und die großen, breitkrämpigen schwarzen Hüte saßen auf den Köpfen des frommen Geschlechtes so dicht aneinander, daß es schien, als läge darüber ein großes Bahrtuch ausgebreitet. Dieser beschaulichen Haltung der Versammlung entsprachen auch die Worte des Predigers. Es war eben ein Fest Mariä, an dem die Kirchweih gehalten wurde, morgen- und abendländische Kirchenlehrer mußten ihre besten Sprüche herleihen um einen Kranz von Immortellen um das Haupt der Gebenedeiten zu flechten; am besten aber gefiel uns der Rath des Geistlichen, der seinen Zuhörern empfahl, wenn es nun schon einmal gesündigt sein müßte, doch aus Achtung für die Himmelsköniginn vorerst das Skapulier abzuthun. Mit den Trompeten und Pauken, die bald nachher zum Hochamt ertönten, waren die Freuden des Festes so gut wie abgeschlossen. Der Rest besteht, wie man uns versicherte, darin, daß

an diesem Tage wie an keinem andern im Jahre alle Knechte und Mägde Wein und Schöpsernes zu Mittag erhalten, nachmittags werde Kegel geschoben oder ein Bestes ausgeschossen, der Abend endlich verlaufe ganz still, und wenn irgendwo heimlich vor dem Pfarrer getanzt wird, müsse man am nächsten Sonntag eine strenge Rüge darüber von der Kanzel vernehmen. Ganz hatte sich aber auch dieses abgeschiedene Alpenthal vor dem Gift der Neuerer nicht bewahren können, und war es auch nicht die Lehre Luthers, die der Einfalt seiner Denkart zusagte, eine noch viel gefährlichere Häresie drohte sich einzuschleichen.

Gleichzeitig mit der Protestantenfrage kam auf dem tiroler Landtag des Jahres 1848 auch die Grundablösung zur Sprache, wodurch die Güter der Kirche, nämlich ihre Zehnten und Grundzinsen, eine Schmälerung erleiden sollten. Das trienter Concil spricht über alle den Bann, die sich kirchlichen Eigenthums bemächtigen; die in der Ständeversammlung anwesenden Geistlichen nahmen daher aus Vorsorge für das Seelenheil der Laien betreffs des Umtausches unwandelbarer Giebigkeiten in veränderliche Werthzeichen die Zustimmung des Papstes in Vorbehalt. Die tröstliche Hoffnung der Gewährung, die man hiebei durchschimmern ließ, war hauptsächlich dem Umstande beizumessen, daß die Ablösung nicht aufzuhalten schien und der Clerus durch eine schroffe Opposition gegen die Grundentlastung bei den meisten Leuten an Beliebtheit und Einfluß verlieren konnte. Das Ablösungswerk nahm also trotz jener Reserve ungehindert seinen Fortgang und erstreckte sich selbst auf die 4657′ hohe Alpe von Pens, wo es 39 Höfe gab, die ihrer alten Bürden los und ledig sein wollten. Sie reichten nämlich ihrem Pfarrer von aller Frucht den zwanzigsten Theil, die zwanzigste Garbe, das zwanzigste Kalb als Zehnten. Da verfiel der damalige Seelenhirte auf einen eigenthümlichen Ausweg um dem sündhaften Gelüste seiner Schäflein Einhalt zu

thun. Er bewirkte nämlich, daß dieser Zehnte einen beispiellos niedrigen Anschlag erhielt, und als ihm dies glücklich gelungen, trat er mit der Klage auf, daß er von der winzigen Rente des Ablösungscapitals nicht leben könne. Dies leuchtete allen ein, die von jeder weiteren Belästigung frei sein wollten, und des lieben Friedens halber reichten sofort die Besitzer der gedachten Höfe mit Ausnahme eines einzigen wieder nach wie vor den alten Zehnten. Sie thaten es, ungeachtet sie zum Theil schon das Ablösungskapital selbst erlegt und noch fortwährend die davon verfallenden Renten, ja selbst die für die Befreiung des Bodens übernommenen Steuern entrichteten, und trugen sonach jetzt zugleich mit den alten die neuen Lasten. Dies schien denn doch selbst dem Herrn Pfarrer zu viel, denn der Getreidezehnte allein betrug alljährlich ungefähr 200 Schöber oder 150 Metzen. Er berief daher eines Tages die Gemeindeausschüsse und verfaßte mit ihnen ein Protokoll, wornach die ganze Ablösung zu nichte werden und jeder Grundbesitzer die eingezahlten Raten zurückerhalten sollte. Der Act wurde angeblich dem fürsterzbischöflichen Ordinariate in Trient zur Approbation übersandt, es ist aber bisher nicht bebekannt geworden, ob er von jener geistlichen Behörde genehmigt oder bloß stillschweigend bei Seite gelegt wurde, nur das eine stand fest, daß alle Bauern mit Ausnahme des schon oben erwähnten Eigensinnigen dem Pfarrer fortwährend den Zehnten und nebenbei auch dem Steueramte in Sarnthal sowohl Renten als Steuern entrichteten. Ein Gleiches sollen sich auch die Grundbesitzer im nahen durnholzer Thale gefallen lassen; sie und die Penser sind daher vielleicht im ganzen Umkreis der österreichischen Monarchie die einzigen, die alljährlich den zwanzigsten Theil ihres Nutzens auf den Altar der Kirche legen, und während sie selbst nur einmal im Jahre Kirchweih halten, ihrem Seelenhirten deren Wiederholung auch noch öfter ermöglichen.

Ueber die mannigfachen Bemühungen der hier allein maßgebenden Hirten die fromme Herde vor den Gefahren, die ihrem Seelenheile drohen, zu schützen wurde uns noch Folgendes als Beispiel angeführt. Ein aus Pens gebürtiges Mädchen hatte das Unglück einen Fehltritt zu thun, der ihre Nahrungssorgen verdoppelte. Sie wohnte schon durch eine Reihe von Jahren in dem vier Stunden von hier entfernten Dorfe Sarnthein, nach jenem Vorfall wollte sie die dortige Vorstehung nicht mehr dulden, aber auch Pens die Arme nicht mehr als eine der ihrigen anerkennen; von beiden Gemeinden ausgestoßen lief sie Gefahr auf heimatlichem Boden keinen Fleck Erde mehr zu finden, wo sie ihr Haupt hinlege. Endlich erbarmte sich dennoch ein mitleidiger Bauer auf einem einsamen Gehöfte zwischen beiden Dörfern unweit Rabenstein der Heimatlosen und nahm sie als Magd an. Noch elegischer klingt die Geschichte eines andern Mädchens, das aus ähnlichen Rücksichten in Folge clericalen Einflusses von ihrem eigenen Schwager drei Tage nach der Geburt ihres Kindes aus Reinswald fortgejagt wurde und in Folge des in diesem Zustande nach Sarnthein unternommenen Ganges und des Eindrucks der vom Decan erhaltenen Strafpredigt nach 14 Tagen starb. Die Furcht vor der bekannten Strenge der Geistlichen in solchen Fällen wurde in einem vom k. k. Kreisgerichte Bozen verhandelten Kindsmordprocesse als Milderungsgrund angenommen.

Nicht alle Sarner sind übrigens so schüchtern, wie die vorerwähnten Penser, es gibt da noch manche kühne Burschen, denen keine Klippe zu schroff, kein Fels zu hoch ist um ihren Muth daran zu üben, und wenn es auch vorerst nur eine Probe körperlicher Kraft, sie setzt doch das Bewußtsein der Herrschaft des Geistes über die Natur voraus. So vernahmen wir bei der Fortsetzung unsrer Reise im Dorfe Sarnthein folgendes Wagniß. An der Ostseite des Thales erhebt sich eine schroffe und steile Felswand, die

sarner Scharte genannt. Eines Tages fiel es einem kühnen Hirten, der auf den Matten jenes hohen Gebirgskammes das Vieh weidete, bei statt durch den Steig, den andere Menschenkinder betreten, an dem nackten Gestein gerade hinaufzuklimmen; die Wand wurde immer abschüssiger, kahler und der Auftritt am Ende selbst einer Gemse zu schmal, der Hirte konnte weder vor noch zurück. Da zog er sein Besteck aus der Tasche, bohrte Messer und Gabel in das Festgeklüfte und machte sich eine künstliche Leiter zurecht. Nach einer Weile versagte aber auch diese ihren Dienst, er vermochte die zu fest eingetriebenen Sprossen nicht mehr herauszuziehen. Eben läutete unten im Thale die Mittagsglocke, als er am Weiterkommen verzweifelte und um Hilfe rief. Dies hörten die unterhalb auf den Bergwiesen beschäftigten Mäher, erstiegen die Wand und zogen ihn an Stricken hinauf. Messer und Gabel mußte er aber im harten Felsen zurücklassen.

Man sollte meinen, so kecker Muth bewahre vor Einschüchterung; leider überzeugten wir uns gerade vom Gegentheil. Es wird aber auch für diese wackern Leute die Zeit kommen, wo sie die Binde ablegen und einer bessern Erkenntniß Raum geben. Daß auch hier fruchtbarer Boden für guten Samen ist, zeigt schon manche, wenn auch noch einzelne Erscheinung.

Aus Wälschnofen.

Was kann man wohl aus und über Wälschnofen schreiben? Die Einöde, die diesen Namen trägt, liegt vier Stunden weit von der Landstraße, 3683′ über der Meeresfläche; einige niedere Bauernhütten, dazwischen ein Kirchlein, Bergwiesen, dunkles Nadelgehölz, schroffe Felsen, die sich jedem Gedanken an die Außenwelt entgegenthürmen, das ist die Landschaft, im Winter ein Stück Sibirien, im Sommer auch kein Blumengarten. Und die Leute? Ein gesunder, kräftiger, wenn auch nicht schöner Menschenschlag. Reizende Sennerinnen darf man sich nicht erwarten, und wenn auch ihr Wuchs nicht so klein, der Ausdruck gefälliger, das Auge feuriger wäre, der häßliche „Kittel", der weit über die Hüfte hinaufreicht, das kleine, steife, glatte Mieder mit dem winzigen Brusttuch und der eng an den Hals anschließenden Hemdkrause würden selbst eine Tänzerin zur Nonne machen. Auch die Männer kleidet ihre lange graue Joppe, die fast bis an die Knöchel streift, nicht viel schmucker; es steckt aber oft in der rauhen Hülle ein ganz kluger Verstand, der sich dadurch übt, daß diese Bergbewohner wegen des Holzes, ihres einzigen Gewinnzweiges, manches mit denen im Thale zu verkehren haben. Wo wir Menschen finden, hat der Platz, an dem sie ihr Dach gebaut, auch seine Geschichte,

und jene, die im Munde des Volkes lebt, ist meist anziehender als die diplomatische, die auf Pergament geschrieben unter dem Actenstaube schläft. Die Sage, denn diese erscheint uns eben als jene anziehendere, ist gewöhnlich ein sprechendes Bild, wie sich das Kind der Natur ihre Räthsel zu lösen suchte, sie ist ein Spiegel seiner ersten Auffassung, Cultur und Begabung. Wir erinnern diesfalls an die Verwandlung der Naturkräfte in Götter bei den Aegyptern und Griechen in der Osiris- und Zeussage, an die Formen beider je nach der Stufe ihrer Bildung, an die Sage der Semiramis, welche die Hauptneigungen des semitischen Orients, namentlich der Assyrer, Krieg und Wollust, versinnlicht. Auch in unserer Alpenregion traten die Erscheinungen der tellurischen Kraft dem Menschen mit überwältigender Größe entgegen, sein Ideenkreis war schon vor seiner Ansiedelung abgeschlossen, er trug ihn mit sich in die wilde Bergschlucht und erklärte sich ihre Entstehung nach seinen religiösen Begriffen.

In den Sagen von Wälschnofen spielt der „Bettel" eine hervorragende Rolle; der „Bettel ist aber kein anderer als der leibhaftige Gottseibeiuns. Auch das ist bezeichnend, daß das Volk sich scheute ihn beim wahren Namen zu nennen, denn es lebte im Wahne, daß schon das Aussprechen desjenigen, der aller Orten auf des Menschen Verderben lauert, Gefahr brächte. Wenn es oberhalb der krystallklaren Seen von Kar im dunklen Forste Latemar wie ein unterirdischer Donner dröhnte und man selbst diesen nur in einer Entfernung von 2—3 Stunden, an Ort und Stelle aber gar nicht vernommen haben wollte, wenn es im glühenden Rosengarten krachte, als ob der in den Schöpfungstagen emporgeschossene Dolomit zerbersten wollte, da war es „unheimlich" im Erdgeklüfte, es war der „Bettel," der aus den Wäldern und über die Felsen dahinfuhr. Im Karer- und Mittersee haust der Sälbling (Salmo salvelinus), eine Art Rothforelle, nach deren

spiegelglattem Hause einst ein muthwilliger Bursche unablässig mit Steinen warf. Gleich erhob sich der Wächter des gefeiten Bodens; zuerst lief ein Hund, dann ein Schwein und endlich ein geschundenes Roß aus dem See und verfolgte den Frevler, bis er von der Erde verschwand; das war der „Bettel“. Ein anderes Mal hatte ein Jäger mit dem „Bettel“ einen Pact geschlossen, wornach er in dessen Revier eine Anzahl Gemsen schießen durfte, 39 Zauberkugeln sollten treffen, bei der vierzigsten war aber die Seele des Jägers der Macht des Schwarzen verfallen. Der Arme kochte eben auf der seiser Alpe mit einem Wälschen einen Milchbrei, als außer der Hütte ein Gemsbock vorüberstrich; er schoß ihn, es war die vierzigste Kugel. Ueber Nacht holte ihn der „Bettel“ und man zeigte noch lange das Loch, das Letzterer durch das Dach gebohrt. Auch eine Wirthschäfterin des Pfarrers hatte dasselbe Unglück, der Grund lag in einer Liebschaft zwischen den beiden, da soll aber das Loch, durch das sie im Rosengarten gefahren, so groß gewesen sein, daß zwei Personen hindurch konnten. Der „Bettel“ war auch der Hüter der Goldminen. Vor alten Zeiten befanden sich im Reiterjoch oberhalb Latemar Kupfergruben; ein altes Männlein füllte seine Taschen aus einer Quelle mit dem schönen Metalle und zog damit nach Venedig. Ein anderer, der dies erlauschte, hielt ebenfalls seinen Sack unter die Quelle, allein es war nur Sand, was er auffing. Als er nun auch damit nach Venedig pilgerte, sah er das Männlein aus dem Fenster eines großen Palastes winken, er ging hinein und empfing unendliches Entgelt für den Sand. Der Bauer wollte nun das einträgliche Geschäft fortsetzen, allein der Berggeist hatte es nur einmal versehen den Goldborn zu verstopfen, und von nun an rieselte kein Sand mehr aus der Quelle.

In neuester Zeit sollte es der Satan in moderner pariser Toilette auf den stillen Frieden des Thales abgesehen haben, und

da es das „Südtiroler Volksblatt" seinem andächtigen Publicum schon verrathen, kann es uns Niemand zum Vorwurf machen, wenn wir es weiter plaudern. Renan, dieser eingefleischte Sohn der Hölle, fand seinen Weg auch in die Hütte des Försters von Wälschnofen; doch der grundgütige Himmel hatte es schon lange so eingerichtet, daß die dortigen Gebirgsbewohner ohne Wissen und Willen ihres Seelenhirten kein Sterbenswörtchen lesen, es war also nur ein Traum frommer Geister, daß eine Wetterwolke über ihren Häuptern schwebte.

Schlimmer konnte sich die Sache mit einem früheren Förster gestalten, der Protestant war, innerhalb der vier Jahre, als er in Wälschnofen weilte, nie die Kirche besuchte und dabei mit den Bauern auf freundlichem, ja vertraulichem Fuße lebte. Wenn man in unseren Tagen noch an Wunder glaubte, dürfte es sicher zu einem zählen, daß man in Wälschnofen deßhalb nicht die geringste Veränderung spürte. Der Ausspruch des Fürstbischofs von Trient auf dem tiroler Landtag von 1861, daß „die Protestanten, wo sie hinkommen, die Revolution mitbringen," ist eben nicht so buchstäblich zu nehmen. So lange die wälschnofener Bauern noch an den „Bettel" glauben, hat es keine Gefahr damit.

Die seiser Alpe.

Wer den Menschen kennen lernen will, suche ihn bei seiner Arbeit auf. So lang er in der Festjoppe steckt, ist er vorherrschend ein Kind der Schule; in der Alltagsjacke fühlt er sich wieder frei, sich selbst wiedergegeben spricht er, wie er denkt, leibt und lebt; hier waltet die Natur vor, dort der Zwang. Nebstbei ist es ein alter Erfahrungssatz, daß sich die Leute auf den Bergen offener zeigen als auf der Heerstraße, die Civilisation, d. i. die Dressur fand bei jenen minder Eingang als bei den Städtern. Diese und ähnliche Betrachtungen erweckten in uns das Verlangen, Leben, Sitten und Gebräuche auf der in Tirol vielgenannten seiser Alpe näher zu erkunden, wovon uns einiges der Mittheilung werth scheint.

Die seiser Alpe erhebt sich oberhalb des Dorfes Kastelruth 4491′ über der Meeresfläche und umfaßt einschließlich des Gemeindewaldes einen Flächenraum von 9219 Joch. Nordwärts von einem breiten Bergrücken mit reizender Fernsicht überragt dehnen sich ihre Matten südöstlich viele Stunden weit bis an den urweltlichen Platt- und Langkofel, ein Halbkreis von Dolomiten, hinter denen bei klarem Himmel die eisige Marmolata auftaucht, schließt den Hintergrund; weiter vorne steht der Schlern, ein versteinerter alter Recke mit dem Mantel bis zum Waldesschemmel und der Krone in den Wolken. Der Boden des üppigen, mit der

seltensten Flora überdeckten Bergmahdes senkt und hebt sich wellenförmig und ist in 370 Wiesen mit ungefähr 400 Scheunen getheilt. Die Alpwirthschaft beginnt Ende Juni.

Da wird nun alljährlich ein paar Tage vor dem Fronleichnamsfeste eine große Procession gefeiert, die um 3 Uhr morgens unter Glockengeläute und Beleuchtung des Dorfes die Pfarrkirche von Kastelruth verläßt, sofort durch die Nachbarorte St. Michael und Pufels nach der seiser Alpe bergan zieht, selbige ihrer ganzen Länge nach begeht und um die Mittagsstunde bei dem zu höchst gelegenen Bauernhofe „Gflatsch“ Rast hält. Die Andächtigen lagern sich rings im Freien und in Scheunen und werden von einem der kastelruther Wirthe, die sich abwechselnd in dies Geschäft theilen, mit Speise und Trank gelabt, während die Geistlichen bei den Hofbesitzern zu Gast sind und das hochwürdige Gut in einen Bildstock stellen. Nach beendetem Mahle kehren die Betenden auf der andern Seite des Berges zur Pfarre zurück, wo sie abends wieder von Glockengeläute empfangen werden. Auf diesem Umzug, der über volle vierzehn Stunden dauert, feiert man nicht weniger als einige und achtzig Evangelien. Wer sein Mahd oder Ackerfeld von Heuschrecken oder anderem Ungeziefer bedroht glaubt, wer sich einer besonders reichen Ernte versichern will, tritt den Zugführer an und behändigt ihm achtzehn Kreuzer Reichswährung, worauf Halt gemacht, ein Evangelium gelesen und der Segen nach jener Gegend ertheilt wird, wo der zu wahrende Besitz des Bittstellers gelegen ist. Die Vertrauensvollsten lassen deren wohl zwei oder drei abhalten. In früherer Zeit sollen die Gaben reichlicher geflossen und auch mehrere Evangelien gesungen worden sein, immer erhielt sich der fromme Brauch noch jetzt so lebendig, daß er nicht einzugehen Gefahr lauft.

Von nun an ist das junge Volk bloß unter die Aufsicht seines Gewissens gestellt und wird ihm vor Beginn des Heumahds

nur noch die sogenannte Alpenpredigt mit auf den Weg gegeben. Trotz der strengen Mahnungen von der Kanzel und der noch strengeren Arbeit ist der Zudrang zur Alpe ein sehr namhafter. Jene besteht nämlich der Hauptsache nach im Abmähen der Wiesen, weßhalb es hier nicht Senner und Almerinnen, sondern nur „Mahder“ und „Rechenerinnen“ gibt. Das meiste Heu wird in den Scheunen untergebracht und im Winter auf Schlitten nach den Bauernhöfen geführt. Da das fette Alpenfutter dem Rinde sehr zuträglich, mästet man damit alljährlich bei 600 Schlachtochsen, die nach dem Etsch- und Wälschlande abgehen. Nur ein karger Rest ist der Milchwirthschaft gewidmet, die noch immer 200 Zentner Butter und 80 Zentner Käse abwirft. Was die jungen Leute anlangt, betrachten selbige die Frist des Heumahdes als ihre Fastnacht, ja die Dienstboten, deren Bauern auf der seiser Alpe wenig oder nichts besitzen, bedingen sich ausdrücklich zwei bis drei Wochen Urlaub um während der Alpenzeit bei einem andern in Arbeit zu treten. Da wird dann abends geheimgartet, gesungen und bei ländlicher Musik getanzt, denn: „Ober dem Frommerbild“ (Bildstock), sagt der überstrengen Ascese spottend ein altes Sprichwort, „gibt's keine Sünd.“ Ein frommer Mann, der vor Kurzem verstorbene Landeshauptmannstellvertreter Karl v. Zallinger, wollte diesem sinnlichen Hange nach Freiheit durch Anfachung der Andacht Schranken setzen und baute im Jahre 1858 am Ende der Alpe ein Kirchlein, das er mit großem Gepränge einweihen ließ; gleichwohl blieb es bei den alten Hausfesten.

Wenn der August abgelaufen und das Mähervolk von der Alpe zurückgekehrt, soll ihm der Hausvater die Mahdsuppe geben, d. h. es an einem beliebigen Sonntag nach dem Gottesdienst in einem Gasthaus zu Wein und Brot versammeln und dann mit ihm nach seinem Hofe ziehn, wo alle Leckerbissen der Bauernküche,

wie Fleisch, Kuchen, Butter und Käse in Hülle und Fülle den Tisch bedecken. Hie und da wird auch ein Tänzchen gewagt, wogegen die Geistlichen mit unablässigem Eifer sowohl im Beichtstuhle als von der Kanzel wirken. Mancher Bauer kauft sich daher von der Mahdsuppe mit einem Stück Geld los.

Um alles sündhafte Treiben mit der Wurzel auszurotten, erschienen in den letzten Jahren wiederholt die PP. Liguorianer und hielten ihre Missionen in gewohnter Weise. Auf die seiser Alpe sind sie aber noch nicht gestiegen und so hat sich dort bei harter Arbeit der Mensch noch immer einen Rest jener Freiheit bewahrt, die man ihm so sehr beneidet.

Der Lehrplan der Jesuiten.

Die Berufung der Jesuiten an das Gymnasium zu Feldkirch zählt zu den schönsten Thaten des Ministeriums Thun. Ihre Lehranstalt zu Freiburg war zum großen Schmerze der gottesfürchtigen Männer seit Jahren eingegangen; da sannen sie und die „Ihrigen“ auf ein neues Asyl für ihre Pflanzschule und ersahen sich dafür ein Städtlein Vorarlbergs, das in der Mitte Bayerns, Württembergs, Badens und der Schweiz auf österreichischem Boden gelegen; des Schutzes in Wien mochten sie versichert sein.

Graf Leo Thun hatte zwar in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit für den österreichischen Unterricht einen neuen Entwurf zur Organisirung der Gymnasien anfertigen lassen, der dem ihren schnurstracks entgegenstand, allein er war nur provisorisch eingeführt; es gab Viele, die sich wieder nach den alten Fleischtöpfen Egyptens, nach der glücklichen Zeit gedankenlosen Gedächtnißkrames und seichten Flitters zurücksehnten und dem Minister scheint eine Vereinigung beider Methoden gar nicht für unmöglich gegolten zu haben. Ja bei seiner bekannten Hinneigung nach der feudalen und clericalen Seite war er schon von vornehinein zur Nachgiebigkeit bereit, wenn die Erziehung des Adels und des zu Staatsämtern

berufenen Talents in die Hände so bewährter Leiter gelangt sein würde. Er richtete daher am 20. November 1853 an den Ordensgeneral der Jesuiten P. Beckx in Rom die Anfrage: „Ob die Gesellschaft Jesu in der Lage sei, bei Entwicklung ihrer Thätigkeit im Gymnasialunterricht sich in jeder Beziehung nach den in den österreichischen Staaten bestehenden Vorschriften zu benehmen, oder ob und wie ferne etwa ihre eigenthümlichen Verhältnisse mit diesen Vorschriften in unvermeidlichen Widerspruch gerathen und deßhalb Ausnahmsbestimmungen erheischen und rechtfertigen würden." Mehr als ein halbes Jahr zögerte der Jesuitengeneral mit seiner Antwort, er wußte ja, daß der österreichische Unterrichtsminister ihm dies „gerne verzeihen" werde, und war seiner Gunst so versichert, daß er die von ihm geforderten Zugeständnisse als ein längst erworbenes Recht, als unwiderrufliches Privilegium in Anspruch nahm. „Vor allem," sagte er, „gehe ich von dem Grundsatze aus, daß durch die mit allerhöchster Entschließung vom 23. Juni 1851 erfolgte Außerkraftsetzung des Aufhebungsdecretes vom 7. Mai 1848 die Gesellschaft Jesu in Oesterreich wieder in ihren vorigen Stand eingesetzt ist und daher die ihr mit den allerhöchsten Entschließungen vom 18. November 1827 und 19. März 1836 zuerkannte Gewährleistung der ihr eigenthümlichen Ordens- und Studienverfassung in Kraft bestehe*)." Die mittlerweile für

*) Wie aus dem „Handschriftlichen Nachlaß des Freiherrn von Pillersdorff" zu ersehen, war die Aufhebung der Jesuiten im Jahre 1848 nicht einmal ernstlich gemeint. Der damalige Minister des Innern sagt S. 40 zu seiner Rechtfertigung, daß dem von ihm gegen zwei geistliche Corporationen eingeschlagenen Verfahren „weder principielle Motive zum Grunde lagen, noch ein definitiver Charakter beigelegt wurde, sondern daß er dazu dienen sollte, der gegen diese Corporationen entstandenen Aufregung Anlaß oder Vorwand zu entziehen, von der durch den Zwiespalt und durch Parteiungen in der Bevölkerung selbst bedrohten Ordnung und Ruhe eine der Gefahren

ganz Oesterreich eingeführte neue Gymnasialverfassung bestand also für die Jesuiten gar nicht, die über den früheren Schulplan vereinbarten Ausnahmsbestimmungen galten auch für den neuen und überhaupt für alle Zeiten und unter allen Umständen, sie erklärten stolz, daß jede Beschränkung derselben schlechtweg eine Rechtsverletzung sei. Der gedachte Brief des P. Beckx erschien bald nach der Uebergabe des Gymnasiums in Feldkirch an ihren Orden in dem sonst wenig bekannten „Monatsblatt für katholisches Unterrichts- und Erziehungswesen“ (Münster 1857, 6. und 7. Heft), und da die Jesuiten über ihr Wirken und Treiben stets doppelte Buchhaltung führen und diejenigen, die nicht ihre ratio studiorum zur Hand haben, durch allerlei Vorspiegelungen irre zu leiten suchen, ist diese Urkunde von entschiedenem Werthe. Nicht nur die Art der Leitung, auch ihr Lehrplan ist darin Dank der Aufforderung des österreichischen Unterrichtsministers klar und offen, wie sie es selten pflegen, dargelegt und die Aeltern und Vormünder, die es in Oesterreich, Deutschland und der Schweiz noch für ein großes Glück halten die Erziehung der Jugend den Jesuiten anzuvertrauen, mögen daraus entnehmen, in welcher Art ihnen diese zu Theil wird.

P. Beckx achtet „die größere Freiheit und Unabhängigkeit,“ die er für die Lehranstalten der Jesuiten fordert, „nicht sowohl als eine privilegirte Ausnahmestellung, sondern vielmehr als den normalen Zustand derselben,“ Oesterreich muß sie daher gerade so, wie sie sind, hinnehmen oder auf die Beihilfe dieser „mit dem Ansehen der Kirche ausgerüsteten Ordensgemeinde“ völlig verzichten. Als oberster Grundsatz, als „eigenthümliche unerläßliche Lebensbedingniß“ gilt ihm die oberste Leitung aller der Gesell-

abzuwenden und die Mitglieder jener Corporationen selbst, wider welche die öffentliche Meinung aufgestachelt wurde, gegen Verunglimpfungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen“.

schaft Jesu anvertrauten Lehr- und Bildungsanstalten durch den Ordensgeneral, die mittelbare durch den Provincial, die unmittelbare endlich durch den Rector jedes Collegiums mit Hilfe des Studienpräfecten, alles im Wege des Gehorsams. Von einer Beaufsichtigung der Lehrer oder „der diesfälligen Bevollmächtigung eines auswärtigen Schulrathes, von dessen auctoritativem, directivem, bindendem, entscheidendem Einfluß, vom öfteren Hospitiren, so wie von Lehrerconferenzen“ könne nicht die Rede sein. Gleichwohl verwahrt sich P. Beckx gegen den Vorwurf, als ob sich „die Gesellschaft Jesu gegen alle und jede Einsichtsnahme verschließen“ wolle. „Im Gegentheil!“ sagt er, „sie wünscht vielmehr, daß ihr ganzes Thun und Lassen, ihre Art und Weise offen daliege vor aller Augen, sie scheut die Probe der Oeffentlichkeit nicht.“ Welcher Art aber wohl die Controle, die ihre Ordensregeln zulassen, zeigt er gleich nachher, indem er sie auf „Akademien, Concertationen und andere derlei Uebungen“ beschränkt, „zu denen zuweilen auswärtige Zeugen eingeladen werden mögen“. Aus solchen eingelernten Schaustellungen verstattet man der Regierung, sich „Kenntniß von dem Zustande der der Gesellschaft Jesu anvertrauten Anstalten zu verschaffen, auch wird der Provinzial, wo die Staatsbehörde solches verlangen sollte, keinen Anstand nehmen, die erforderlichen Berichte über den Zustand der im Bereiche seiner Ordensprovinz befindlichen Lehranstalten zu erstatten.“ Die Schulen der Jesuiten stehen also unter der ausschließenden Leitung und Aufsicht ihrer Ordensobern und dem Staate ist nur jener Einblick gestattet, den sie selbst zu gewähren für gut finden.

Es versteht sich von selbst, daß es bei einem unter dem strengsten mönchischen Gehorsam stehenden Lehrerpersonal nur den Obern überlassen bleibt die Rectoren, Präfecten und Lehrer nach ihrer Einsicht und Ueberzeugung aus den Ordensgliedern zu

wählen, sie dürfen aber auch den „Lehrfähigkeitsprüfungen“ nicht unterzogen werden, denn dadurch „verlöre der Gehorsam seine Kraft und die Ordensdisciplin wäre der Gefahr ihrer Auflösung preisgegeben. Ein nicht von seinen Ordensobern, sondern von der Regierung durch den Erfolg einer amtlichen Lehrfähigkeitsprüfung angestellter Professor wäre nur mehr ein halber Religios, er hätte sich außer dem Ordenskörper gleichsam einen selbstständigen Grund und Boden erworben und hätte einen Halt- und Stützpunkt für manche Ausnahms-, Vorzugs- und Unabhängigkeitsgelüste.“ Der Lehrer darf in der Hand seiner Obern nur ein blindes Werkzeug sein, etwa wie die Ruthe, welche auch die Zöglinge den Gehorsam lehrt; und was von solchen „Professoren“ zu erwarten steht, sagt der Grundsatz, daß bei ihrer Wahl nicht so sehr auf Gelehrsamkeit als auf die „Tugend eines Ordensmannes“ zu sehen sei. Ein competentes Urtheil darüber könnten nur die Ordensobern fällen, „die das ganze Handeln und Wandeln ihrer Untergebenen während mehrerer Jahre in der nächsten Nähe zu überwachen, zu beobachten und zu prüfen die Pflicht und Gelegenheit hatten.“ Nach den Ordensstatuten ist nämlich jeder Jesuit zum Aufseher, Spion und Denuncianten seiner Mitbrüder bestellt; sie erstatten von Zeit zu Zeit über einander dem Obern geheime Berichte, und wer glauben möchte, daß hiedurch Heuchelei und Verstellungskunst ausgebildet werde, den versichern die Jesuiten auf Ehre und Gewissen vom Gegentheil, sie erblicken in dieser Geschmeidigkeit eben die beste Befähigung zur Erziehung der Jugend. „Wenn dann der Ordensobere,“ sagt P. Beckx, „einen seiner untergebenen Ordensbrüder auf solche Weise für fähig und geeignet erklärt, so soll dies Urtheil wohl ein größeres Gewicht haben als die amtliche Prüfung, die von Männern vorgenommen wird, die den zu Prüfenden vielleicht nie gesehen oder doch nicht in seinem gewöhnlichen alltäglichen Leben beobachten konnten.“

P. Beckx gelangt nach diesen Erörterungen zum Schluß, daß „die eigenthümlichen Verhältnisse der Gesellschaft Jesu“ sowohl die unbeschränkte Leitung der ihnen anvertrauten Gymnasien als auch die ungehindert freie Anstellung und Entlassung aller Directoren, Rectoren, Präfecten und Professoren ohne vorhergehende Lehrerprüfung erheische; denn ohne sie kann von einer vollkommen genauen Anwendung ihres Lehrplans, worauf alles ankömmt, nicht die Rede sein.“ Vor allem ist ihnen darum zu thun der Jugend eine Richtung zu geben, die nicht bloß auf materielle und zeitliche sondern vorzüglich auf übernatürliche und ewige Wohlfahrt berechnet ist. „Die Religion ist bei ihr der Ein- und Ausgangspunkt aller Bildung,“ richtiger wohl jener blinde Glaube, der bei der oberflächlichen Kenntniß, womit sie ihre Schüler ausstatten, diese ganz in die Hände des Ordens gibt.

„Die höhere allgemeine Bildung der Jugend im Gymnasium,“ erläutert P. Beckx weiter, „und die hiedurch angestrebte Vorbereitung auf den Universitätsunterricht beruht hauptsächlich auf d a s Studium der classischen Literatur.“ Sehen wir etwas näher zu, wie es damit beschaffen ist. Nach der ratio studiorum, die ein Erbtheil des Mittelalters und anfangs des 17. Jahrhunderts gedruckt, den Jesuiten als unumstößliches Fundamentalgesetz der Erziehung gilt, nimmt die Aneignung des Lateins in den drei ersten Classen ihrer sogenannten „Grammatik“ neben dem Griechischen fast die ganze Lehrzeit in Anspruch. Aber welches Lateins? Man blicke nur in die ratio studiorum oder irgend eines ihrer Lehrbücher, z. B. die Grammatica Emmanuelis oder die Amalthea, um zu lernen, was sie unter Latein verstehen. Die beste Aufklärung darüber gibt P. Beckx selbst, indem er dessen Verdrängung aus den Schulen in Ungarn beklagt, woraus wir wohl zu schließen berechtigt sind, daß ihm unter dem Ausdruck Latein ein Musteridiom, ähnlich demjenigen, das dort üblich ge-

wesen, vor Augen schwebt. Bei der Methode, wie es den Schülern beigebracht wird, kann es kaum fehlen, daß sie alles andere lernen als den Geist dieser Sprache, die den Römern eigenthümliche Art des Ausdruckes. Das Geheimniß der Jesuiten besteht darin ihren Zöglingen einen größtmöglichen Wörterreichthum einzuprägen. Dazu dient eine fortwährende Gedächtnißübung, deren bekanntester Kunstgriff in der Bestellung von Decurionen unter den Schülern liegt, welche die auswendig gelernten Dictate den andern ebenso wie die Lehrer ihnen selbst abfragen. Die Lectüre des Cicero wechselt mit jener des Pontanus, selbst die des (gereinigten) Ovid mit der des Pater Sautellius, aber alles nur dazu, damit den Knaben der lateinische Klingklang im Kopfe wirbelt. In der Rhetorik, wie die Jesuiten nach mittelalterlichem Vorbild die 4. und 5. Classe nennen, dienen Bruchstücke lateinischer Classiker als Muster für die Stylübungen. Wenn der sogenannte „Professor" die Lehre von den Tropen, Figuren, Chrien, Reden, Epigrammen, Idyllen, Satyren, Lehrgedichten, Dramen und Epopeen vorträgt, hilft die Chrestomathie gleich mit Beispielen aus mannigfachen lateinischen Autoren nach, die sonach nicht um ihrer selbst willen, nicht um ihren Styl, Gedankengang oder die Anschauung der Alten überhaupt aufzufassen, sondern nur nebenher gelesen werden, um sich gewisse Formen der Rhetorik oder ars poetica einzuprägen. Auf ähnliche Weise wird das Griechische gelehrt, nur daß dabei noch mehr Götzendienst mit den Aftergriechen, den Kirchenvätern, Synesius und andern getrieben wird um den Jünglingen ja die Sprache als Haupt- und alles andere als Nebensache hinzustellen. Von Geschichte, Mythologie und Alterthümern soll nur hie und da bei zufälligen Anlässen einiges sparsam und mit kurzer Abfertigung eingestreut werden, und damit der Schüler ja nicht Lust bekomme in diese Wissenschaften näher einzudringen, werden auch diese Brosamen möglichst unschädlich gemacht, er muß

sich mit Auswendiglernen der erzählten Fabeln, Geschichtchen, Orakel, Beispielen von Kriegslist und berühmten Thaten abplagen bloß um damit zu prunken, ohne dafür irgend ein lebendiges Interesse zu fassen. Der Jesuit achtet die Gymnasien überhaupt nur zur „Gymnastik des Geistes," d. h. dessen mechanischer Dressur geschaffen, die alles selbstständige Denken und Forschen, jede naturwüchsige Entwicklung verhindern soll. Dies nennt er dann „gründliche Geistesbildung," alles Uebrige gilt ihm für „oberflächliche Vielwisserei, die gewöhnlich Eigendünkel und Anmaßung erzeugt und auf Herz und Geist den verderblichsten Einfluß übt." Darum sind auch alle Fachlehrer aus den untern Schulen bei ihnen verbannt, der Geist des Knaben muß in den engsten Gränzen gehalten werden, nur dann ist es dem Lehrer möglich ihn im heiligen Gehorsam zu erziehen und auf das eine Nothwendige zu lenken, sonst wird „in den Ideen des Jünglings nicht die so nothwendige Einheit sondern häufig Verwirrung erzeugt." Eben deßhalb dürfen auch die Realien nicht in den untern Gymnasialclassen vorgetragen werden. „Bei der Eintheilung (soll wohl heißen Aufnahme) der vielen Gegenstände, welche alle in möglichst kurzer Zeit gelernt werden sollen, treten besonders jene in den Vordergrund, welche auf das materielle Leben und Wohlsein Bezug haben. Dabei wird oft der talentvollste Jüngling verleitet, ein oberflächliches Vielwissen schon für den Zweck und die Summe der Bildung zu halten und das ernste formelle Denken (wozu ganz vorzüglich die Jesuiten anleiten) zu vernachlässigen. In diesem Streben der Zeit nach einem voreiligen, mannigfachen, hauptsächlich materiellen Wissen und Genießen (?) liegt die große Gefahr unserer heutigen Bildung; es ist dies eine Krankheit, die Heilung bedarf." P. Beckx verweist daher die Algebra, Geometrie und Naturgeschichte, letztere namentlich auch deßhalb, weil „sie die Jugend nur zerstreut und mit Ideen bekannt

macht, die selbst für die Sittlichkeit sehr leicht verderblich werden können," in die zwei letzten Classen des Obergymnasiums. Wenn die Jünger Loyola's, wie der Präfect Piscalar in Feldkirch*), gleichwohl glauben möchten, die Schüler am dortigen Jesuitengymnasium wissen von der Naturlehre in den unteren Schulen eben soviel als anderswo, und dieser es sogar „für nicht unmöglich hält, daß der Pater General darauf einginge, den an den übrigen Anstalten befolgten Lehrplan auch in diesem Punkte anzunehmen," so wissen wir, was nach den Grundsätzen und Vorschriften des Ordensgenerals davon zu halten ist.

„In den letzten Classen, der alten Dialectik, tragen die gelehrten Männer sogar Philosophie vor und es beschränkt sich, wie P. Beckx seinen Schulen nachrühmt, der Unterricht nicht bloß auf die Logik und empirische Psychologie, sondern umfaßt auch die Grundprincipien und Wahrheiten der Metaphysik und Moralphilosophie." Wenn der österreichische Organisationsentwurf für Gymnasien diesfalls nur die ersteren beiden Gegenstände vorschreibt, so scheint ihm dies „seinen Grund im Mißtrauen zu haben, den man mit Recht in die heutige Philosophie setzt". Die Anschauungen, die er von dieser hegt, sind für den Standpunkt, den die Jesuiten in dieser Wissenschaft einnehmen, bezeichnend. „Wie könnte man," fährt er fort, „zu einer Philosophie, wie sie sich in unsern Tagen gezeigt hat, Zutrauen fassen, wie von ihr mit Zuversicht Erkentniß und Begründung der Wahrheit erwarten, da die vier großen Schulen derselben, welche unter Kant, Fichte, Schelling und Hegel eine nach der anderen den größten Theil Deutschlands für sich gewonnen hatten, sich in pure Gottlosigkeit auflösten, und eine nach der anderen aufgegeben wurden, dabei aber ohne der religiösen und politischen Ausartungen zu

*) Zur Frage über das Jesuitengymnasium in Feldkirch. Innsbruck, Wagner 1863.

gedenken einen Zustand von Zweifel, Unsicherheit und fast allgemeiner Verwirrung zurückgelassen haben, in welchem man zwar noch fortfährt unter einander zu streiten, dabei aber einer den andern kaum zu verstehen scheint?" Als Ursache dieses beklagenswerthen Zustandes gilt ihm die Thatsache, daß man den Boden der wahren Philosophie, den jene vier Schulen entrückten, noch nicht wieder gefunden hat, nur „die wahrhaft katholischen Universitäten waren jederzeit über die Grundlage der Philosophie unter sich einig und im Klaren in der Hauptsache, d. h. was die ersten Grundsätze und ihre Verhältnisse zur Offenbarung betrifft, wird man die größte Uebereinstimmung finden." Sapere ad sobrietatem gilt ihm als das oberste Princip, worunter er die Beschränkung auf das Wesentliche, Bewährte, und Sichere versteht, wie dies in den Schulen der Gesellschaft Jesu gelehrt wird. Nach ihrem Lehrplan soll man sich nicht weit von Thomas von Aquin entfernen; das Fundament ihrer Weltweisheit ist also jene Scholastik, die im Mittelalter so sehr im Schwunge war. Auch hier wird dann zur sprachlichen Ausbildung der Schüler im besten Mönchslatein disputirt; denn, wie P. Beckx behauptet, besitzt keine der lebenden Sprachen jene „Klarheit, Kürze, Bündigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks" wie dieses, man müsse daher stets, „wo man sich scharf und bezeichnend ausdrücken will, die lateinische Terminologie zu Hilfe nehmen." Selbstverständlich kömmt die deutsche Philosophie dabei gar nicht in Berechnung. Die Jesuiten schließen ganz im Sinne ihrer ratio studiorum mit jenen Kenntnissen ab, zu denen man vor 300 Jahren gelangt war, weßhalb sie auch behaupten, daß in der lateinischen Sprache „die Schätze der Wissenschaften aller Zeiten und aller Völker aufbewahrt sind." Der Grund davon liegt aber tiefer als in dieser blasirten Verkommenheit. „Die lateinische Sprache ist die Sprache der Kirche, die Sprache der kirchlichen Ueberlieferung, sie schließt

den Schatz der alten kirchlichen Ueberlieferungen auf, in welchen die Verurtheilung der neuen Lehre enthalten ist.“ Das Deutsche dagegen wurde zuerst vom „großen Reformator“ in Aufnahme gebracht, seine Schriften, wie unzählige andere, welche die Irrlehre verbreiteten, sind darin verfaßt, die deutsche Literatur rührt meist von Protestanten her und gibt seit Sineds Liedern den Jesuiten nur ein Armuthszeugniß, sie scheint ihnen daher mit unsäglicher Schmach belastet, ihre Muse „eine Freigelassene des Christenthums und der Sittlichkeit“ *). Der Ingrimm, den der Ordensgeneral gegen alles Deutsche empfindet, schlägt selbst dort durch, wo er von der Sprache der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Polen redet, die sich erst „in jener Zeit ausgebildet, wo das Studium der lateinischen (wohl durch Beihilfe der Jesuiten) bei ihnen allgemein betrieben wurde;“ denn, meint er, wenn Deutschland hievon eine Ausnahme machte, ist die Ursache in den besonderen Zuständen und Verhältnissen der damaligen Zeit und Nation zu suchen;“ also wohl in der Reformation, mit der er stets einen Gang zu machen bereit ist ohne auch nur den Gebrauch der Waffe, der deutschen Sprache nämlich, die er kaum wie ein Elementarschüler schreibt, zu kennen. Daher müssen denn auch, weil es in der lateinischen Sprache „am leichtesten ist, der Wahrheit getreu zu bleiben und dem Irrthum auszuweichen“ in den Jesuitenschulen alle höheren Lehrgegenstände in gutem Mönchslatein vorgetragen werden.

Nach allem dem und weil die Gymnasien der Jesuiten vorzüglich darauf berechnet sind ihre Zöglinge für den Uebertritt in die Theologie vorzubereiten, was nach P. Beckx bei ihren Schülern häufig der Fall sein wird, möchte man meinen, daß ihr Religions-

*) Piscalar will sich in der oben angeführten Broschüre die Freiheit gewahrt wissen diesen Ausspruch Bone's aus vollster Ueberzeugung zu unterschreiben.

unterricht einen namhaften Theil der Stunden beanspruche, allein mit nichten, nur jeden Sonnabend ist ihm ein halbes Stündchen gewidmet. Dafür sind die anderen Schulgegenstände durch lauter fromme Anmuthungen verquickt, so „daß die Religion wie ein ausgegossenes Oel unvermerkt allen übrigen Unterricht durchdringt". „Der Lehrer soll unserer ratio studiorum gemäß," schreibt der General, „alle Gegenstände so behandeln, daß die Religion keinem fremd bleibe und alle Schüler die Wahrheiten des Katechismus bei den verschiedenen Zweigen des Schulunterrichts immer wieder finden. Bald ist es ein weiser Spruch, ein edler Gedanke, bald ein merkwürdiges Ereigniß, ein schöner Charakterzug, der dem Lehrer Anlaß gibt seine Schüler zu belehren, zu warnen und zu christlichen Gefühlen zu erheben und diese gleichsam zufällig gegebenen Winke machen oft um desto tieferen Eindruck, je weniger man auf dieselben gefaßt war." Also lauter Stückwerk, Spielwerk für das Gedächtniß, aber ja keine „theoretische Erörterung", die „für die unteren Schüler nicht gedeihlich". „Die Gesellschaft Jesu hält sich daher in diesen besonders an den Katechismus, als Norm der christlichen Dogmatik und Moral und nach Maßgabe der Geistesfähigkeiten einzelner Classen werden diese Wahrheiten kürzer oder weitläufiger erklärt."

Zur Beförderung des religiösen Lebenswandels dient noch für ihre Schüler die Sodalitas Mariana, eine Bruderschaft, deren Verfassung jener des Ordens selbst, so weit es bei Knaben möglich, nachgebildet ist. Die Angeberei wird zur Gewissenspflicht gemacht, die Gleisnerei gefördert, ein Köhlerglaube großgezogen, der den Werth des Menschen nach der Zahl der Gebete, die er gedankenlos hersagt, der errungenen geistlichen Gnaden und Ablässe abwiegt, sich durch das Blendwerk der Wunder wie an einem Seile gängeln läßt, und aus Furcht vor den Höllenqualen ein willenloser Stab in den Händen des Ordens wird. Letzteres hatte wohl

auch P. Beckx vor Augen, wo er von den „heilsamsten Früchten", die diese Congregation hervorbringt, sagt: „Die Erfahrung lehrt uns, daß wenn auch vielleicht später im Taumel der Leidenschaften der junge Mann, der solchergestalt erzogen war, sich zu Fehltritten verleiten läßt, die Religion noch in der Tiefe seines Herzens wohnt und den Schuldigen warnt und ermahnt und ihm weder Rast noch Ruhe läßt, bis er die Wege des Verderbens verläßt und zur Pflicht und Tugend zurückkehrt." Bekanntlich helfen dem die Jesuiten auch mit manchem Teufelsspuck, Gespenstergeschichten und ihren Verbindungen mit den Seelen im Fegfeuer nach, was alles zu ihrer Geheimwissenschaft gehört.

Darin also besteht die Erziehung, welche den Zöglingen der Jesuiten in ihren Gymnasien zu Theil wird, was sie nicht lernen, ist gutes Latein, was sie nicht erhalten, classische Bildung und Anleitung zum Denken und Forschen, aber ihr Gedächtniß wird vortrefflich eingeübt und der seichten Oberflächlichkeit genügen sie vollkommen. Der Hauptzweck des „schweren Berufes" der Gesellschaft Jesu, den sie sich durch den Unterricht auferlegt, versichert P. Beckx, ist die Beförderung der „größeren Ehre Gottes," die Gewinnung der Jugend für seinen Dienst, die Erweiterung seines Reiches auf Erden! Lasse sich ja niemand durch schöne Worte täuschen, als ob sie sich den Einflüssen des Fortschritts und den Erfordernissen der Zeit nicht entzögen; der General bestätigt gerade das Gegentheil, indem er sagt: „Die ratio studiorum enthält die Resultate sorgfältiger Forschungen, vieler und reifer Ueberlegungen und 300jähriger Erfahrung und kann von uns in ihren Hauptbestimmungen nicht aufgegeben werden."

Dies also die Richtschnur, wornach am Gymnasium zu Feldkirch jahrelang vorgegangen wurde. Der erste und oberste Grundsatz, daß die Lehrer nur vom Orden geprüft, bestellt und nach Belieben entfernt werden können, wurde ihm auch mit Ministerial-

erlaß vom Jahre 1857 bei Uebertragung der theologischen Facultät in Innsbruck zugestanden. Der Staat ertheilte ihm nicht nur den Freibrief für seine Macht und Ausbreitung, Affiliirung und Bereicherung unbeschränkt zu wirken, er steuerte ihm dazu noch jährlich in Innsbruck 8000 fl., in Feldkirch nach dem Reichsrathsbeschlusse vom 29. Juni 1862 9450 fl. bei. Nach dem Vertrage mit der Regierung bezogen die Jesuiten am letztern Orte auch die Aufnahmstaxen, die sie erst auf unliebsames Zudringen der Schulbehörde zur Vermehrung der Lehrmittel verwendeten, und bis zum Jahre 1861 die Schulgelder seiner Pensionäre.

Der Landtag von Vorarlberg richtetete angesichts des Ausnahmszustandes, in dem sich die Jesuiten gegenüber dem Organisationsentwurfe für österreichische Gymnasien befanden, am 16. März 1863 an das k. k. Staatsministerium die Bitte sie entweder zu dessen genauer Beobachtung anzuhalten oder ihnen die feldkircher Lehranstalt zu entziehen. Vom Ministerium Schmerling, das selbst unter der Decke mit Cardinal Rauscher spielte, erfolgte keine Antwort, erst anfangs März 1868 nach dem Eintritt der neuen Aera verfügte der Minister für Cultus und Unterricht, Ritter von Hasner, die Entfernung der Jesuiten von den Gymnasien zu Feldkirch und Ragusa, da sie selbst die Unvereinbarkeit der Organisation ihres Ordens mit den für Staatsgymnasien bestehenden gesetzlichen Anordnungen ausgesprochen hatten. Nebstbei entzog der Minister ihrem Gymnasium am Freynberg bei Linz das Recht staatsgiltige Zeugnisse auszustellen und Maturitätsprüfungen abzuhalten. Damit dürfte auch ihrer Privatanstalt zu Brixen die Bedingung des Fortbestandes genommen und die noch vor wenigen Monaten von ihrem dortigen Pater Minister den Ältern der Eintretenden gegebene Versicherung, daß ihre Zeugnisse hierzulande so gut als in Neapel, ja in der ganzen Welt gelten, abgethan sein. Nach dem Verluste Venetiens flüch=

tete sich nämlich eine zahlreiche Schaar der Nachfolger Loyola's in die Berge des frommen Tirols und stiftete in Brixen ein Convict, das zu Anfang des Schuljahres von 1867 68 wälsche und 4 deutsche Knaben beherbergte, und außerdem ein Noviziat in St. Michael bei Kaltern, wo sich über 60 Ordensmitglieder befinden. Das Wichtigste ist aber wohl die Ausscheidung dieser finsteren Gesellschaft, deren wahrer Charakter im Obigen dargelegt, aus der Universität zu Innsbruck. Die Jesuiten werden ihre Pflicht als Professoren immer so deuten wie der österreichische Episcopat die Eidesformel der Beamten, deren Unterfertigung ihn nicht zur Billigung oder Aneignung der Grundsätze der Verfassung, am wenigsten aber zu verwerflichen Handlungen verbindet. Als solche erscheinen ihnen jedenfalls alle Abweichungen von den bekannten Lehrsätzen des Ordens, sie werden also fortfahren Kirchenrecht, Geschichte und Moral in ihrer Weise vorzutragen, den Syllabus zum Dogma erheben und die Feinde des Concordats verdammen. In diesem Geiste soll nun der künftige Lehrer des Volkes und der studirenden Jugend erzogen, so die Schlange am eigenen Busen genährt werden. Dagegen kann man nur auf Grund des 17. Artikels des österreichischen Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 Verwahrung einlegen, der dem Staate die oberste Leitung und Aufsicht über das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen einräumt und jenen herrschsüchtigen Orden nicht als eine ihm gleichgestellte Macht anerkennt. Wir wissen aus der Geschichte, daß ihm nur ein Ziel vor Augen schwebt, dasselbe, das schon Heinrich IV. seinem mustergiltigen Vorbild Gregor VII. nachrühmte, durch List zu Geld, Gunst und Macht zu gelangen, der Staat wird also nach dem bekannten Grundsatz mit ihm rechnen müssen: Sint ut sunt, aut non sint.

Der Landtag von 1863.

Die Landtage sind ein Spiegel des politischen Lebens. Die Parteien, die oft im Verborgenen wirken und nur in einzelnen Fällen zu Tage treten, kämpfen hier mit offenem Visier in geschlossenen Reihen, sie entscheiden principielle Fragen, ihre Worte sind Thaten und ein Prüfstein der Entwicklung. So auch in Tirol, weßhalb wir seinen Landtagen ein vorzügliches Augenmerk zuwenden. Wir brauchen es wohl nicht erst zu sagen, was alle Welt weiß, daß der Clerus hier alles aufbietet seine alte Herrschaft zu wahren. Die Glaubenseinheit ist die Standarte, die er aufpflanzt, die Stiftshütte, die er hütet, das Symbol, wofür er zu kämpfen vorgibt, in der That aber doch nur das Mittel zum Zwecke. Er gängelt das Volk, das er stets in heilsamer Furcht vor dem Verluste seines ewigen Seelenheiles zu erhalten weiß, hiedurch auch in weltlichen Dingen, alle haben ja auf die Cardinalfrage Bezug, die Schule und Bildung, die Gemeinde und ihre Vertretung, das Gewerbe und der Handel, die Verwaltung und ihre Organe. Nur wenn man unserm Rathe in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten folgt, sagen die Gottgeweihten, bleibt dem Lande sein kostbarstes Kleinod, der Glaube, das Glück hüben und drüben gesichert, der Rest ist vom Uebel und führt zum Verderben.

Wir werden bei den Verhandlungen des Landtags von 1863 und den folgenden Gelegenheit haben zu zeigen, wie jene Partei das eine Nothwendige stets im Auge behielt.

Gleich anfangs kam der Anschluß an den deutschen Zollverein zur Sprache. Die Stadtgemeinde Bozen hatte ihn mit der Begründung angeregt, daß dadurch der alte Waarendurchzug wieder hergestellt, die Landwirthschaft gehoben und Wälschtirol dem Provinzialverbande erhalten würde. Das Begehren bezweckte unbedingte Aufhebung der Zollschranken gegen Deutschland und deren Bevorwortung beim Reichsrath. Beides war den Ultramontanen gleich mießliebig. Ein freier Verkehr mit den deutschen, meist protestantischen Ländern hieß Tirol dem Eindringen der Ketzer preisgeben und vom Reichsrath, der in dieser allgemeinen Angelegenheit Oesterreichs zuständig war, konnte man sich des Schlimmsten versehen. Der clericale Berichterstatter Karl v. Zallinger bejammerte daher lediglich die Noth und drohende Vergantung der armen Weinbauern im Etschland und gelangte damit zum Antrag: unmittelbar bei der hohen Regierung einzukommen, „so lange es nicht möglich sei zum Ziele der Zollfreiheit für den tiroler Wein zu gelangen, den Zoll wenigstens so zu ermäßigen, daß sie (?) den fremden Weinen Concurrenz halten können.“ Daß man der deutschen Industrie keine Hindernisse bereiten dürfe, konnte er mit seinem Gewissen nicht vereinen; vor ihrer Heranziehung, die durch Talent und Capital neues Leben angefacht hätte, schlug er jedenfalls ein großes Kreuz, es haftete daran ja der Pesthauch des Protestantismus. Dessen wurde zwar nicht ausdrücklich gedacht, allein der Grund war selbstverständlich und der Vorschlag erntete allgemeinen Beifall.

Auch beim Gemeindegesetz zeigten sich ähnliche Besorgnisse. Der vorerwähnte Karl v. Zallinger, der auch hiefür als Obmann des diesfälligen Ausschusses das Wort führte, fand nur das an

die Spitze der früheren Gemeindeordnung vom Jahre 1849 gestellte Princip der vollen Autonomie der Gemeinde zu betonen, in den Verhandlungen des Reichsraths über die allgemeinen Grundsätze der neuen erblickte er lediglich nutzlosen Ballast, den er kaum der Erwähnung werth hielt. Er wollte vor allem den Schutz der Gemeinde gegen die liberalen Beamten und Reichsgesetze. Das Mißtrauen gegen die ersteren ging so weit, daß unsere Ultramontanen schon im Vorschlag von Kreisvertretungen, deren als Mittelbehörden zwischen dem Landtag und den bäuerlichen Gemeinden für Tirol sechs beantragt waren, einen Uebergriff in die Gemeindeverwaltung erblickten. Der Bischof von Brixen glaubte, wenn damit „ein bleibend stehendes Amt" gemeint wäre, dagegen entschiedene Einsprache erheben zu müssen, zumal man dadurch nur „einer neuen Bureaukratie entgegengehen würde, die vielleicht im Erfolg noch weniger befriedige als die frühere". Ebenso erklärte Karl v. Zallinger, daß man durch sie „kein kostspieliges Kanzleiinstitut" schaffen wolle. Den Vorwand dazu gab „der Mangel an tüchtigen Arbeitskräften"; mehr besorgte man vielleicht, daß in Versammlungen, worin der Clerus nicht insbesondere vertreten, die Gemäßigteren durch ihr Zusammenwirken die Oberhand erhalten möchten. Bei einem andern Anlaß, als es sich um die Bestimmung von Geldbußen für die Ablehnung eines Gemeindeamtes handelte, wollte der Abgeordnete Kemenater die kaiserlichen Bezirksämter ganz ausgeschlossen wissen, da „es ziemlich unangenehm sei, wenn man in diesem Falle gänzlich von der Gnade der politischen Behörden abhängen muß". Auch Baron Paul Giovanelli trug darauf an die Entscheidung in Recursfällen über verweigerte Eheconsense der Regierung ganz zu entziehen, denn „ob die Staatsverwaltung dieses Recht der Gemeinde anerkennen will oder nicht, darf unsere Beurtheilung nicht beirren". Die Beamten des Ministers v. Schmerling könnten ja

Mischehen erlauben und Fremden, vielleicht gar Protestanten, „gegen den Willen und die Beschwerde der Gemeinde," wie v. Zallinger bemerkte, die Ausübung von Gewerben gestatten. Um den Bauer ganz in der Hand zu behalten und alle Neuerungslust schon im Keime zu ersticken war es jedenfalls am gerathensten keine großen Kreistage zuzulassen, für das kleine Land Tirol nicht weniger als fünfundsechzig Bezirksvertretungen mit kaum nennenswerthen Befugnissen einzusetzen und die endgiltige Entscheidung in allen wichtigeren Recursfällen dem Landtag vorzubehalten, bei dem die Meinung der Geistlichen maßgebend war.

Die heftigsten Reibungen in der Gemeindeangelegenheit entspannen sich über die Rechte „der Gemeindegenossen". Darunter waren jene österreichischen Staatsbürger zu verstehen, die ohne in der Gemeinde ihres Wohnsitzes heimatberechtigt zu sein von einem dort gelegenen Haus- oder Grundbesitz oder selbständig betriebenen Gewerbe oder Erwerbe eine directe Steuer entrichten. Nach dem in der Verfassung aufgestellten Grundsatz der Interessenvertretung ließ sich unschwer annehmen, daß es in der Absicht der Regierung liege den „Genossen", wenn auch nicht das Heimatrecht, womit der Anspruch auf Benutzung des Gemeindegutes und der Wohlthätigkeitsanstalten verbunden, doch die Wahlberechtigung und Wählbarkeit bei den der Gemeinde zustehenden Wahlen zu gewähren. Auch der Reichsrath schien dadurch, daß er nur zwischen „Auswärtigen" und „Gemeindegliedern" unterschied, die „Genossen" zu den letzteren zu zählen. Nur die Auswärtigen dürfen nämlich nach Artikel 3 des von ihm beschlossenen und vom Kaiser sanctionirten Grundgesetzes wegen schlechten Lebenswandels oder nothwendig gewordener Unterstützung ausgewiesen werden. Sollte nun, bemerkte Dr. v. Grebmer, den „Genossen" ebenfalls der ungestörte Aufenthalt in der Gemeinde verweigert werden, da ihnen doch das Gewerbegesetz die Ausübung ihres Industriezweiges ver-

bürgt und sie dafür die Steuer entrichten? Sollte man den Besitzer liegender Gründe, die in gleicher Weise auch zu den Gemeindelasten beitragen, die zu deren Bewirthschaftung nöthige Anwesenheit untersagen dürfen? Gehören sie aber zu den „Gemeindegliedern", so sind sie nach dem Wortlaut des Artikels 9 des vorerwähnten Grundgesetzes „zur Wahl für die Gemeindevertretung und zur Theilnahme an derselben berechtigt". Die Anschauungen von 1862 standen eben nicht mehr auf dem Punkte von 1849. Dagegen erhob sich Dr. Haßlwanter, der die „Gemeindegenossen" zu den „Auswärtigen" zählte, und dabei wohl im Auge hatte, daß ansäßige oder gewerbtreibende Protestanten, die noch kein Heimatrecht erlangt, von allen Gemeindewahlen und dem Rechte auf ungestörten Aufenthalt ausgeschlossen sein sollen. Umsonst erinnerte der Statthalter Fürst Lobkowitz, daß eine Abänderung des Artikels 9 die allerhöchste Sanction nicht erhalten werde, die clericale Partei verschaffte, wenngleich mit geringer Majorität, dieser Einsprache gegen das Grundgesetz des Reiches den Sieg.

Damit war aber dem glaubenseinheitlichen Eifer noch kein Genüge geleistet. Der Fürstbischof von Brixen hatte bei der Religionsfrage in der Landtagssitzung vom 17. April 1861 von der vollständigen und unbedingten Ausschließung Andersgläubiger ausdrücklich deßhalb Umgang genommen, „weil ihn ein anderer Weg nothwendig in Conflict gebracht mit anderen bereits bestehenden Gesetzen, z. B. jenem der Gewerbefreiheit". Sie war ohne Unterschied der Religion gestattet und eine Abänderung jenes für den ganzen Umfang des Reiches erlassenen Patentes konnte nur unter Mitwirkung des Reichsrathes erfolgen. Erlangte man sie mit dessen Umgehung von der Staatsverwaltung, so war damit erklärt, daß jenes Patent einseitig auf den bloßen Antrag des Landtags für Tirol beschränkt oder aufgehoben werden könne, man durfte also noch weiter gehen als früher der Bischof

von Brixen. Weder dieser noch einer seiner Getreuen verrieth den Hintergedanken durch die leiseste Andeutung, selbst der Berichterstatter Karl v. Zallinger, der sonst am ersten aus der Schule plauderte, wollte damit nur „die Freiheit der Gemeinde“ wahren. Der von ihm gestellte Antrag hielt sich in den bescheidensten Grenzen, er wollte nur bei jeder Gewerbsverleihung den Nachweis über Erlernung und Befähigung, bei Trödlern, Gast- und Schankgewerben auch jenen des Localbedarfes, endlich die Bildung gewerblicher Genossenschaften, d. i. der alten Zünfte. Damit war die Gewerbefreiheit grundsätzlich aufgehoben. Der Fürstbischof von Brixen und ein paar geistliche Herren betonten zur Unterstützung dieses Vorschlages lediglich das Verderbniß, das aus der Freigebung von Schankgewerben für „die öffentliche Sittlichkeit“ entstehe, ein Bedenken, das er beim vorigen Landtage, wenngleich etwas bescheidener, auch gegen die Zulassung der Protestanten geltend gemacht hatte. Dieser Grund leuchtete den meisten ein, und was von liberaler Seite, nämlich den Abgeordneten Baron Ingram und Sartori dagegen vom Standpunkte der allgemeinen Giltigkeit des Reichsgesetzes und der Hebung des Mitbewerbes im Interesse der Bevölkerung vorgebracht wurde, wies v. Zallinger mit der höhnischen Bemerkung zurück, es sei dem ersteren als Vertreter der bozener Handelskammer nur darum zu thun, daß sie vom Ruhm ihres Liberalismus nichts einbüße. Die Abstimmung gab vorwiegend jener Handels- und Gewerbepolitik Ausdruck, die den frommen Meistern genehm war.

Damit waren nun allerdings einige „Schanzen“ für die „gegenwärtige Wehrlosigkeit der Gemeinden“, die den Bischof von Brixen so sehr bekümmert machte, in Aussicht gestellt, Tirol sollte aber nicht nur das Eindringen des Irrthums von sich abwehren, es war auch bestimmt die Pflanzschule zu werden für die Vorkämpfer ultramontaner Weisheit. Seit Jahren galt die Er-

richtung einer katholischen Universität als unabweisliches Bedürfniß gegenüber dem Unglauben und vorgeschrittenen Heidenthum unsres Jahrhunderts und nach dem Scharfblicke der Brandis und Andlaw eignete sich zu dieser Mission niemand besser als die Jesuiten. Als glücklicher Anfang war ihnen durch die Gunst des ehemaligen Unterrichtsministers Leo Thun schon gestattet eine eigene theologische Lehranstalt in Innsbruck zu errichten, bisher bestand aber außer dieser an der dortigen Hochschule bloß die philosophische und juridische Facultät. Durch die Hinzufügung der medizinischen, statt deren nur Chirurgie gelehrt wurde, gewann nicht nur sie die oft mittellosen Schüler der Heilkunde, dem Lande selbst mußte, wie der Jesuit P. Johann Wenig, der als diesjähriger Rector magnificus die Universität im Landtage vertrat, einschmeichelnd bemerkte, „der Besitz einer vollständigen Hochschule zur Ehre und Auszeichnung gereichen," selbst „ein kräftiges Aufblühen der ganzen Universität stand daraus zu erwarten," denn „das wissenschaftliche Streben war hier niemals so rege als in den Tagen ihrer Vollständigkeit." Die Jesuiten rechneten also darauf sie zum Mittelpunkte ihres segensvollen Wirkens für Deutschland zu machen und sprachen um besser durchzudringen auch die Befürchtung aus, Tirol möchte bei längerer Unvollständigkeit der Lehranstalt selbe ganz verlieren. „Es könnte," so lautete die Insinuation, „leicht geschehen, daß die hohe Regierung in die Lage käme das opferwillige Anerbieten einer andern Stadt, z. B. Salzburgs, berücksichtigen zu müssen." Man sollte sich die Augen verschließen um nicht einzusehen, daß dies beim gegenwärtigen Ersparungssystem und der im Reichsrath gegen die Ultramontanen vorwaltenden Stimmung außer den Grenzen aller Wahrscheinlichkeit lag. Daneben ließ der Mangel an Schülern, deren es für die Medizin und Chirurgie in Tirol jährlich nur 24—27 gab, so wie die bei der geringen Anzahl von

Kranken und Krankheitsformen voraussichtlich ungenügende Klinik kein Gedeihen einer Facultät der Heilkunde erwarten. Allein der Jesuit drang durch, und wenn ihm selbst die Zustimmung einiger Liberalen nicht fehlte, so lag dies wohl in der Besorgniß des Verlustes der Universität und der angeregten Hoffnung auf italienische Vorträge einzelner Fächer, womit man die wenigen Wälschtiroler köderte. So viel dürfte jedoch feststehen, daß die innsbrucker Hochschule nie gedeihen wird, so lange an ihr Jesuiten lehren, es wäre denn im Sinne jener „blühendsten" an den Gestaden des Nils, El Azhar in Kairo, die ja auch noch zu den Traditionen des Mittelalters hält.

Wenn bei diesen Verhandlungen das eigentliche Ziel derjenigen, die sich berufen fühlten für das wahre Glück Tirols zu sorgen nicht berührt, ja nicht einmal der Name des Erbfeinds, dem man keinen Zoll breit Erde gönnen wollte, genannt wurde, so lag der Grund wohl in der Ueberzeugung, daß weitere Enthüllungen von ihrem Belieben abhängen. Ihre Gegner hielten es für klüger ihnen in solchen Dingen das Vorrecht der Initiative nicht zu nehmen. Den Anforderungen der Regierung gegenüber glaubte die fromme Partei sich schon etwas unverhohlener auslassen zu müssen, zumal bei der Landesvertheidigung. Der Clerus betrachtet sich nämlich als den einzigen Hebel, der eine Volksbewaffnung in Tirol flott machen kann, und stützt sich diesfalls auf die Angabe, daß im Jahre 1848 kein Schütze seinen Stutzen von der Wand nahm, den nicht er dazu antrieb, ja selbst auf das Aufgebot von 1859, das nach seiner Meinung das größte Hinderniß nur in der allgemeinen Unzufriedenheit mit der Regierung fand. „Der Clerus ist eine Macht in Tirol," rühmten die Hochwürdigen von sich schon zur Zeit der deutschen Bewegung und wiederholten es den Gewaltigen in Wien, so oft sie es hören mochten. Selbst der schwache Versuch ihre Beihilfe bei der neuen

Organisirung der Landesvertheidigung durch den Loozwang entbehrlich zu machen mißglückte völlig und es klang wie Ironie, wenn auch dazu das Volk nur durch sie willig gemacht wurde. Um nun die Regierung wieder zu erinnern, von wem die Stellung der Schützencompagnien abhänge, deutete man gelegentlich an, daß der Clerus bloß unter der Bedingung der Gewährung der Glaubenseinheit zu guten Diensten bereit sei. Der Berichterstatter Ludwig v. Comini, auch einer von jener Partei, beschränkte sich zwar auf die Forderung, daß man Tirol wie bisher gegen Beistellung dieser Art von Landwehr das Vorrecht gestatte zur Ergänzung des Heeres jährlich 1300 Mann weniger abzugeben, als sonst sein Contingent betragen würde, aber gleich nach ihm stand der Curat Auer von Zirl auf und erklärte, „die Tiroler wollten nicht den Militärstock küssen“, wenn aber der Kaiser ausspräche, daß er ihnen ihre Glaubenseinheit gönne, werde der alte Volksgeist wieder erwachen, der nachgerade gedrückte, schlummernde, mit Asche bedeckte Patriotismus sich wieder beleben. Wenn auch kein anderer Redner dieses Thema weiter berührte, ja die Pflicht zur Landesvertheidigung unter obigem Vorbehalte allseitig zugestanden wurden, begriff doch jedermann die Schwierigkeiten, die dieser Wink in Aussicht stellte. Bemerkenswerth bleibt bei diesem Sachverhalte immerhin, daß sich die Staatsverwaltung der Kriegshilfe nicht lieber auf anderem Wege versicherte und den von der diesfälligen Commission gemachten Vorschlag der Bildung eines zweiten Jägerregiments aus Reservisten ablehnte. Sie hätte statt unverläßiger Schützen, für deren jeden man nach Versicherung der Officiere im Jahre 1848 zwei Soldaten zur Aufsicht brauchte, eine geübte und schlagfertige Mannschaft gewonnen; doch den Männern von Fach gilt der unausgesetzte und regelmäßige Dienst als der einzige Prüfstein der Brauchbarkeit, und sollten sie es schon einmal mit einem solchen Hilfscorps zu thun haben, so übten

24,000 Bauern, die sich aus allen Theilen des Landes erhoben, auf den Feind eine größere Wirkung, als 6000 aus ihren Ruheplätzen ins Feld commandirte Kaiserjäger.

Es erübrigt nur noch die Verhandlung über die Religionsfrage, die, wenn sie auch vor den meisten übrigen erledigt wurde, doch den Schlußstein des Ganzen bildet. Schon auf dem Landtag von 1861 ward, wie wir anfangs bemerkten, ein Gesetz beschlossen, das den Protestanten die öffentliche Ausübung ihres Cultus, die Bildung von Gemeinden und selbst den Erwerb von Liegenschaften untersagte, falls letztere nicht von der Landesvertretung und dem Kaiser genehmigt würde. Der Kaiser lehnte diesen Vorschlag mit Erlaß vom 13. Juni 1861 ab, „weil er auf §. 17 der Landesordnung basirt ist, während er seiner Beschaffenheit nach nur nach dem §. 19 a in Verhandlung zu ziehen war". Er behielt sich jedoch „die Würdigung der von dem Landtage für seinen Vorschlag dargestellten Gründe für den Fall vor, als letzterer den Gegenstand in gesetzlicher Form zur Verhandlung zu bringen und sohin einen Antrag zu stellen sich veranlaßt finden sollte." Um diese Entscheidung ganz zu verstehen muß man berücksichtigen, daß der Landtag nach §. 17 nur über Landes- aber nicht über allgemeine Reichsangelegenheiten Gesetze beschließen kann, über letztere sind ihm, wenn sie auf das Wohl des Landes einwirken, nach §. 19 a bloß Anträge zu stellen erlaubt, da vermöge der Verfassung „alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche sich auf Rechte, Pflichten und Interessen beziehen, die allen Königreichen und Ländern gemeinschaftlich sind," zum Wirkungskreis des Reichsrathes gehören und selbe erst bei der Uebereinstimmung seiner beiden Häuser dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt werden dürfen. Doch gerade den Reichsrath, von dem sie keine Unterstützung der Sondergelüste erwarteten, wollten unsere Clericalen umgehen und leiteten darum ihre Bitte an den Landesfürsten. Der dazu benutzte

Vorwand, als sei das Protestantenpatent kein allgemeines Reichsgesetz, erwies sich ganz unstatthaft. Schon die Grundrechte vom 4. März 1849 hatten die freie gemeinsame öffentliche Religionsausübung und die Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz verkündet, das Patent vom 31. December 1851 erklärte neuerdings, beide zu erhalten und zu schützen, während es alle übrigen aufhob und das Octoberdiplom bezeichnete sie als jene organischen Einrichtungen, die für alle Völker der Monarchie ertheilt waren und ein Bindemittel für deren Unzertrennlichkeit bilden sollten. Das Protestantenpatent erschien demnach als eine bloße Durchführungsverordnung und es konnte nicht für eine Beschränkung desselben gelten, daß Venedig und Dalmatien nicht unter jenen Provinzen genannt waren, für die es erlassen wurde; Tirol war namentlich darunter aufgeführt. Wenn nun der Oberstaatsanwalt Dr. Haßlwanter, der sowohl jenen als auch den jetzt berathenen Antrag verfaßt hatte, vorgab ein allgemeines Reichsgesetz bestehe hiefür nicht, so war es gelinde gesagt mehr als Starrsinn; er verstieß absichtlich gegen den Wortlaut der Verfassung und gegen den bestimmten klaren Ausspruch des Kaisers.

Der neue Antrag wurde von den drei Bischöfen und allen Mitgliedern des Clerus, die im Landtag saßen, eingebracht und verrieth schon dadurch seine Parteifarbe. Er wiederholte den früheren nur in etwas anderer Fassung, fügte noch die Bestimmung bei, daß das mittlerweile entstandene protestantische Bethaus in Meran bloß als Privatoratorium für die dort weilenden Nichtkatholiken zu gelten habe, und endete mit den Worten: „das Land bittet, daß Eure k. k. apostolische Majestät diese Abänderungen auf Grund des bisherigen gesetzlichen und thatsächlichen Ausnahmezustandes und des a. h. Handschreibens vom 7. September 1859 nach §. 17 der Landesordnung zu verleihen geruhen, und stellt nur unter ausdrücklicher Verwahrung dieses Landesrechtes die

untergeordnete Bitte, diese Abänderungen nach §. 19 der Landesordnung zu genehmigen, wobei das Land seine zuversichtliche Erwartung ausspricht, Se. k. k. apostolische Majestät werde im Sinne und Wortlaut des a. h. Landtagsabschiedes vom 13. Juni 1861 diesen Gegenstand durch allerhöchst eigene und unmittelbare Würdigung erledigen." Man stützte sich also gegen den Landtagsabschied zunächst doch wieder auf den §. 17 der Landesordnung, erklärte die Glaubenseinheit für ein „Landesrecht", berief sich zum Beweise dessen auf das Handschreiben vom 7. September 1859, das die Religionsausübung und Gemeindebildung der Protestanten unberührt ließ und nur von deren Ansäßigmachung sprach, und leitete im Widerspruch mit dem §. 19 des Statuts die Bitte dennoch unmittelbar an den Kaiser. Die dafür angebrachten Gründe brachen sich theils selbst den Stab, theils verstießen sie gegen die Gesetze. Um sich den Schein zu geben, als bekämpfte man die Revolution, ja um das schmerling'sche Programm: „Wissenschaft ist Macht" in falsches Licht zu stellen, begann der Berichterstatter Dr. Haßlwanter damit, Ulrich v. Hutten habe das Schlagwort „Schutz der Wissenschaft" nur dazu benützt um gegen die Geistlichkeit zu wüthen. „Luther", sagte er, „repräsentirte den Irrglauben, Hutten den Unglauben; zu ihnen gesellte sich Franz v. Sickingen als politisch revolutionäres Element." Die Gesetze, die er für das angebliche „Landesrecht" anführte, waren von Rudolph II. und Ferdinand II. nicht bloß für Tirol sondern für alle deutschen Erblande gegeben, sie wurden sämmtlich durch das josephinische Toleranzpatent aufgehoben, gegen das die tiroler Stände zwar wiederholt aber stets vergeblich protestirten. Die gegen die Zillerthaler erflossenen Erlässe gaben sich nach ihrem klaren Inhalte nur als Entscheidungen eines einzelnen Falls, denen, wie Haßlwanter an einem andern Orte selbst bemerkte, keine Gesetzeskraft zukam, manche derselben waren nicht viel mehr als geheime In-

structionen, die vom Einfluß der damals so mächtigen Jesuitenpartei herrührten. Der Artikel 16 der deutschen Bundesacte war nach der Rechtsanschauung des Oberstaatsanwaltes für Oesterreich gar nicht verbindlich, seine Regenten hatten sich schon beim westphälischen Frieden freie Hand behalten, ob sie andere Religionsverwandte dulden wollten; durch den Bundesbeschluß vom 9. Juni 1853 in der kettenburgischen Angelegenheit sei dies neuerdings anerkannt und insbesondere ausgesprochen worden, freie Religionsübung müsse nur dort gestattet werden, wo kirchliche Anstalten bestehen. Daß das Hofdecret vom 14. April 1825 den Unterthanen anderer deutscher Bundesstaaten auf Grund der Bundesacte den Erwerb von Liegenschaften in den deutschösterreichischen Ländern „ohne alle Erschwerung" gestatte, wurde mit Stillschweigen übergangen. Um endlich die neuerliche Umgehung des Reichsraths, der den Landtagsabschied vom 13. Juni 1861 mit Beifall begrüßt, und die Bitte um unmittelbare Entscheidung des Kaisers zu rechtfertigen bezog sich der Berichterstatter darauf, daß dieser das Protestantenpatent „als oberster Schutzherr der protestantischen Kirche aus eigener Machtvollkommenheit" erlassen und der Zustimmung des Reichsraths nur Gegenstände des Staatshaushaltes zugewiesen seien. Dessen Mitwirkung bei anderen allgemeinen Angelegenheiten, die auf das Wohl des Landes einfließen, fand er durch den dem Landtag gestatteten Beirath diesem allein vorbehalten. Geistreich kann man diese Wendung kaum nennen, denn sie fußt nicht im Gesetze, sondern schiebt es lediglich bei Seite. Zur Abschreckung vor der durch den Protestantismus kommenden Verderbniß malte er noch die schlimmen Folgen aus, die der „freien Forschung" auf dem Fuße nachgehen. Die Nichtkatholiken verzweigten sich schon in 260 Secten und hätten 21 verschiedene Auslegungen der Worte Christi: „Dies ist mein Leib." Die letzte Volkszählung in Frankfurt a. M. hätte

2000 Menschen ergeben, die ohne alle und jede Religion. Der Unglaube sei nur ein Vorbote der Rebellion, nicht bloß „des Sturzes der Altäre, sondern auch des Throns". Mazzini habe verkündet: „Keine Könige, keine Päpste mehr, das Volk ist Gott." Die Presse der „Literaturjuden, Freimaurer, Neugothaer und glaubenslosen Professoren" habe nun die Sendung übernommen den Katholicismus anzufeinden, ihm Intoleranz, Fanatismus, Finsterniß vorzuwerfen, das tiroler Volk mit Hohn und Ingrimm anzugreifen. Was es aber mit der Duldsamkeit, worauf sich die Protestanten berufen, auf sich habe, zeigten England, Schweden und mehrere deutsche Länder, namentlich auch Sachsen, das aus lauter „Gespensterfurcht" die harmlosen Jesuiten und andere Orden ausschließe. Seine eigene Toleranz verstieg sich so weit, daß er sich rühmte, gegen den protestantischen Friedhof in Meran bloß deßhalb keinen Antrag gestellt zu haben, weil ihn der XXXIV. Artikel des Concordats gestatte. Am liebsten wäre er wohl auf den Liberalismus der spanischen Gesetze eingegangen, die den Abfall vom wahren Glauben mit 4—12 Jahren Kerker bestrafen. Am Ende stützte er sich noch auf den Volkswillen, der sich im Jubel über den Landtagsbeschluß vom 17. April 1861, durch die Versammlung beim Stern, das Glaubensschießen in Lana und die vielen Processionen ausgesprochen, wobei er jedoch gelten ließ, daß die Geistlichkeit diese Schaustellungen veranstaltet. „Wie groß," rief er aus, „muß ihre Macht sein, wenn ein ganzes Volk willig gehorcht! Mögen Andere versuchen, denselben Einfluß zu üben, der Erfolg wird ein Maulwurfshaufen gegen die Ortelesspitze werden!"

In würdiger und schlagender Weise deckten Dr. Blaas und Baron Ingram den Flitter dieser frommen Künste auf. Blaas beleuchtete insbesondere mit ungescheuter Offenheit den gesetzwidrigen Standpunkt, den der Oberstaatsanwalt eingenommen,

er unterstützte seine Ansicht namentlich mit jenen Gründen, womit wir oben die schiefe Auffassung der Reichsgesetze dargelegt. Zu Rechtsverletzungen wie die vorgeschlagenen Ausnahmsgesetze, meinte er, wolle er nicht helfen, „mißfalle es nun, wem es wolle". Ingram erörterte mit eben so edlem Freimuth die Nachtheile, die sich aus der Ausschließung so vieler Deutschen für die einheimische Nationalwirthschaft ergäben, die erschwerte Stellung der tirolischen Abgeordneten im Reichsrath, denen man stets ihre Sondergelüste vorwerfe, ja den Gewinn, den selbst die katholischen Seelsorger aus dem Sporn des Wetteifers und der nothgedrungenen besseren Ausbildung zögen. Alle Agitation sei nur eine gemachte, die Einschüchterung von Seite der Geistlichen und die Furcht vor ihrer Feindschaft hätten die Opposition gegen das zeitgemäße Gesetz vom 8. April 1861 hervorgerufen, man mache den Leuten, die nie einen Protestanten gesehen, die ungeheuerlichsten Vorstellungen von der Verworfenheit und Ansteckungsfähigkeit dieser gefährlichen Menschenrace. Die gebildete Classe stände meist auf seiner Seite, und wenn die Wälschtiroler nicht wegen ihrer Trennungsbestrebungen größtentheils vom Landtag weggeblieben. würde man den vorgeblichen Wunsch des Landes auf ein mehr als bescheidenes Maß beschränkt sehen.

Dagegen erhob sich der Fürstbischof von Trient. Man beschuldige den Clerus ungesetzlicher Aufreizung, dieser habe nur über den Werth des wahren Glaubens und das Unglück einer Religionsspaltung gepredigt. Eine einzige Klage sei gegen einen Prediger eingereicht worden. Hätten die Geistlichen das Maß der Klugheit überschritten, so würde es an mehreren nicht gefehlt haben. Zur Abhaltung von Processionen und weiten Bittgängen sei der Clerus durch den Ungestüm des Volkes gedrängt worden; ob es denn besser gewesen, wenn „der kräftige Bergbewohner statt zum Rosenkranz zu den Waffen gegriffen hätte?"

Wir wollen niemanden etwas in die Schuhe schieben; was aber der hochwürdigste Herr selbst für erlaubte Agitationen hält, zeigte sein bekannter Hirtenbrief, den er aus Anlaß der Jubelfeier des trienter Concils erließ. Nach Inhalt desselben wäre Luther nur „von seinen Leidenschaften“ getrieben worden „die Fahne der Empörung gegen die Kirche Christi zu erheben“, um ihn hätten sich „die verworfensten Menschen von ganz Europa“ geschaart, „der Schaden, den diese Gottlosen in der Welt anrichteten, sei mit Worten nicht zu beschreiben,“ alle „Gotteslästerungen“, welche die ärgsten Ketzer und „andere ähnliche Ungeheuer“ ausgestoßen, hätten Luther, Zwingli und Calvin wiederholt. Sie galten ihm als „die Synagoge des Satans,“ als der leibhaftige „Belial“.

Ihm folgte Karl v. Zallinger, der sich als Landeshauptmannstellvertreter vor allen berufen fühlte, die Einwendung des Barons v. Ingram vom „volkswirthschaftlichen Standpunkt“ zu beleuchten. Ein „wiener Judenblatt (die Presse) habe den Journalisten Tirols den Vorwurf gemacht, daß sie dessen materielles Interesse in der Protestantenfrage zu wenig hervorgehoben. Es hätte damit wohl gemeint, wenn den Leuten durch den „Schacher“ beim Verkauf von Gründen an Akatholiken ein Vortheil zuginge, würde „das Volk den preußischen Thalern zu Liebe den unfruchtbaren Streit fallen lassen“. Er müsse es als „freche Lüge“ brandmarken, daß die Begeisterung für die Glaubenseinheit nicht im gesammten tiroler Volke lebe. Wenigstens in der auch von ihm vertretenen Gemeinde Gries stehe die weit überwiegende Mehrzahl ihrer Mitglieder dafür unbedingt ein, ebenso fünfzig andere Gemeinden, von denen nur eine einzige ihre Erklärung auf Schrauben gestellt, bloß die Städter dächten anders. Wer den Eifer bei den Processionen, bei „den Tausenden von vierzigstündigen Gebeten“, die deshalb gehalten wurden, selbst wahrgenommen, müsse sich von der ergreifenden Erhebung eines

ganzen Volkes für dies sein schätzbarstes Kleinod überzeugt halten. Er fürchte aber nicht einen Abfall zum Protestantismus, wiewohl dieser durch seine Lehren, „die der Genußsucht und dem Wohlleben mehr zusagen“, sehr gefährlich, wohl aber ein Erlahmen „der Glaubensfrische, den Uebergang zum Indifferentismus“. Am Ende verwahrte er sich gegen den Vorwurf, als ob man dem Reichsrath ein Mißtrauensvotum gebe, man anerkenne „seine Beredsamkeit, seine Talente, seine Finanzmänner“, nur „daß wir unser höchstes Gut, die Religionssache, nicht in die Hände des Reichsraths legen, kann uns niemand verargen. Denn wenn Dr. Mühlfeld mit dem Religionsedict es wagt herauszukommen, muß er das Terrain gut gekannt haben; hätte er es nicht gekannt, so würde er es nicht in solcher katholischfeindlichen Richtung verfaßt haben und das berechtigt uns Alle zu fürchten.“

Am unangenehmsten fand sich der Fürstbischof von Brixen durch eine Bemerkung des Dr. v. Grebmer berührt, der ihn an seine eigenen Worte über die Verwerflichkeit „unduldsamer Proscriptionsgesetze“ erinnerte. Im November 1848 nach seiner Rückkehr aus dem deutschen Parlament hatte er sich nämlich in den „katholischen Blättern aus Tirol“ mit folgender Aeußerung vernehmen lassen: „Ich kann nicht zugestehen, daß die Kirche als eine freie Institution die Staatsgewalt von rechtswegen ansprechen könne, sie im alleinigen freien Bekenntniß selbst mit bürgerlichen Folgen zu schützen.“ Ein schlagenderes Argument gegen den eifrigen und ruhmreichen Vorkämpfer der tirolischen Glaubenseinheit mochte wohl kaum beigebracht werden. Der schlaue Fürstbischof redete sich damit aus, daß er nur „überwältigt vom Hohne der Paulskirche“ (die er doch damals lange schon verlassen) über die für die eigenthümlichen Verhältnisse Tirols verlangte Rücksicht zu jener Anschauung gelangt sei. In kirchlichen Dingen habe seine Ueberzeugung nie geschwankt, in allen anderen aber so oft sich

geändert, als er erkannt sich geirrt zu haben. Wenn aber Dr. v. Grebmer meine, seine Umkehr schreibe sich daher, daß er aus einem einfachen Professor der Theologie Bischof geworden, so könne er nur sagen: „Herr, verzeihe ihm, er weiß nicht, was er spricht." Dieser verbissene Groll machte sich bald in den „Tiroler Stimmen" Luft, worin der Fürstbischof den Liberalen, die sich im Landtag gegen ihn erhoben, „das auflehnende und wahrhaft gemeine Benehmen" vorwarf. Obschon nun der Redacteur dieses Blattes bei der diesfalls gegen ihn eingeleiteten Verhandlung erklärte jenen Artikel, worin diese Worte vorkamen, habe der hochwürdige Fürstbischof selbst geschrieben*), fand es dieser doch nicht unter seiner Würde den Dr. v. Grebmer zur Anbahnung einer Ausgleichung über den Vorfall im Landhause alles Ernstes zu versichern, er hätte, wiewohl vergeblich, seinen ganzen Einfluß aufgeboten um die Veröffentlichung jenes Aufsatzes zu verhindern. Wie klang dies doch so milde und versöhnlich!

Auch mit dem Volkswillen, der sich durch die Abstimmungen der Landtagsabgeordneten geäußert haben soll, hatte es eine eigene Bewandtniß. Es gab unter ihnen der Unselbständigen und Aengstlichen manche, so daß ihnen eben nur Dr. Haßlwanter als die rechte Leuchte erscheinen wollte. Er war daran so gewöhnt, daß er ihnen einmal wegen eines Mißverständnisses zuherrschte: „Jetzt stehen die Esel gar auf!" Bei einem andern Anlaß, als sie ebenfalls aus Mißverständniß bei der Frage über die Gemeindeangehörigkeit der Beamten und Officiere sitzen geblieben waren, erhoben sie sich auf seine diesfällige Belehrung sofort für die gegentheilige Meinung. Auch von der Abstimmung in der Glaubenssache wird erzählt, daß einige dieser Nachdenklichen ihren späteren Aeußerungen zufolge zur liberalen Partei übergetreten wären, wenn

*) S. die „Innzeitung" v. J. 1863, Nr. 74, S. 303.

der Feuereifer der Kirchlichen eine Vertagung zugelassen. Der Fürstbischof v. Brixen soll in Folge dessen geäußert haben, er wünsche sich nicht die Wiederholung einer solchen „Glaubensschlacht“.

Das Ergebniß der Stimmgebung war am Ende doch ein für den Fortschritt erfreuliches. Während sich im Jahre 1861 für die Freiheit des öffentlichen Cultus der Protestanten und ihre Vereinigung zu Gemeinden nur zwei Abgeordnete erhoben, standen dafür nunmehr achtzehn aus den versammelten dreiundfünfzig auf; da der Landeshauptmann nicht mitstimmte, entschieden sich also blos vierunddreißig für den bischöflichen Antrag. Das gleiche Verhältniß trat rücksichtlich ihres Erwerbs von Liegenschaften ein, den vor zwei Jahren nur elf unterstützten; für die Beschränkung des evangelischen Bethauses in Meran auf den Privatgottesdienst vereinigten sich allerdings achtunddreißig, dagegen wuchs die Zahl derer, die den Schlußsatz wegen der unmittelbaren Entscheidung durch den Kaiser verneinten, auf neunzehn an. Die Scheu vor den Allvermögenden begann zu weichen, man faßte sich ein Herz zu offenem Widerstand.

Das Nationalfest.

Der erste Antrag den Jahrestag der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich zu feiern ging vom Landesausschuß, eigentlich von der clericalen Partei am Landtag aus. Dr. Haßlwanter verlas am 31. März 1863 in der XLI. Landtagssitzung seinen diesfälligen Bericht, zählte daselbst die Proben der treuen Anhänglichkeit des Tirolers an sein Regentenhaus auf, suchte den Grund davon in der Verleihung der „besonderen Privilegien", der Wahrung der „angestammten naturgemäß constitutionellen Volksthümlichkeiten, seiner Religion, Sitten und Gebräuche" und sprach die „sichere Erwartung aus, daß die Landesbitten von seiner Majestät werden erhört werden", mit anderen Worten: Tirols Liebe zum Hause Habsburg war ihm so einst wie jetzt nur durch die Erhaltung seiner Glaubenseinheit bedingt. Der Landesausschuß, betonte er, beabsichtige „nicht künstlich erzeugte, nicht geldverschwendende Feste", es genügte ihm, daß der 29. September 1863 zum Andenken an die im Jahre 1363 erfolgte volle Abtretung Tirols an Oesterreich als Landesfesttag erklärt, an diesem Tage ein großes Freischießen auf dem Landeshauptschießstande in Innsbruck gegeben, ein Fond zur Unterstützung minder besoldeter Schullehrer gestiftet

und eine Dank- und Ergebenheitsadresse an den Kaiser erlassen werde, im Uebrigen sollte die Feier den einzelnen Gemeinden überlassen bleiben. Zum Schießen wollte er 3000 fl., zur Stiftung für arme Schullehrer 20,000 fl. aus dem Haushaltsfond des Landes bestimmt wissen. Da die Elementarschule von den bischöflichen Ordinariaten besetzt und beaufsichtigt wird, wurde diesen hiedurch ein neues Mittel geboten die armen Lehrer wo möglich noch abhängiger zu machen. Der Bischof von Brixen unterstützte, wie sich von selbst versteht, den Antrag, der eigentlich von ihm ausging. Er schrieb die conservative Haltung des tiroler Volkes in den vergangenen Jahrhunderten, namentlich bei der kirchlichen Umwälzung im 16. und der politischen im 18. und 19., mehr der weisen Leitung der Landesfürsten als seinem eigenen Verdienste zu. Von jener hänge auch das künftige Glück nicht nur Tirols, sondern vieler benachbarter Länder ab, eine sociale Umwälzung bereite sich als Folge der früheren vor und auch jetzt sähen wieder alle Patrioten vom Rhein bis an's eiserne Thor, von der Weichsel bis zur Adria auf Oesterreich, sie scharten sich um den Thron Franz Josef I., ihm gelte daher vor allen das „tirolische Nationalfest", „möge er denn bei diesem Anlasse in landesväterlicher Huld herabsehen auf sein treues, ewig treues Tirol"! Diesen schönen Worten, die unter dem Schleier der Loyalität die Bedingung, an die der Seelenhirt die Treue der Aelpler binden wollte, kaum verhüllten, folgte die allgemeine Zustimmung zu den Anträgen Haßlwanters. Das „Nationalfest" sollte zu einer Demonstration für die Glaubenseinheit werden, dies war der Plan, den der Bischof von Brixen und seine Helfershelfer im Schilde trugen. Anzeichen davon ließen nicht lange auf sich warten.

Den ersten Anlaß gab die vom Landtag beschlossene und von dessen Ausschuß verfaßte Adresse an den Kaiser. Darin kam unter andern auch eine Stelle vor, die den Dank für die dem

Lande Tirol gestattete „freie Selbstentwicklung“ aussprach. Dr. Haßlwanter, der auch Mitglied dieses Ausschusses war, verstand darunter vor allen die Autonomie in dem eigenartigsten Verhältnisse Tirols, der Einheit im Glauben, und auch dem Kaiser sollte dies wenigstens sinnbildlich klar gemacht werden. Man betraute daher einige verläßliche Leute, darunter einen Geistlichen, mit der Ausschmückung der Reinschrift, und siehe da, gleich auf der ersten Seite war ein Drache mit der Inschrift „Häresie“ und einer Schleife in den Krallen, worauf „freie Forschung“ stand, und weiter hinten ein Kirchlein mit den Buchstaben G. E., nämlich „Glaubenseinheit,“ so wie ein Kapuziner, der die Bauern zum Kampfe anführt, zu erblicken. Die Inschriften „freie Forschung“ und G. E. mußten zwar auf Anordnung des Landeshauptmanns Kiechl entfernt werden, die Symbole hingegen blieben stehen und die Abgeordneten des Ausschusses überreichten dem Kaiser am 6. August das sinnig verzierte Pergament.

Die Feier selbst dachte man anfänglich in ganz eigenthümlicher Weise zu veranstalten. Wenn bis dahin die Glaubenseinheit nicht gewährt wäre, sollten die Tiroler „ein Volk in Trauer“ vorstellen, kein Festjubel aufkommen, ja selbst das Freischießen die gedankenlose Kurzweil des gewöhnlichen Wettkampfes auf der Scheibe nicht überbieten. Die Regierung mochte begreifen lernen, daß im Volke mit der Verweigerung der Glaubenseinheit alle Lust erstorben, die Sehne seiner Kraft durchschnitten sei. Damit war aber, wie sich bald zeigte, nicht aufzukommen. Mit jedem Tage mehrten sich die Festgaben, Ende Juli waren deren schon 156 eingelangt, darunter manche werthvolle, noch glänzendere standen in Aussicht. Schon dachte der Landeshauptschießstand daran auch die Oesterreicher und die Bayern einzuladen und die Drohung der bozener Schützen zum Schießen gar nicht zu erscheinen, wenn man die Einladung nicht auf alle Deutschen aus-

dehne, drängte die Innsbrucker zur Erweiterung ihrer Ansichten. Mit der Trauer in Sack und Asche war es vorüber, es konnte nur mehr dem Herbeiströmen der „fremden“ Elemente und allzugroßem Zudrang der einheimischen zu wehren gelten, wenn die Feier nicht ein wirkliches Nationalfest werden sollte. Diesem mochte eine geschickte Vertheilung, ein eigenes Fest in jeder einzelnen Gemeinde, wie es der Landtagsbeschluß beantragte, vorbeugen und die frommen Geistlichen waren gewiß nicht abhold in und außer der Kirche gute Dienste zu leisten. Die „tiroler Stimmen“ ließen sich darüber in folgender Weise vernehmen: „Tirol ist eine Insel mitten im Meere, umwogt von der Gewalt und Lüge des Zeitgeistes, man nehme diesem Volke nicht sein Palladium, wenn man nicht will, daß es der Zerfahrenheit der Begriffe, der Grundsatzlosigkeit und Gedankenlosigkeit zum Opfer falle. Wenn aber diese glorreichen Erinnerungen, und sprechen wir es aus, wenn auch ein hoffnungsvoller Blick in die Zukunft, welche die freie Selbstbestimmung Tirols in seinen eigenartigen Verhältnissen im Schooße birgt, das Wesen unseres Festes sind, so weist uns dies unzweideutig darauf hin, wie wir das Fest begehen sollen und werden. Es muß, und wir verlangen es, das fünfhundertjährige Jubelfest des Tirolervolkes muß durch und durch, in allen seinen Theilen ein specifisch tirolisches sein. — Das Tirolervolk wird sein Jubelfest in der Kirche und auf dem Schießstande feiern, in diesen beiden Orten findet es sich mit Liebe ein, da ist jeder Tiroler zu Hause, da fühlt er sich heimisch und wohl, da soll er und niemand anderer den Ton angeben; alles Fremdländische, alles Moderne, das nicht im Volke seinen Halt hat, soll von den Festplätzen wegbleiben, damit das Fest ein tirolisches und nicht eine Allerweltsfeier, damit es nicht ein charakter- und farbloses werde.“ Selbst dem den Clericalen sonst treu ergebenen „Tiroler Boten“ schien dies zu weit zu gehen, vielleicht kam ihm auch eine Er-

leuchtung von oben, kurz er wagte es alles Ernstes der Einladung österreichischer und deutscher Schützen das Wort zu reden. Die Verwarnung des clericalen Journals folgte dieser unziemlichen Auflehnung auf dem Fuße, die „Tiroler Stimmen“ bedeuteten „dem amtlichen Blatte, es habe sich von dem Feste richtigere Begriffe anzueignen, dieses nicht mit einem Gassenspectakel zu verwechseln, noch weniger aber den Schießstand, gefüllt mit Tirolerschützen, für eine Art Menagerie anzusehen.“

Dies klang, als ob man sich des Sieges schon sicher fühlte. Gleichwohl ließ sich die Vorstehung des Landeshauptschießstandes in ihren Beschlüssen nicht irre machen. Das von ihr verfaßte Ladschreiben entschuldigte sich im Eingang ganz bescheiden, daß sie aller Bemühungen ohngeachtet dem Feste nicht jene Gestaltung geben könne, die seiner hohen Bedeutung würdig sei, „der bedeutungsvolle Anlaß, der Patriotismus des Landes, die Sympathie auswärtiger Freunde geben dem Feste eine noch täglich wachsende Ausdehnung, für welche der Landeshauptschießstand bei aller Opferwilligkeit unmöglich mehr die entsprechende Einrahmung finden kann.“ In der Hoffnung, daß dem Feste nur der Geist, der es beherrschen wird, der Geist der Ehre und Treue, Sinn und Weihe geben werde und die Tiroler dessen „geborene Träger“ seien, fuhr sie also fort: „Euch, Ihr Schützen der österreichischen Bruderländer, mit denen Tirol von jeher Glück und Leid getheilt, und mit denen es jetzt der Gemeinsamkeit verfassungsmäßigen Lebens genießt! Euch, Ihr Schützen des bundesgenössischen Deutschlands, dessen Gränzenhüter wir auch in Zukunft sein wollen, Euch werden wir als unsere natürlichen Ehrengäste mit brüderlicher Herzlichkeit willkommen heißen! Ihr wißt und fühlt es ja, daß unser tirolisches Hausfest auch eine österreichische, eine deutsche Bedeutung habe.“ Schließlich wandte sich die Vorstehung an das kaiserliche Heer, namentlich das tirolische Jägerregiment,

erbot ihm Namens der „tirolischen Waffenbrüder“ Einladung und Festgruß und endete mit einem Hoch auf den Kaiser, Tirol, Oesterreich und Deutschland. Mit diesem Aufruf war auch die Ankündigung verbunden, daß Se. Majestät der Kaiser eine Festgabe von 1000 Stück k. k. Münzducaten, der Erzherzog Karl Ludwig vier silberne Pocale und die k. k. Armee einen Ehrenschild im Werthe von 4000 fl. gespendet, der Werth sämmtlicher Preise aber jedenfalls die Summe von 15,000 fl. übersteigen werde. Vier Hauptscheiben waren in Aussicht gestellt: Oesterreich, Tirol, Rudolf und Margarethe und vor den Schützenregeln stand die Bestimmung, daß „auf die ausgesetzten Preise alle eingeladenen Schützen Anspruch haben und eine Ausnahme hievon nur bei der Scheibe „Tirol“ besteht, deren Festpreise lediglich von Tirolern gewonnen werden können.“

Kaum war dieses Ladschreiben veröffentlicht, als die „Tiroler Stimmen“ für ihren souverainen Unwillen über den ihrem specifischen Tirolerthum zugefügten Unglimpf kaum genug Worte der Entrüstung fanden. Die „zufällige Vereinigung Tirols mit andern Ländern“ habe, erklärten sie, für sie nicht die geringste Bedeutung, sie „blickten nach Wien nur dann, wenn dort der Kaiser thront.“ Das Fest sei für sie „ein rein persönliches, ein Haus- und Familienfest,“ nichts könne sie daher mehr verletzen, als daß „Einheimische und Fremde einander gleichgestellt, daß sich das Vorrecht der Tiroler nur auf „Ausnahmen“ beschränke“. Daß Fremde bei einem großen Kaiser- und Tirolerschießen gleiche Ansprüche auf Beste und Gewinnste hätten, galt ihnen für eine Auflehnung gegen den kaiserlichen Willen, als ein Bruch der alten Schießstandsordnung, die dieses Recht nur einrollirten Standesschützen, also ausschließlich Tirolern zugestehe. Zuletzt stachelten sie noch den Eigennutz auf; da die armen tiroler Schützen ja mit den reichen auswärtigen Dilettanten nicht concurriren könnten,

entgingen ihnen die schönsten Beste, während sie doch nach einer unerhörten Neuerung „reichsräthliche“ Zuschläge für die Kosten des weitläufigen Festes bezahlen müßten. Die Meister zu Innsbruck hatten kaum ihr Klaglied angestimmt, als auch schon die Gesellen an der Rienz, im Oetz-, Oberinn- und Pusterthale ihnen Chorus machten.

Der Landeshauptschießstand fühlte sich durch diese Anfeindungen tief verletzt, seine bisher unangefochtene Autorität schien erschüttert, er wandte sich daher durch das k. k. Statthaltereipräsidium an den beim Fürstentage weilenden Kaiser und erbat sich dessen höchsteigene Entscheidung über die mäckelnde Auslegung, als ob seine huldvolle Festgabe nicht für alle zum Landesschießen geladenen Gäste bestimmt wäre. Die telegraphische Antwort lautete: „Auf allerhöchsten Befehl Sr. k. k. apostolischen Majestät sollen alle geladenen Schützen auf die Kaiserpreise Anspruch haben.“ Eine weit überwiegende Mehrzahl der Schützen jubelte über den Ausspruch des Kaisers, die „Tiroler Stimmen“ verschwiegen ihn mit verbissenem Ingrimm ihren Lesern gänzlich.

Mittlerweile waren aber auch die Feudalen, die diesmal eine eigene Coterie bildeten und neben der Glaubenseinheit auch ihre Standesinteressen, wie die Adelsmatrikel, im Auge hatten, nicht müßig geblieben. Baron Dipauli von Kaltern hatte sich schon mehrere Wochen in Innsbruck herumgetrieben um die beabsichtigte Demonstration für die Feier vorzubereiten, und als er die Gewißheit erhielt, daß die Abgeordneten des Landesausschusses es unterließen sich des Kaisers Besuch beim Feste zu erbitten wollte er ihm diesen Wunsch nebst einigen anderen stillen Anliegen an der Spitze mehrerer seiner getreuen Schießstandsvorstehungen vortragen. Allein damit war selbst Dr. Haßlwanter nicht einverstanden, den geistlichen Herren lag nur die sogenannte Glaubenseinheit am Herzen, nicht aber eine Restauration der Roth-

fräcke. Um diese von Dipauli betriebene Mission zu durchkreuzen beschloß der innsbrucker Bürgerausschuß am 22. August den Kaiser durch Abgeordnete aus seiner Mitte zum Feste einzuladen, ihnen sollte sich auch eine ähnliche Deputation des Landeshauptschießstandes zur Uebergabe des Ladschreibens anschließen. Noch ehe sich der Kaiser über die Zulassung dieser Sendboten aussprach, erhielten die Frommen durch ihre Vertrauten in Wien sichere Winke, daß ein Erzherzog das Fest besuchen werde, die Gelegenheit zu einer Schaustellung im Großen war also geboten und sie sollte so imposant ausfallen als möglich. Die Freiherren Dipauli und Paul Giovanelli erließen Schreiben an ihre Helfershelfer in verschiedenen Gemeinden mit der Aufforderung „verläßliche“ Leute zu senden, über die sie verfügen könnten; aus Sarnthal und Passeier allein wurde je eine Cohorte von 40 Mann bestellt und in diesen und andern Gebirgsorten an die Aermeren Geld zur Bestreitung der Reisekosten vertheilt. Die Schützen Tirols sollten nämlich, wenn die beabsichtigte Petition um Erhaltung der Glaubenseinheit nicht günstig aufgenommen würde, dem allgemeinen Unwillen des wehrhaften Volkes Ausdruck geben und das Fest in Masse verlassen. Darauf wurde denen in Meran und dessen Umgebung ein förmliches Versprechen abgenommen. Auch eine Procession zur Erflehung des himmlischen Beistandes für das Landeskleinod stand im Antrage.

Anders sah man die Sache in Wien an. Die Sondergelüste der reactionären Parteien kamen nie ungelegener als eben in diesem Zeitpunkte, dem kurz vorher die Berufung des deutschen Fürstentages durch den Kaiser voranging. Wenn es je der österreichischen Regierung Ernst war auch hier das Protestantengesetz durchzuführen, mußte sie es jetzt zeigen, sie durfte keinen „Gassenspectakel“ aufkommen lassen, jede Gemeinschaft mit den Fanatikern der Glaubenseinheit zurückweisen. Man wußte in Wien nur zu

gut, was die Clericalen für das Fest im Schilde führten. Alles kam darauf an die vorbereiteten Schaustellungen zu verhindern und um ihnen jeden Anlaß dazu zu nehmen mußte jede Deputation schon von vorn herein abgelehnt werden.

Der Kaiser gab bereits am 9. September dem Staatsminister den Auftrag den Magistrat der Landeshauptstadt seiner allergnädigsten Kenntnißnahme von der an ihn gerichteten Bitte mit dem Beifügen zu versichern, daß es ihm, wenn es die Regierungsgeschäfte gestatteten, eine wahre Befriedigung gewesen wäre, das bedeutungsvolle Fest in Mitte des treuen tiroler Volkes zu begehen, er sich aber jedenfalls hiebei durch einen Erzherzog vertreten lassen werde. Dieser Mittheilung folgte am 14. eine Zuschrift des Erzherzogs Karl Ludwig aus Artstetten, womit er dem innsbrucker Schießstande vier silberne Pokale als Festgabe übersandte und nicht ohne leise Andeutung die Erwartung aussprach, daß die „von patriotischem Geiste beseelte rege Theilnahme für das vollkommene Gelingen bürge.“ Nach einer am 22. veröffentlichten Anzeige des Statthalters Fürst Lobkowitz hatte auch der Erzherzog Karl Ludwig des Kaisers Stelle beim Feste zu vertreten. Trotz aller Hoffnungen, welche die Clericalen auf ihn bauten, ließen die „Tiroler Stimmen“ mit ihrem Jubel darüber doch ein paar Tage auf sich warten, vielleicht erinnerten sie sich, daß eben der Bauernlandtag im Sternwirthshause zu Innsbruck den unmittelbaren Anlaß zur Verzichtleistung des Erzherzogs auf den Statthalterposten von Tirol gegeben, oder es beschlich sie sonst irgend eine dunkle Ahnung.

Die Agitation hatte indessen nicht geruht, und weil der Festgaben für die Scheibe „Tirol“ bis Ende August nicht mehr als eilf und auch diese bloß von ultramontanen Boxern herrührten, schien es dringend nöthig den specifischen Patriotismus aufzuregen. Ein Geistlicher Namens Petter erließ sohin, wir wissen

nicht ob bloß aus eigenem Antrieb oder in Folge höherer Inspiration, eine Aufforderung zu Beiträgen für jenes Landesschoßkind an alle deutschen Decanate; allein obschon nun von geweihten Händen namhaftere Einsendungen einlangten, als man von der armen Witwe mit dem Oelkrug erwartet hätte, erreichten sie nach der später von der Schießstandsvorstehung getroffenen Vertheilung doch nicht den Werth jener für die Scheibe „Oesterreich.“ Die Einladung der Fremden konnte aber auch ernsthaftere Folgen haben als derlei harmlose Opferwilligkeit. Scharfsichtige Politiker zogen alle denkbaren Fälle in Betracht und fürchteten, daß unter den deutschen Scharen auch gewandte und geistreiche Redner auf die innsbrucker Schießstätte kämen, die es wagten den Glaubenshandel beim wahren Namen zu nennen und die Tiroler aufklärten, daß auch ihnen das Licht besserer Erkenntniß nicht ausbleiben werde. Da Dr. Wildauer seit den letzten Landtagswahlen kaum mehr die Rolle eines Wortführers der rechten Mitte übernehmen durfte, blieben nur Haßlwanter und Greuter als Vorkämpfer übrig, und wenn die beiden Ajaxe sich zur Fehde stellten, war der Skandal fertig. Es kam also auch hier wieder alles darauf an mit kluger Vorsicht zu wirken, und so gerne man die lieben Deutschen an's stammverwandte Herz geschlossen hätte, zu viel davon war jedenfalls ungesund. Der Unterschützenmeister David Schönherr ließ daher nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl Ladschreiben drucken, sandte deren nicht einmal allen Schießstandsvorstehungen der deutsch österreichischen Erbländer, ja selbst diesen so spät, daß z. B. die nach Wien bestimmten erst am 20. September dort eintrafen, nach Bayern und Sachsen kaum über ein Dutzend, nach Preußen und Würtemberg aber gar keine. Diese Vernachlässigung wurde zwar durch die aus den letzteren beiden Staaten eingelangten Reclamationen ruchbar und es flogen nun Placate nach allen Richtungen; doch die meisten auswärtigen

Schützen waren im letzten Momente verhindert die Einladung anzunehmen. Sie wurden also glücklich vom Feste ferne gehalten und es trafen aus dem außerösterreichischen Deutschland kaum zweihundert ein. Eine ähnliche Politik der Beschwichtigung aller Parteien hatte sich selbst des Festcomitee's bemächtigt, das neben der Einladung des Ministers des Fortschritts v. Schmerling auch die Ehrenbürger von Innsbruck, Baron Bach in Rom, die Grafen Leo Thun und Bissingen, Baron Hornstein, General Hugo v. Weckbecker und andere verdienstvolle Männer nicht vernachlässigen zu dürfen glaubte. Der Charakter des Festes wurde fast täglich verschwommener, woran lediglich nur die radicalen Elemente Schuld trugen.

So kam der 24. September, nämlich der Tag heran, an dem die Feier beginnen sollte. Die Berge hüllten sich in eine frostige Schneedecke, ein unfreundlicher Wind blies durch die Schützenhalle! dennoch knallten um 11 Uhr Mittags die Bergkanonen, der Statthalter rollte in seiner Carosse nach dem Schießplatz, mit der Volkshymne begrüßt, im Beisein der Generalität, der Vorstände der Civilbehörden, der Schützen- und Gemeindevorstehung that er den ersten Schuß auf die Scheibe. Nachmittags eröffnete der Feldmarschallieutenant Graf Castiglione das vom k. k. tiroler Jägerregiment veranstaltete Freischießen auf dem Berge Isel, abends kamen die Schützen aus Bregenz und Dornbirn, tags nachher achtzehn von Trient und ein Häuflein aus Ampezzo, beide mit einer deutschen Fahne, welche die Vertreter der wälschen Patrioten an der Etsch wohl nur ihrem Führer, dem wohlbestallten Redacteur der offiziellen trienter Zeitung verdankten. Alle wurden von der Schützenvorstehung und dem Festcomitee unter den Klängen des aus Verona herbeigezogenen Musikchors des Regiments Benedek eingeholt, nach dem Schießplatze geleitet und dort mit Kanonensalven begrüßt.

Da auf den 26. die Ankunft des Erzherzogs Karl Ludwig angesagt war, hielten die Verbündeten der Glaubenseinheit abends vorher einen großen Ring auf dem Rütli des Gasthofs zur „Traube.“ Dr. Alois Fischer schmeichelte den Bauern mit dem Köder, daß sie die Geschichte von Tirol gemacht, Greuter hingegen den Herren, welche stets die Leiter und Führer aller Heldenthaten der ersteren gewesen; am Ende kam man zum Beschluß eine Deputation des Adels und Clerus an den Erzherzog abzusenden, die sich gleich von vorne herein seiner Gunst versichern sollte. Der Statthalter, Feldmarschallieutenant Graf Castiglione, der Landeshauptmann Kiechl und die meisten vom Landesausschuß waren zum Empfang des Erzherzogs schon am 25. nach Kufstein vorangeeilt, die Nachzügler Dipauli, Haßlwanter, Graf Brandis und Dr. v. Peer drängten sich um ja nicht umgangen zu werden zwischen die aufgestellte Ehrencompagnie und die Gemeindevorstehung von Kufstein. Als nun der Erzherzog anlangte, besichtigte er zuerst die Ehrencompagnie, schritt inmitten des Statthalters und Grafen Castiglione ihre tiefen Bücklinge nicht beachtend gerade auf den Gemeindevorsteher von Kufstein zu, besah dessen Ehrenkette und grüßte den liberalen Dr. Pfretzschner auf das freundlichste. Die Vertreter der Glaubenseinheit erbaten sich noch eine besondere Audienz, erhielten aber den Bescheid, daß Se. kaiserliche Hoheit keine Deputation annehme. Dem Bürgermeister Karl Adam erläuterte der Erzherzog nachhin in Innsbruck, man habe ihn früher völlig mißverstanden, nie sei es ihm in den Sinn gekommen eine Opposition gegen das Gesetz zu billigen. Bei der Tafel, zu der er täglich mehrere ihm bekannte Herren beizog, durfte von Politik nicht gesprochen werden, und als er am 28. abends alle Vertreter der größeren Schießstände in der Hofburg bewirthete, bemerkte man den Baron Dipauli, den Schützenmeister von Kaltern, nicht unter den Gästen.

Auf der Schießstätte folgte nun eine Festlichkeit der andern. Am Vorabend der großen Feier des 29. fand die Uebergabe des Ehrenschildes der k. k. Armee statt, welcher außer den Vertretern aller Civil- und Militärbehörden auch der Erzherzog anwohnte. Es war dies ein prachtvolles Kunststück, worauf man wie auf jener Wehr des Peleiden ein Bild des ganzen Volks- und Kriegslebens der Tiroler erblickte. In später Stunde desselben Tages zogen auch die wiener Schützen ein, die der Vicebürgermeister Martin Meyer „als Mitbürger eines freien constitutionellen Staates, als Oesterreicher im stolzesten Sinne des Wortes" begrüßte.

Daneben bereiteten die „schwarzen" Schützen scheu vor dem strengen Auge des Lichtes unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ihre große Action auf den 29. vor. Aus allen Thälern und Bergen, Städten und Dörfern hatten sie sich in Innsbruck ein Stelldichein gegeben. Wie gewöhnlich war auch jetzt wieder die „Traube" der Ort, wo der Geheimbund tagte. Josef Bliem, der Pfarrer von Latsch, versammelte daselbst die „Verläßlichen" des Vintschgaus, andere fromme Hirten versicherten sich der treuen Schäflein der übrigen Gaue. Es wurde ihnen bekannt gegeben, daß sich am 29. eine Deputation in die Hofburg verfügen, dort die Bitte um die Gewährung der Glaubenseinheit vorbringen, und wenn die Antwort ausweichend, sogleich ein Telegramm an den Kaiser verlangen werde. Nur Ja oder Nein wollte man wissen, um sich darnach beim Schützenumzug zu richten. Im günstigen Falle wurde Jubel, im ablehnenden lautlose Trauer angeordnet. Für den 30. war eine Wallfahrt zur Gnadenmutter in Absam angesetzt, die durch Dank oder Bitte, Frohlocken oder Klage den Gefühlen des Herzens Ausdruck geben sollte. Keiner der Gottgeweihten dachte daran, wie ohnmächtig seine Worte in den Wind verhallen würden.

Schon frühzeitig lief am 28. ein Gerücht um, daß am folgenden Morgen ein Extrazug mit Festgästen aus München anlangen werde, später hieß es, nicht die Bürger der Capitale an der Isar, wohl aber einen hohen Gast werde er bringen. Man vermuthete darunter den König von Bayern oder den Herzog von Coburg, wenige dachten an den Kaiser. Da sah man plötzlich in später Abendstunde den Bürgermeister aus dem Salon des Erzherzogs, wo die Schützenvorsteher versammelt waren, in freudiger Hast hervorstürzen und wie am elektrischen Drahte zuckte es durch die Massen: „Der Kaiser kommt!“ Der Enkel Rudolphs von Habsburg durfte doch bei einem Feste nicht fehlen, das die fünfhundertjährige Vereinigung Tirols mit Oesterreich feierte, und die Künste der Frommen, die Umtriebe der Finsterlinge, die Agitationen der Winkelpresse wurden vom stürmischen Jubel beschämt, der sich von kleinen Ränken nicht Gesetze vorschreiben ließ. Ein Frohlocken und Jauchzen, ein Toastiren und Hochrufen erscholl auf allen Gassen und Plätzen, in allen Schenken und Gasthöfen. Viele konnten in derselben Nacht gar nicht zur Ruhe kommen. Noch vor Tagesanbruch wurde unter Trommelschlag verkündet, Se. Majestät werde um halb sechs Uhr früh erwartet. Alles strömte dem Bahnhofe zu, um den geliebten Herrn mit eigenen Augen zu sehen und zu grüßen.

Die Kanonen donnerten, aber fast lauter noch scholl der Jubel, der ihn tausendmal willkommen hieß. Alles drängte sich um seinen Wagen, nur Schritt für Schritt konnte er vorwärts, die Bauern wollten ihm zweimal die Pferde ausspannen, er stand auf und verwehrte es durch lebhafte Handbewegung. Dann ging es wie im Triumphe zur Hofburg, wo er sich auf dem Balkon dem Volke zeigte. Ein neuer Sturm der Freude erhob sich und wuchs mit jeder Minute, bis sich der Kaiser endlich zurückzog um eine Zeit lang auszuruhen. Um halb neun wohnte er allen sichtbar

in der Emporkirche der Pfarre dem feierlichen Gottesdienste und von dort weg einer Feldmesse in der Infanteriekaserne bei, die ein Veteran aus dem Jahre 1809 für die Schützen las. Es war einer der heiligen Liga und nach beendeter Ceremonie kehrte er sich zum Volke mit der Aufforderung drei Vater unser zu beten für den Kaiser, dessen Haus und das Vaterland. Nichts wäre leichter gewesen, als den Moment zu einer Kundgebung für die Glaubenseinheit zu benützen, allein kein Schütze regte sich, und nachdem sich der Kaiser noch mit einigen der ältesten unterhalten, fuhr er zurück in die Hofburg. Kurz nach eilf Uhr begann der Festzug, voran die Ordner, Herolde, Trompeter und Pauker zu Pferd, dann die Armbrustschützen und die Schildhofer aus Passeier mit Hellebarden, die Lunten- und Büchsenträger, die Soldaten des dreißigjährigen Krieges, die Scharfschützen aus den beiden Hälften des 18. Jahrhunderts, die Lanzenträger, eine Fahne mit Trommel und Pfeife, endlich die Zieler mit den Scheiben und Bestfahnen. Ihnen folgte die Jägermusik, die alte Fahne von Spinges und Andrä Hofer, der Ehrenschild der k. k. Armee, der Landesausschuß, die Stadtverordneten, das Festcomitee, die Ehrengäste aus Deutschland und Oesterreich, endlich die Schützen von Vorarlberg und jene von Tirol in fünf Abtheilungen. Manches vergilbte Jesuitengesicht hatte sich mit aufgestülptem Hut und den Stutzen linkisch am Arme unter die frohen Scharen gemischt, denn es sollte nun gelten mit einem Male vor dem Kaiser niederzuknieen und ihm zuzurufen: „Gib und erhalte uns die Glaubenseinheit.“ Bildchen aus der Lithographie Kravogels waren mit dieser Inschrift vertheilt, allein die Schützen blieben stumm und hatten für nichts Aug' und Ohr als für brüderlichen Gruß und die Krone des Festes, den Kaiser.

Dieser stand mit dem Erzherzog auf dem hohen Söller der Burg, betrachtete wohlgefällig den heitern Zug und ergötzte sich

an ihren Fahnen und Musikchören, ihrem aufjauchzenden Hoch und der leibhaftigen Braut Tirol, der Marketenderin von Hopfgarten, die grüßend ihren Becher zu ihm emporhielt. Der einzige Versuch zu einem Acte des Glaubens, der Aufruf des Pfarrers von Schwarzach, der am äußersten Ende der Stadt vor einer Marienkirche zu einem Hoch auf die Mutter Gottes mahnte, damit sie die Glaubenseinheit erbitte, blieb ohne Erwiederung und kitzelte nur die Lachmuskeln der Spötter. Endlich nach sieben Viertelstunden war der ganze Zug an der Schießstätte angelangt, freudiger Zuruf und die von neun und dreißig Musikchören angestimmte Volkshymne empfingen den herbeigeholten Kaiser, den Anton Ritter von Strele, der Oberschützenmeister, mit einer Anrede begrüßte. Ein Geist, ein Sinn, betheuerte er, durchdringe die heute versammelten Männer Tirols, treu wie ihre Väter wollten sie auch in Zukunft zu ihrem Kaiser stehen, entschlossen eintreten in die von ihm neu eröffneten Bahnen und festhalten an dem verfassungsmäßigen einigen Oesterreich. Er endete mit einem dreimaligen Hoch auf den Kaiser. Se. Majestät antwortete mit folgenden Worten:

„Ich entspreche dem Drange Meines Herzens, indem Ich den heutigen Tag in Meinem lieben Tirol zubringe. Wir feiern heute die Erinnerung an 500 Jahre der Treue zu Meinem Hause, einer Treue, die sich in guten und bösen Tagen bewährt hat. Mit Gottes Beistand werden die Tiroler noch hunderte und hunderte von Jahren fest und treu zu ihrem Kaiser stehen, fest und treu wird auch der Kaiser zu seinen Tirolern halten."

Der Kaiser griff nun selbst zum Stutzen und machte einige Schüsse auf die Scheibe „Oesterreich."

Zu Mittag waren der Landesausschuß und die Schützenvorstände zur kaiserlichen Tafel geladen, wobei Se. Majestät seinem „in 500jähriger unerschütterlicher Treue bewährten Lande Tirol

von ganzem Herzen ein Hoch" brachte; abends besah der Kaiser den Festzug im Redoutensaale, der die Uebergabe Tirols an Oesterreich im Jahre 1363 vorstellte, und schied um 11 Uhr Nachts von Innsbruck. Die Zeit war so genau vertheilt, daß es für zudringliche Audienzen keine Lücke gab, und als der Bischof von Brixen dennoch einen Versuch dazu machte, wurde seine Bitte abgelehnt.

Es war ein froher Tag, diese fünfhundertjährige Jubelfeier, das Volk wurde sich wieder bewußt seiner ureignen Kraft und Selbständigkeit, im Hochgefühle seiner Freude war es nicht mehr der willenlose Stab in den Händen seiner Führer. Das erkannten und empfanden sie auch und das „südtiroler Volksblatt" gab ihrer Stimmung einen vollkommen richtigen Ausdruck, indem es sich in der Beklemmniß seines Herzens an den Edelmuth seiner Gegner wandte und um Schonung flehte.

Vom Rest des Festes haben wir wenig zu sagen, was ein mehr als locales Interesse beansprucht. Der Werth der Preise betrug über 29,000 fl., die Zahl der Schützen bei 5,300, freilich meistens Tiroler. So krachte und pöllerte es denn auf der innsbrucker Schießstätte nach dem 29. September noch durch volle 16 Tage, immerfort mehrten sich die Wettkämpfe auf der Scheibe, die einen Vierer oder gar in's Centrum schoßen, aber von einem Aufzug zu Ehren der alleinseligmachenden Glaubenseinheit war nicht mehr die Rede, jeder Versuch hätte nur den Chor der Lacher verstärkt. Zählte man doch kaum 100 Pilger bei der Wallfahrt nach Absam, an deren Spitze sich Greuter stellte, der Bauer rächte sich durch Stichreden für den Hochmuth und Druck, die er bitter genug gefühlt. Man sprach schon von der Abweisung der Landtagspetition in der Protestantenfrage, der Wendepunkt schien gekommen, von dem für Tirol eine neue Aera beginnen sollte, allein die klugen Freunde der tirolischen Glaubenseinheitler wußten das Unheil abzuwenden.

Der Landtag von 1865.

I.

Der am 23. November 1865 eröffnete tiroler Landtag gab wie seine Vorgänger ein wenig erfreuliches Bild von der Bildung und Eigenthümlichkeit des Volkes zwischen dem Großglockner und Orteles. Nur der deutsche Antheil war darauf zumeist, ja fast ausschließlich vertreten, nämlich mit 45 von 52 Abgeordneten. Unter den 7 wälschen befanden sich der durch seinen ketzerfeindlichen Hirtenbrief bekannte Fürstbischof von Trient, der Erzpriester von Roveredo und ein ultramontaner k. k. Oberlandesgerichtsrath, der in Folge seiner Abstimmungen eine Mißtrauensadresse seiner Wähler erhielt; ein paar andere kaiserliche Beamte von mehr als gemäßigter Färbung zählten noch zu den Liberalen dieser Versammlung. Von den im October v. J. in Wälschtirol neugewählten Vertretern hatten neun in einer Einlage an den Staatsminister und den Landtag die Gründe entwickelt, die sie von diesem fernhielten, — ein weitläufiges Actenstück, das die Unterdrückung ihrer Nationalität zu erweisen sucht und mit dem Wunsche endet abgesondert von Deutschtirol den übrigen Italienern der österreichischen Monarchie gleichgestellt zu werden. Thatsächlich handelt es sich auf dem tiroler Landtag nicht um nationale sondern größtentheils locale Interessen, welche die Wälschen durch ihr Er-

scheinen und ihre Vereinigung mit den Liberalen Deutschtirols weit besser wahren würden als durch ihr Ausbleiben. Was sie gleichwohl in ihrer Opposition verharren läßt, ist die magnetische Kraft des einigen Italiens, der Widerwille ihres Führers Johann v. Pretis gegen die innsbrucker Beamtenwelt, der auch er einmal angehört, und das Miasma der Reaction, wovon die dortige Luft geschwängert ist. Daß Innsbruck seit Jahren, namentlich seit dem Beginn der neuen Aera die Heimath des Ultras, das Hauptquartier des clericalen Kriegsraths, der Sitz eines jener katholischen Vereine, die mit ihrem Netz ganz Deutschland umspinnen, das ist leider nur allzuwahr, aber auch nicht minder, daß dort nebstbei ein Häuflein echt freisinniger Männer, welches denen im Süden mehr nützen könnte als der passive Widerstand und die Trennung vom ohnehin dünngesäten liberalen Elemente, die durch den unseligen Nationalitätenkampf nur der Rückschrittspartei in die Hände arbeitet.

Diese gewann durch die Landtagsergänzungswahlen der letzten zwei Jahre mehr als je die Oberhand. Es saßen nun Leute im Saale der reorganisirten tiroler Stände, die man früher für unmöglich hielt. Wir erwähnen davon bloß den Religionslehrer am innsbrucker Gymnasium Josef Greuter, den thatsächlichen Leiter der „Tiroler Stimmen", die wohl nur im schlichten Lande der Glaubenseinheit einen Leserkreis finden, und den k. k. Oberlandesgerichtsrath Freiherrn Ignaz v. Giovanelli, den würdigen Sohn jenes im Jahre 1845 verstorbenen Josef, der sich in der Geschichte des vormärzlichen Postulatentags durch die Vertreibung der Zillerthaler und Herbeirufung der Jesuiten geltend machte. Schlau und rückhaltig, jeder Zoll ein Jesuit, hielt sich der sieche Bureaukrat bis jetzt so gut als möglich hinter den Coulissen und leitete seine Drahtpuppen aus dem Souffleurkasten, um den sich, so lange er in Südtirol hauste, alles versammelte, was feudal,

clerical und reactionär hieß. Nun trat er selbst auf's Theater, lehnte es aber vorerst zum Scheine ab eine Hauptrolle zu übernehmen. Noch ein Jährchen, meinte er, dann kommt vielleicht auch für ihn die Stunde, in der er seinen rothen Frack aus der staubigen Commode holen und darin glänzen kann wie ein Cardinal.

In der That brachte es die Reactionspartei auf dem Landtage von 1865 so weit, daß sich auch nicht eine Stimme über die Sistirung des Verfassungslebens wie in anderen deutsch-österreichischen Provinzen regte. Theilnahmlos nahm er die Eröffnung des Septembermanifestes durch den Regierungscommissär Graf Coronini in der ersten Sitzung vom 23. November hin; in Lappland oder China hätte man sie nicht mit mehr Gemüthsruhe anhören können. Die wenigen Liberalen befürchteten, wie man uns versicherte, durch die Kundgebung ihres patriotischen Schmerzes nur eine Dankadresse ihrer mehr als doppelt so starken Gegner hervorzurufen. Dem Muth jenen Verfassungsbruch zu mißbilligen hätte man die volle Achtung doch nicht versagen können. Eine Volksvertretung, die sich nie und nimmer über die localen Fragen erhob, war eben nach dem Geschmacke Belcredi's, sie lenkte in das Fahrwasser der alten Postulatenlandtage ein. So nahmen hier denn auch Pensionen, Almosen und Spitalkosten für Privaten, Abschreibungen von Vorschüssen, neue Darleihen und Unterstützungen an glaubenstreue Gemeinden, die vorzüglich aus einer vom Getreideaufschlag gebildeten ursprünglich für Kornmagazine in Mißjahren bestimmten, in letzter Zeit aber mehr als zur Hälfte für die Grundentlastung verwendeten Kasse, dem Approvisionirungsfond, so weit er noch reichte, genommen wurden, die Thätigkeit der Landesväter hervorragend in Anspruch, wobei es dann bei den Bauern bezeichnend für das Verständniß ihrer Aufgabe war, daß sich für derlei Gesuche regelmäßig außer dem An-

tragsteller aus ihrer Mitte kein zweiter erhob. Sie betrachteten sich nämlich nur als Vertreter ihres Wahlbezirkes, dem sie angehörten, die ganze übrige Welt bestand für sie gar nicht. Wären nicht auch die Herren zu ihrer Hilfe dabei gewesen, der Landtag hätte den Ruhm eingebüßt der Großalmosenier von Tirol zu sein.

Fast noch mehr Zeit raubten die Gesuche vieler Dörfer und Weiler um Lostrennung von den Gemeinden, denen sie bisher angehörten, behufs der Bildung selbständiger Verwaltungskörper. Die Sondergelüste stecken in Tirol unter jeder Lodenjoppe, sie reichen von der Thalsohle bis zur Schneegrenze, sie beschränken gilt den Leuten als Tyrannei, zumal wenn darauf abzielende Versuche von ihren gleichberechtigten, vielleicht ärmeren Nachbarn ausgehen; nur ein Joch dünkt sie leicht und süß, das ihrer Geistlichen, die sie um so bequemer gängeln, je kleiner der Sprengel, den sie zu hüten haben. Bei solchen Ausscheidungen kömmt es daher vor allem an, ob die von Selbstgefühl getragene Fraction ihre eigene Kirche und Schule, ihren besonderen Seelsorger hat. Die Theilung von Wald- und Weidegründen, Ordnung der Steuerbücher und Grenzen sind Dinge, die sich, wenn die Trennung von geistlicher Seite bevorwortet wird, wohl auch nach der Hand berichtigen lassen, und da sich einmal zwei Gemeindeparcellen über die Grenze nicht einigen konnten, hielt man sich einstweilen bis auf weiteres an die kirchliche. Ist die Trennung der geistlichen Dictatur abträglich, so läßt man den Vertreter des betreffenden Wahlbezirkes dagegen Protest erheben, er blickt dann von Zeit zu Zeit in einen ihm vorliegenden Zettel und belehrt die Versammlung, die kurz vorher einige Gehöfte mit 100 oder 300 Bewohnern zu einer selbständigen Gemeinde erhob, daß nur größere Gemeinden lebenskräftig und ihren geistigen wie materiellen Aufgaben gewachsen sind. So verfuhr man, als es sich um

die Trennung von Marienthal und Voldöpp handelte. Marienthal mit 500 Einwohnern hatte bei der Landtagswahl liberal, Voldöpp mit 1000 clerical gestimmt, die industriellen Marienthaler mußten somit auch fortan in's Schlepptau der armen und gefügigen Bauern von Voldöpp genommen werden.

In der Verehrung der Lehren der geistlichen Obern ist übrigens der Westen dem Osten weit voran, namentlich sind es die Oberinthaler, die von sich rühmen vom Gifte der modernen Intelligenz noch nicht gekostet zu haben. Dies hindert jedoch nicht, daß die Branntweinpest gerade unter ihnen weit verbreitet ist. Bei einem Antrage Speckbachers, des Vertreters der Bezirke Silz, Imst und Reutte, auf Beschränkung der Branntweinbrennereien, bekam man haarsträubende Dinge zu hören. Schon in den Windeln wird dort den Kindern die Trunksucht eingeimpft, indem man ihnen in Branntwein getauchtes Brod reicht, ja an einem Orte gibt man eine Schüssel voll Branntwein mit Brodschnitten als tägliche Nachtsuppe für Groß und Klein. Kaum ist die Ernte eingeheimst, wird das Korn scheffelweise zum Branntweinbrenner getragen und so ein guter Theil davon vergeudet. Gleichwohl erhob sich gegen die zu erschwerende Errichtung von Branntweinbrennereien der gottesfürchtige Freiherr Paul v. Giovanelli, ein Vetter des vorerwähnten Ignaz, im Sonderinteresse der etschländer Bauern, die „Branntwein aus Weinreben brennen", weil sie dann ihr Product doppelt, für dessen Erzeugung und den Verkauf versteuern müßten. Man empfahl daher der Regierung schließlich bloß einige polizeiliche Vorsichtsmaßregeln rücksichtlich des Brennens „zum eigenen Bedarf" und des Hausirens mit geistigen Getränken und appellirte an die Mitwirkung des Clerus, obwohl er auch nicht immer Candidaten von Mäßigkeitsvereinen aufstellt.

Man sollte glauben, die clericalen Schildknappen wüßten wenigstens für die materiellen Bedürfnisse des Volkes zu sorgen,

allein so oft darauf die Frage kömmt, zeigt sich nur Eigennutz und Beschränktheit. Als Beweis dafür mögen ein paar Reden gelten, die bei der Verhandlung über die Abschaffung der gegenwärtigen Behebung des Weinaufschlags für Nordtirol fielen. Seit dem November 1848 bestanden nämlich an vier Grenzpunkten von Südtirol Zollämter, wo man den nach Norden gehenden Wein versteuern mußte. Aus verschiedenen Gründen, namentlich auch wegen der Verminderung des Absatzes wurde in der letzten Session ein Antrag auf eine andere Behebung dieser Steuer eingebracht, der Finanzminister schlug aber kurz darauf eine ähnliche Bitte der Passeirer mit dem Bemerken ab, daß „um solchen Ansprüchen gerecht zu werden, mit dem gegenwärtigen Steuersystem in Nordtirol gänzlich gebrochen werden müsste, woran bei der angestammten Vorliebe der Tiroler für das von ihren Voraltern Ueberkommene nicht zu denken sei". Dieser Vorwurf schnitt den Conservativen tief ins Herz, und als der Gegenstand auf die Tagesordnung kam, hielt Freiherr Anton Dipauli einen langen Vortrag über Waare, Markt und Preis, der in der Behauptung gipfelte: „Der gegenwärtige Modus der Einhebung der Weinverzehrungssteuer wirkt geradezu als ein Verbot der Weinausfuhr." Gleichwohl setzten die etschländer Bauern ihr Weinerzeugniß alljährlich, und zwar größtentheils nach Nordtirol ab. Die eifrige Sorge für das Wohl der Bauern ist bei diesen Herren nur Schein, was ihnen am Herzen liegt, die alte feudalclericale Herrschaft, sonst würden sie nicht über Dinge klagen, die noch allein dem Lande eine bessere Zukunft verheißen. Dem schon oben erwähnten Freiherrn Paul Giovanelli erscheinen nämlich als die größte Calamität des weinbautreibenden Südtirols die Schienenwege. Schon jetzt, versicherte er, verursacht uns der Bau der Süd- und Nordbahn einen Ausfall von wenigstens 80,000 Yhrn (104,000 Eimer) in unserem inländischen Absatze, dieser Ausfall wird nach

Vollendung der Brennerbahn ganz gewiß über 100,000 Yhrn (130,000 Eimer) betragen". Wie schon bemerkt, wurde bis zur Stunde beim Wein noch keine Verminderung des Absatzes fühlbar, wohl aber führen die Eisenbahnen jährlich mehr Fremde in die reizenden tiroler Berge und vermehren hiedurch den Verbrauch der heimischen Producte, wenn sie auch durch nähere Berührung den Wahn von den ketzerischen Menschenfressern zerstören, ja hätte das Land nach seiner geographischen Lage nicht den unabwendbaren Beruf eine Weltbahn von Osten nach Westen zu vermitteln, aller Transit würde künftig über die Schweiz oder Oesterreich gehen. Ein anderer Redner, Graf Anton v. Brandis, der Sohn des ehemaligen jesuitenfreundlichen Gouverneurs von Tirol, hielt sogar eine Verbesserung der Weincultur von sehr zweifelhaftem Nutzen, denn „zu einer Umänderung des Rebsatzes gehört viel Zeit, viel Geld und viel Geduld". Und „würden", rief er, „plötzlich längs der Etsch von Meran bis Ala lauter Bouteillenweine producirt, wo in der Welt fänden wir für diese Waare einen Markt?" Als ob für feine Waare je der Käufer gefehlt und der Absatz der meisten, auf bewässerten Gründen erzeugten tiroler Weine außer dem hohen deutschen Zoll das größte Hinderniß nicht eben in ihrem Geschmacke und der vernachlässigten Art ihrer Bereitung fänden? Doch der gräfliche Landwirth möchte wohl die Proben mit Bouteillenweinen allein vornehmen, denn der gemeine Mann hätte von seiner Concurrenz wegen des nöthigen Verkehrs mit dem lutherischen Auslande nur Schaden an seiner Seele.

Hören wir nach dieser profanen Jungfernrede noch die Worte eines Predigers von Beruf, eines Gelehrten von Fach. Der Religionslehrer Greuter übergab in der Sitzung vom 13. Jänner 1866 ein Gesuch um Einschreitung wegen der Abänderung des Gewerbepatentes vom 20. December 1859. Er forderte für

die Zulassung aller, auch der Handelsgewerbe die Erlernung des Geschäfts und einen entsprechenden Fond, bei concessionirten insbesondere den entscheidenden Einfluß der Gemeinden in Beurtheilung der Personal- und Localverhältnisse sowie des Ortsbedarfs, endlich eine Handwerkerordnung zur Regelung des Verhältnisses des Meisters gegen die Gesellen und Lehrlinge, der Gewerbe unter einander und des ganzen Handwerks zum Großbetrieb und zur Fabrikindustrie. Wie er später erläuterte, gab er bloß zum Beweise, „daß der tiroler Landtag, wenn er solche Beschlüsse faßt, nicht mit beiden Händen nach dem Zopfe der Reaction langt," eine Blumenlese aus allen erdenklichen Schriften über Volkswirthschaft, die sich gegen die Gewerbefreiheit erklärten. Nicht nur der päpstliche Ordensritter Dr. Walther in Bonn und der feine münchener Professor, welcher die „bürgerliche Gesellschaft" einer besseren Zukunft entgegenführt, auch Louis Blanc, der die Gewerbefreiheit einen Kampf der Ohnmacht mit der Uebermacht, eine Tyrannei, die an Härte keiner andern gleicht, auch Lassalle, der sie einen „durchgebildeten Egoismus" nennt, die 540 Petitionen deutscher Meister an's deutsche Parlament und der Protest von 80,000 preußischen Handwerkern an ihre Regierung wurden erwähnt um zu erproben, daß sie „den Mittelstand wie korosives Gift in seiner Existenz angreift." England, wo nach Dr. Lanchester auf je 30 Frauen eine Kindesmörderin trifft, Belgien, das 1847 in Flandern auf anderhalb Millionen Einwohner bloß an Vagabunden unter 18 Jahren 225,894 zählte, Frankreich, „wo die furchtbaren Systeme des Communismus und Socialismus ihren Ursprung haben," mußten die Beweise liefern, daß alle Welt durch die Gewerbefreiheit der Revolution zusteuert. „Der freien Wissenschaft ist freilich alles erlaubt," und man könne in ihrem Namen „den Sohn in den Stall schicken, um den Ochsen als seinen Bruder zu umarmen, weil sie einst mit einander im

Urschleim vergnügte Tage genossen haben," eben darum sei es aber vor allem nöthig den Kern des Bürgerstandes zu retten und auf diesem Wege der socialen Revolution vorzubeugen. Wiederholtes Bravo erscholl aus dem Munde der Frommen, denen zwar vieles wie chaldäisch klang, aber der Sinn des Orakels schon längst aus den Clubverhandlungen geläufig war, um so mehr überraschte der Einwand Dr. Haßlwanters, des Busenfreundes Greuters, daß er in der „so glänzenden und tiefstudirten Rede" nur etwas vermisse, nämlich die Nachweisung der schädlichen Rückwirkung der Gewerbefreiheit auf Tirol. Der greuter'sche Antrag wurde sofort an einen Ausschuß von fünf Mitgliedern verwiesen und kam in der Sitzung vom 31. Jänner 1866 in etwas verdünnter Gabe wieder vor die Versammlung. Nach dem Ausschußberichte sollten 1. nur Specerei-, Schnitt- und Gemischtwaarenhandlungen, dann Krämereien, von den Handwerkergewerben jene der Schuster, Schneider, Küfer, Tischler und Wagner im Lande Tirol, mit Ausnahme des ehemaligen Kreises Trient, als concessionirte (nämlich solche, zu deren Ausübung nicht bloß die Anmeldung, sondern eine behördliche Bewilligung nöthig) erklärt, 2. bei Verleihung aller concessionirten Gewerbe die besondere Befähigung durch Erlernung des Geschäftes nachgewiesen und rücksichtlich des Ortsbedarfs und der Localverhältnisse auf die begründeten Aeußerungen der Gemeinden Bedacht genommen, endlich 3. die hohe Regierung ersucht werden, auf die definitive Regelung des Genossenschaftswesens hinzuwirken und zu diesem Behufe in den verschiedenen Theilen des Landes Enquetecommissionen zu veranlassen." Die Debatte bot kein besonderes Interesse, wenn man es nicht im neuerdings bestätigten Streben der Clericalen finden will allwärts ihren Einfluß zu wahren. Mag sich in aller Welt die freie Concurrenz besser bewähren als der mittelalterliche Zunftzwang, mag selbst Wälschtirol, wo sie seit der

Besitznahme Oesterreichs bestand, dafür den nächsten und sprechendsten Beweis bieten, das deutsche Canaan duldet keinen Fremden, der nicht zur Geheimloge in Innsbruck schwört; fremde Kaufleute und Handwerker sind immerhin der Aufklärung, des Freisinns und Protestantismus verdächtig, darum muß die clericale Polizei ihre Zulassung verhindern. Dies sind die Hintergedanken des Antrags. Der erste Punkt wurde nur mit 2 Stimmen Mehrheit, der 2. und 3. mit sehr großer angenommen.

II.

Wenden wir uns von der Volkswirthschaft zum Gemeindewesen. Wir erwähnten schon oben beim Landtage von 1863, daß es den Bemühungen Dr. Haßlwanters gelang die Gemeindegenossen, in denen er Gefahren für die Glaubenseinheit entdeckte, von allen Gemeindewahlen und Aemtern auszuschließen, und fügen hier nur noch bei, daß von allen deutschslavischen Landesvertretungen nur die tiroler diese Eigenthümlichkeit anstreben wollte. Dieser Beschluß wurde aber vom Staatsministerium zur kaiserlichen Genehmigung nicht empfohlen, und als es sohin die Frage über das Wahlrecht der Gemeindegenossen dem Landtag von 1864 wieder vorlegte, erklärte der Statthalter Fürst Lobkowitz, daß von einem allgemeinen Reichsgesetze nicht abgegangen werden könne. Trotzig erwiederte ihm der Religionslehrer Greuter: „der Landtagssaal sei keine Bedientenstube," und schmähte auf die Verfassung, die das Volk wehrlos gemacht.

Nach fast zwei Jahren, als ein anderes, föderalistisch gesinntes Ministerium zum Zuge kam, war man gegen die Rechtgläubigen milder gesinnt, man muthete den Ueberzeugungstreuen nicht mehr Unmögliches zu, vielmehr zählte die Regierung selbst in einem dem Landtag von 1865 vorgelegten Gesetzentwurf die Genossen nicht wieder den Gemeindemitgliedern sondern den Auswärtigen

bei. Triumphirend erinnerte der Berichterstatter Dr. Rapp an die frühere Behauptung, daß ein solches Gesetz von der Regierung nie genehmigt werden könne, und jubelte über den seiner Partei zuerkannten Sieg. Ein Grund der Nachgiebigkeit mochte wohl auch darin liegen, daß man vor aller Welt nicht mehr das Schauspiel aufführen konnte die Protestanten nur dispensationsweise zum Güterankauf zuzulassen. Der Freigebung ihrer Ansässigmachung war aber die Spitze abgebrochen, wenn man sie nach wie vor als Parias behandelte, sie trotz des Ankaufs oder der Gewerbeausübung keinen Einfluß auf die innere Verwaltung der Gemeinde gewinnen ließ und die Gewährung politischer Rechte nur durch deren ausdrückliche Zustimmung bedingte. Umsonst betonte daher Dr. v. Grebmer das Unrecht, daß man die Genossen, die ebenso wie die Mitglieder zu den Abgaben der Gemeinde beitragen, mundtodt mache, umsonst den Hohn, den man ihnen durch die angebliche Theilnahme an Rechten spräche, die bloß in der Luft schwebten, umsonst nahm Freiherr v. Cresseri wenigstens für die Wälschtiroler eine Gleichstellung mit den Bewohnern anderer Kronländer in Anspruch. Se. Hochwürden Religionslehrer Greuter trat für Gemeindefreiheit und Volkswohl wie ein Weltapostel ein. Die Männer der Revolution, meinte er, seien es gewesen, welche auch die ganze Gesellschaft in Frankreich atomisirten und sie aus ihrer organischen Verbindung herausrissen, das unter dem Mordbeile der Guillotine hinströmende Blut habe die Societät wieder zu einen versucht, aber nur als willenloses Werkzeug reif gemacht für das Säbelregiment. Als Väter der Revolution bezeichnete er auch die Männer des Polizeistaates, auch sie hätten jede Corporation zerstört, die Gewerbeordnung in ganz Deutschland vernichtet und 1819 für Oesterreich ein Gesetz geschaffen, das die Gemeinde als ohnmächtige Sclavin dem Bureau überantwortete. Das „höchste Recht“ einzelner Individuen

sich durch Kauf oder Pacht in einer beliebigen Gemeinde einzubürgern habe man zu einer Zeit gegeben, als das politische Leben in ganz Deutschland unterdrückt war, die geheimen Gesellschaften sich aber um so fester organisirten und die Kirche Gottes gebunden von tausend Staatsfesseln wie eine Verbrecherin von einem Gerichtssaal in den andern geschleppt wurde. Auch das Ministerium Schmerling sei bekanntermaßen nicht anders gewesen als der Testamentsvollstrecker des absoluten Staates, was um so widerlicher, als es den bureaukratischen Absolutismus unter der heuchlerischen Maske der Freiheit proclamirte. So ging es in steigendem Tone fort bis zur Behauptung, es widerspreche der Menschenwürde, wenn man das Wahlrecht an einige Steuergulden knüpfe; nur noch von der Gemeinde sei ein schützender Damm zu hoffen vor der Ueberfluthung mit all den Gesetzen über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit „und wie diese beglückenden heit und keit heißen mögen.“ Der Unmuth über die Bedrückung der Kirche durch ihren frömmsten und ergebensten Sohn Franz I. mußte sich einmal Luft machen. Um desto sanftmüthiger ließ sich ein deutscher Bezirksvorsteher, Caspar Speckbacher von Imst, an, der nur das Eine wünschte, „daß das Gemeindegesetz fertig werde, so oder anders.“ Wie unter diesen Umständen vorauszusehen, wurde die neue Regierungsvorlage und zwar mit 31 gegen 18 Stimmen angenommen, wornach der Kaiser das ganze hiedurch vervollständigte Gemeindegesetz noch im Laufe der Session am 9. Jänner 1866 für Tirol genehmigte. Nur auf die Städte, die wie Innsbruck, Trient und Botzen eigene Statuten besaßen, hatte es keine Anwendung.

Es erregt fast Verwunderung, wenn man bei dieser Uebermacht der Rückschrittspartei auch von Bestrebungen anderer Art vernimmt. Dazu gehören einige Anträge auf Abänderung der Landtagswahlordnung, deren einer wenigstens zum Theil von den

Privilegirten selbst ausging. Nach dem Landesstatut vom 26. Februar 1861 besteht nämlich der Landtag aus 68 Mitgliedern, worunter 10 Abgeordnete des großen adeligen Grundbesitzes. In anderen Kronländern bilden die höchstbesteuerten Grundbesitzer ohne Unterschied des Standes eine eigene Wählerklasse, in Tirol hingegen besteht sie nur aus jenen Adeligen, die von ihren Liegenschaften jährlich eine directe Steuer von 50 fl. bezahlen. Der Adel besitzt also hier noch immer eigene Vorrechte, wenn auch nicht mehr die früheren, da nach alter Gewohnheit nur die in die ständische Adelsmatrikel Eingetragenen in den Landesausschuß wählen, und in so ferne sie zu den Jahren der Pubertät gekommen, auch persönlich am offenen Landtage theilnehmen durften. Nach dem neuen Statut hingegen sind auch die nicht matrikulirten Adeligen, wenn sie den vorgeschriebenen Besitz nachweisen, wahlberechtigt und können ihr Stimmrecht durch einen Bevollmächtigten ausüben, dieser muß aber selbst zu ihrer Vorzugsklasse gehören und darf nur e i n e n Wähler vertreten. Der Wahlort ist Innsbruck. Bei den letzten, Ende November vorgenommenen zwei Ergänzungswahlen gab es solcher adeliger Großgrundbesitzer in Nordtirol 17, im übrigen deutschen Antheil 87, im wälschen 98, zusammen also 202. Davon betheiligten sich am Wahlact 93 und zwar die Hälfte davon durch Bevollmächtigte; es lag somit am Tage, daß sowohl die Beschränkung in der Person der Vollmachtträger als der Wahlort zu einer Vertretung des ganzen Körpers nicht geeignet waren. Leider hatten die Wälschtiroler diese Frage im Jahre 1863 mit ihren Sondergelüsten verquickt und den Antrag gestellt, vier der adeligen Abgeordneten nur durch den wälschen Adel in Trient zu wählen. Der schon vom vorigen Landtag mit dem diesfälligen Berichte betraute Landesausschuß ging daher bloß auf eine freiere Ausübung des Stimmrechtes durch einen beliebigen Vollmachtsträger ein.

Ein zweiter Antrag betraf die Wahlordnung der Städte und Märkte, wovon die kleineren, viele Stunden weit von einander entfernten, ihre Wahl an einem und demselben Orte vornehmen mußten. Durch einen dritten Vorschlag dachte man den Widerstand der Wälschtiroler zu brechen, die sich am Landtage zu erscheinen weigerten, indem man den Abgeordneten, der sein Mandat ablehnte, der Wählbarkeit für die laufende sechsjährige Wahlperiode verlustig und jene Wahlkörper, welche ihre Stimmen wieder auf ihn leiten, als auflösbar erklären wollte. Endlich lag auch eine Petition des academischen Senates der innsbrucker Universität vor, wornach sie nicht wie bisher durch ihren jeweiligen Rector sondern einen von allen stimmfähigen Mitgliedern aus den wirklichen ordentlichen und außerordentlichen Professoren gewählten Abgeordneten zu vertreten wäre. Da die Universität gegenwärtig aus drei Facultäten bestand und die im Jahre 1857 vom Minister Leo Thun neu errichtete theologische den Jesuiten übertragen war, vertrat sie alle drei Jahre regelmäßig ein Jesuit. Es war dies eine Abweichung von der Ordensregel, die jedoch der General in Rom bereitwillig gestattete, da hievon in Tirol keine Nachtheile für die frommen Väter zu erwarten standen. Zur Berathung dieser Abänderungen der Wahlordnung wurde nun vom Landtag ein neuer Ausschuß ernannt, der mit Ausnahme eines einzigen lauter erklärte Widersacher des Fortschritts, darunter auch den erbittertsten von allen, jenen Freiherrn Ignaz v. Giovanelli, zu seinen Mitgliedern zählte. Ein Antrag auf Ablehnung sämmtlicher Vorschläge war daher nichts Unerwartetes, allein jener gelehrige Schüler der Loyoliten wollte noch mehr, er dachte an eine gänzliche Umänderung nicht nur der Wahl-, sondern auch der Landesordnung im Geiste des Mittelalters und dazu hielt er die Zeit noch nicht gekommen. Ein Jährchen Zuwartens schien ihm das Gerathenste; er wollte gar nicht auf die Berathung eingehen sondern

nur unbestimmten Aufschub gewinnen. Der schlaue Plan blieb nicht verborgen, nach fünf Wochen lief eine Interpellation ein, ob der Sachverhalt wirklich dem Gerüchte entspreche; der Fuchs mußte aus seinem Loche.

Von dem ihm so verhaßten parlamentarischen Verfahren gedrängt trat nun Freiherr v. Giovanelli als Berichterstatter der Majorität des Ausschusses mit dem Antrage hervor über die angedeuteten Abänderungen der Wahlordnung als unzeitig zur Tagesordnung überzugehen. Als Ursache, warum er sie für unzeitig hielt, gab er die von der Regierung dem Landtage vorgelegte neue politische Bezirkseintheilung an, es fehlten aber auch nicht Andeutungen, die seine wahre Absicht verriethen. Die vorgeschlagenen Abänderungen, meinte er, könnten der Regierung die falsche Meinung beibringen, als legte man auf sie das meiste Gewicht, während man ganz andere, eingreifende, welche die Wahlordnung in allen Theilen und selbst die Landesordnung umgestalten, wünschen müsse. Die gerügten Mängel seien außerwesentlich, man möge warten, bis die Abänderung eine allgemeine und wesentliche sein könne. Dafür entschieden sich aber selbst einige vorsichtliche Geistliche nicht, wie der Fürstbischof von Trient, Erzpriester Strosio und der Jesuit P. Wenig, noch weniger Greuter der Volkstribun und mit ihm alle bäuerlichen Abgeordneten, die auf eine starke Vertretung der Landgemeinden entschiedenes Gewicht legten. Eine Restauration der alten Stände, wobei die Bauern im großen Ausschuß nur mit 11 Stimmen unter 45, der Adel mit der gleichen Anzahl, beim offenen Landtag aber mit einigen hundert souverainen Schreiern vertreten war, lag ihnen durchaus nicht im Sinne. Clericale und Feudale standen also diesmal in getrennten Lagern, für den Vertagungsantrag Giovanelli's erhoben sich nur 12 alte Vollbluttiroler, Greuter und seine Garde trugen sich mit anderen Plänen für die Erweiterung ihrer oder vielmehr der

clericalen Macht. Als nämlich in einer der letzten Sitzungen die Abänderung der Wahlordnung wieder zur Sprache kam, fielen nach dem Antrage des Statthaltereirathes v. Sartori alle diesfälligen Vorschläge bis auf jenen über die Wahlen der in einen Wahlbezirk vereinigten kleineren Städte und Märkte, die von nun an den Act je für sich vornehmen und nöthigenfalls zur engeren Wahl schreiten sollten, und Greuter knüpfte daran noch weitere um den Einfluß des Clerus auf die ärmere Volksklasse besser auszunutzen. Er wollte in allen Städten und Märkten die Wahlberechtigung für die Gemeindevertretung auch auf den Landtag ausdehnen. Der Ausschuß konnte sich diesen Antrag nur theilweise, nämlich durch Feststellung eines niedrigeren Census aneignen, womit sich Greuter schließlich begnügte, weil, wie er sagte, etwas besser als nichts ist, richtiger wohl, weil er darin wenigstens einen vorbereitenden Schritt zu ferneren Abänderungen in seinem Sinne erblickte.

Noch größere Verwirrungen im conservativen Lager erregte die Regierungsvorlage über die neue Eintheilung der politischen Bezirke in Tirol, man wußte nicht, was dem Einfluß des Clerus förderlicher: die Beibehaltung der Vereinigung der Verwaltung mit der Justiz oder ihre Trennung. Der Berichterstatter Dr. Haßlwanter erklärte sich für die alte patriarchalische Ordnung; er hielt die Vermittlung zwischen Volk und Regierung erschwert durch die Entfernung des politischen Commissärs vom Standpunkte des Gerichts, wollte die Unabhängigkeit der Richter nur bis zu einem bestimmten Grade, und sprach im Sinne des kaiserlichen Patentes vom 31. December 1851, das die Verfassung aufhob und zur Vereinigung der verschiedenen Verwaltungszweige zurückkehrte. Die administrativen Amtsleiter waren ja bisher stets Hand in Hand mit der Geistlichkeit gegangen. Den bäuerlichen Abgeordneten warf er den Köder der Zeit- und Kostenersparung hin, die

durch die Beibehaltung der jetzigen Standorte und des Wirkungskreises der Verwaltungsbehörden bedingt wäre, er wußte, daß ihr Blick nicht über die Pfennige in ihrer Tasche reiche. Eine andere Berechnung machte der zukunftsfrohe Freiherr Ignaz v. Giovanelli. Er versuchte den Bauern einzureden, was ihr Freund Haßlwanter einen „allgemeinen Wunsch" des Landes nenne, das Fortbestehen der alten Bezirksämter, beruhe nur auf einem Mißverständniß. Es handle sich ja bloß um Organe, die den Gemeinden Rath und Beistand leisten, beides vermöchten auch die Gerichte, nur diese wünsche das Land unverrückt, er hielt sie für kirchlicher als die politischen Vorsteher. Zu viele Verwaltungsbeamte würden auf den künftig erweiterten Wirkungskreis der Gemeinde nur hemmend einwirken.

Mit der Trennung der Justiz von der Verwaltung mußten die Liberalen im Principe einverstanden sein, die Persönlichkeiten waren eine Frage der Zeit und die Wälschtiroler widerstrebten jeder Einmengung der Regierung in Gemeindesachen. So kam es denn, daß die Linke im Verein mit der äußersten Rechten, wie dies auch anderswo der Fall, über die Conservativen vom reinsten Wasser den Sieg davon trug, Haßlwanters Antrag wurde mit 25 gegen 23 Stimmen abgelehnt. Auf die Regierungsvorlage selbst ging man nur bedingungsweise ein; wenn nämlich weder die Vertagung der Organisirung der Verwaltungsbehörden noch die Bestellung eines politischen Commissärs in jedem der gegenwärtig bestehenden Bezirke zugelassen würde, schlug man statt der beantragten 27 Bezirksämter deren 34, nämlich 22 für Deutsch- und 12 für Wälschtirol vor. Ried, der Wahlort Greuters, sollte auch in Zukunft autonom bleiben in seiner urwäldlichen Stellung, Sillian seinen bisherigen Bezirksvorsteher an Innichen abgeben, wo er unter den Augen des dortigen Probstes viel gedeihlicher wirken könnte; die frommen „Herrgottskinder" von Kaltern

sträubten sich heftig gegen die Vereinigung mit Bozen, wo schon manchmal ein Protestant geduldet worden. In Tirol sollte es eigentlich nur kirchliche Bezirke und geistliche Vorsteher geben.

III.

Die Regierung schien die Frage, in wie viele politische Bezirke Tirol bei der Trennung der Administration von der Justiz eingetheilt werden soll, vom ökonomischen Standpunkte aufzufassen. Hatte doch der Ruin unserer Finanzen schon den Grafen Clam-Martiniz auf die Autonomie der Gemeinde geführt, es klang fast selbstverständlich, daß sich auch das geistesverwandte Ministerium Belcredi diese Theorie wenigstens theilweise aneignete. Warum soll man denn eine Gemeinde jahrelang um die Herstellung eines Brunnens bitten lassen, bemerkte uns einst einer jener Kreuzritter. Man lasse sie ihre Brunnen nach Belieben leiten. Wie nahm sich doch diese Rücksicht auf bäuerliche Interessen volksfreundlich, ja fast liberal aus! Im Grunde sollte aber die Autonomie der Land- und Bezirksgemeinden und in höherer Ordnung der Provinciallandtag nur auf die alten feudalen Einrichtungen, das Selfgovernement der Stände, die Herrschaft des Adels wieder zurückführen, denn die wahre Freiheit, das gleiche Recht für alle, war diesen Herren so verhaßt wie der Tod, sie war ja das Ende ihrer Herrlichkeit. Der Staat diente ihnen nur zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke, dafür sollten Büttel und Corporalstock einstehen, in denen ihnen seine Einheit und Macht bestanden. Wenn sie von „historisch-politischen Nationalitäten" sprachen, schwebte ihnen lediglich die herkömmliche Eintheilung nach Provinzen vor, mit den verschiedenen Stämmen eines Kronlandes gingen sie ganz nach ihrem Gutdünken vor. So bevorzugte der feudale Graf in Böhmen die Czechen vor den Deutschen, in Tirol hingegen die Deutschen vor den Wälschen, deren Trennungs-

gelüsten er nur durch den schon von seinem Vorgänger eingeführten Polizeihofrath in Trient zu begegnen wußte. Das benützten auch die dortigen Italianissimi für ihre Zwecke, und stachelten damit die Bevölkerung so sehr auf, daß von den Landgemeinden bloß vier Abgeordnete auf dem innsbrucker Landtage erschienen waren. Mit nur noch drei Vertretern des wälschen Clerus und Adels waren sie jedenfalls zu schwach, eine Abänderung der Landes- und Wahlordnung durchzusetzen, die man ihnen bei einiger Billigkeit kaum versagen konnte. Wälschtirol stellte nämlich zu den 68 Landtagsmitgliedern nicht mehr als 21, während es nach nach seiner Volkszahl wenigstens eine Vertretung wie 3 : 4 anzusprechen befugt war. Jene wenigen mußten sich daher mit ihren diesfälligen Anträgen zu einem Aufschub für die nächste Session verstehen. Nur hie und da flammte ihr verletztes Nationalgefühl auf wie bei der Verhandlung über die Errichtung einer Anstalt zur Versorgung gefährlicher und unheilbarer Irren.

Man stritt sich, ob die schon gegenwärtig bestehende Irrenanstalt in Hall durch einen Zubau vergrößert oder eine neue im südlichen Theile Tirols errichtet werden soll. Der Berichterstatter Dr. v. Ottenthal, ein Arzt, hielt die Frage aus Mangel allseitiger Vorerhebungen nicht für spruchreif, anders der nun in Gries bei Bozen residirende Abt von Muri, Adalbert Regli, der sie wie ein Rechenexempel betrachtete und als guter Schwabe den Zweck über die Kosten vergaß. Dagegen erhoben sich mehrere Wälschtiroler, die auf eine Heilung ihrer Geisteskranken in Nordtirol kein Vertrauen setzen. Zuerst Freiherr v. Cresseri, der auf die Lage Halls in einem Winkel des Landes, die den Südländern abträglichen klimatischen Verhältnisse, namentlich den warmen Wind und die Kälte zur Winterszeit verwies, dann Carl v. Riccabona, der unter lautem „Oho“ der Rechten von den „traurigen Folgen“ sprach, die solche Mißachtung des italienischen Landes-

theils nach sich zöge, endlich der Oberlandesgerichsrath Dr. Leonardi, der die Gegner mit ihren eigenen Waffen vom financiellen Standpunkte bekämpfte. Ganz entrüstet ergriff endlich der Erzpriester Strosio das Wort und deutete auf die eigennützigen Zwecke, die der Vergrößerung der Anstalt zum Grunde lägen und sie nicht bloß als unsocial sondern auch als schlechtweg unmoralisch erscheinen ließen. Man nehme zwischen Deutschen und Wälschen ein Verhältniß wie zwischen Herren und Sclaven an. Nicht umsonst stehe im ständischen Saale mit großen Buchstaben zu lesen: Colligit Oenus opes. Er habe zwar weder gegen die Schicklichkeit noch Wahrheit dieses Spruches etwas einzuwenden, weil es ganz natürlich und billig sei, daß der Inn, der die Hauptstadt des Landes umspült, dessen Quellen in sich fasse. Nach seinem Dafürhalten soll man aber nicht beim Sammeln stehen bleiben sondern auch an's Vertheilen denken. Ein gegentheiliges Vorgehen mache den Mißmuth und die Zwietracht unheilbar, es vertilge jede Hoffnung des Ausgleichs, am Ende würden die Wogen des hochgehenden Stromes auch über die Ufer brechen. Der Zwang gegen die armen Geisteskranken, die in einer fremden Gegend, Luft und Sprache dem Besuche ihrer Verwandten und Freunde entrückt schwer genesen könnten, sei auch irreligiös, denn die wahre Religion bestehe in Liebe und Barmherzigkeit, nur das Heidenthum stelle ihnen die materiellen Güter voran, sein Geist sei Anmaßung, Centralisation, Absolutismus. Davon unterschieden sich sehr die Gedanken und Werke der guten Christen. Er dachte damit wohl auch die Glaubenseinheitler zu sich herüberzuziehen; diese zeigten aber nie deutlicher, um was es ihnen eigentlich zu thun, als in financiellen Fragen. Die Ueberfrommen verstummten gegen diese Vorwürfe, verurtheilten aber die Moral und Religion des Geistlichen mit nahezu drei Fünftel Stimmen; der Neubau des Irrenhauses in Hall wurde zum Beschluß erhoben.

Eine andere die materiellen Interessen Wälschtirols berührende Frage war der Zustand der öffentlichen Bücher über Realrechte. Wer in Tirol ein dingliches Recht auf Liegenschaften erwerben will, muß die bezügliche Urkunde bei Gericht hinterlegen; diese Acte werden jährlich zusammengebunden und heißen „Verfachbuch". Es besteht darüber sowohl ein fortlaufendes Namensregister, das jährlich abgeschlossen wird, als ein allgemeines, das bis ins Jahr 1817 zurückreicht, das Gericht haftet aber bei Ausstellung von Sicherheitsausweisen weder für ihre Richtigkeit noch Vollständigkeit, auch gewährt die Vormerkung nur ein durch die Giltigkeit des betreffenden Actes bedingtes Recht. Im nördlichen Tirol geht die Nachforschung über die Pfandrechte bis in die graue Vorzeit zurück und es bietet nur geringe Beruhigung, daß nach einer Verordnung von 1803 auch die Hypothekarverschreibungen der Adeligen und Siegelmäßigen nachträglich eingetragen, sofort aber alle auf dingliche Rechte bezüglichen Urkunden bei Gericht hinterlegt werden mußten. In jenen Theilen Südtirols, welche unter der napoleonischen Herrschaft an's Königreich Italien kamen, wurde 1810 eine neue Einschreibung der Pfandrechte in die diesfälligen Register bei Vermeidung ihres sonstigen Erlöschens angeordnet, die bis zum 30. Juni 1812 dafür verlängerte Frist macht also daselbst einen sicheren Abschnitt für die ganze Vergangenheit. Mit dem 1. Mai 1817 wurde jedoch auch dort das alte Verfachbuch wieder eingeführt, seine umfangreichen Bände füllen daher in Nord- und Südtirol ganze Archive und beim Mangel verläßlicher Register, Ausweise und jeder anderen Bürgschaft für den wirklichen Bestand von Hypothekarrechten, ja bei der Menge noch ungelöschter nicht mehr giltiger Posten ist der Realcredit im ganzen Lande so tief gesunken, daß es oft sehr schwer hält Geld auf Grundstücke aufzuleihen. Was diese Rechtsunsicherheit in Wälschtirol noch viel höher steigert als in den

deutschen Bezirken ist die daselbst unbeschränkt gestattete Zerstückelung, die sich bis auf die Auftheilung von wenigen Klaftern, ja selbst von Grenzbäumen erstreckt. Daneben besteht dort gar kein Verlaß auf Grenzen, da sie nicht einmal durch Bezugnahme auf das Steuerkataster, sondern lediglich mit den Namen der immer wechselnden Nachbarn bezeichnet werden. Gerade hier war also ein neues Gesetz unentbehrlich und das österreichische Grundbuch, dessen Einführung in Tirol schon seit Jahren beantragt war, bot vollkommene Abhilfe. Allein deutsche Einrichtungen sind bei den Wälschtirolern nicht beliebt, sie greifen viel eher nach einer napoleonischen, wie die bloße Hypothekenerneuerung, die nur in einer alle Jahrzehende wiederkehrenden Pfandanmeldung besteht. Bequemer ist sie jedenfalls, auch für die Gerichte der Zeit- und Kostenaufwand viel geringer, doch über das Object und die darauf wirklich haftenden Lasten gewinnt man keine Sicherheit. Dies wurde aber weder von den Wälschen noch den „conservativ" sich nennenden Deutschen beachtet. Der Präsident des trienter Kreisgerichts, Freiherr Mathias v. Cresseri, stellte bloß einen Antrag auf neue Inscription der Hypotheken. Deßgleichen der reactionäre Freiherr Giovanelli, der vom dießfalls ernannten Comité als Berichterstatter gewählt wurde. Was sich in anderen österreichischen Provinzen als zweckmäßig bewährte, kümmerte den Verfechter der alten tirolischen Eigenthümlichkeiten wenig. An ihnen durfte nichts geändert werden, auch war der Personalcredit mancher hochadeligen Herren gefährdet, wenn man im Grundbuch auf den ersten Blick den Werth der Liegenschaft und ihre darauf haftenden Schulden wahrnahm. Dies war der Hauptgrund, weßhalb schon sein Vater, der bekannte Jesuitenhelfer, vor einigen und dreißig Jahren gegen die Einführung des österreichischen Grundbuchs stimmte, dies auch der Hintergedanke des Sohnes, der über die Männer der Wissenschaft spöttisch hinwegsah. „Mögen die

Gelehrten streiten," sprach er am 7. Februar, „uns drängt die Noth." Was ihn aber wirklich drängte, war die Furcht vor dem Reichsrath, über dessen Sistirung er zwar frohlockte, der aber doch einmal wieder aufleben konnte, es galt die Wahrung des alten Rechtsstatutes von Tirol vor jedem Eingriff der Zukunft durch ein unumstößliches Provinzialgesetz. Umsonst erhoben sich diesmal selbst Haßlwanter und sein getreuer Onestinghel dagegen, indem sie vorerst ein Ediktalverfahren zur Vereinigung von alten Hypotheken für die einzelnen darum nachsuchenden Grundbesitzer vorschlugen. Clericale und mit unbegreiflicher Verblendung selbst die meisten Liberalen standen zur Fahne des rothen Fracks und entschieden sich für die bloße Hypothekarerneuerung im Wege der Octroirung. Damit aber auch das unmündige Volk dieser Verurtheilung zur fortschreitenden Verarmung beistimme, schlug Giovanelli schließlich die Verkündung seiner tribonianischen Novelle von der Kanzel vor, die jedoch der Bischof von Brixen nicht billigte. Sei es, daß ihm das Verfachbuch doch nur von zweifelhaftem Werthe schien, wie er sich in vertraulicher Mittheilung verlauten ließ, oder daß ihm bloß vor der Wiedereinführung des josephinischen Brauches der Verlesung weltlicher Gesetze in der Kirche bangte, wie er öffentlich kundgab, er wollte es nur beim geeigneten Privatunterricht der Seelsorgsgeistlichkeit bewenden lassen, und dabei blieb es auch.

IV.

Der innerste Kern aller tirolischen Fragen ist, wie die Frommen sagen, die Religion, richtiger die Herrschaft ihrer Diener. Die Sonderstellung Tirols hatte immer nur diesen einen Zweck. Zur Festigung jener alleinseligmachenden Autonomie seiner Hirten beschloß man auch diesmal die Zerstücklungen in kleine Gemeinden, die Abschaffung der Gewerbefreiheit, Ausschließung der Gemeinde-

genossen vom Wahlrecht, Abänderung der Landtagswahlordnung, ja selbst den Vorschlag einer bloßen Hypothekenerneuerung, da eine wirkliche Hebung des Realcredits und des Werthes des Grundbesitzes zu selbständiger Entwicklung führen mußte. Noch offener zeigten jenes Bestreben die Verhandlungen über die Ergänzung der Universität und das Protestantengesetz.

Wir verwiesen schon beim Landtage von 1863 auf die Gründe, warum der clericalen Sippschaft die Errichtung einer medicinischen Facultät in Innsbruck so sehr am Herzen lag. Jetzt wählte sie gleich von vorneherein einen Jesuiten, den Pater Wenig, zum Berichterstatter, der auch nicht verfehlte seinen Vortrag damit zu beginnen, daß er an die vom Papste selbst der innsbrucker Hochschule im Jahre 1677 ertheilte Bestätigung erinnerte und in seiner weiteren Ausführung betonte, wie nur „vom Wiederaufleben der medicinischen Facultät ein kräftiges Aufblühen und Gedeihen der Gesammtuniversität, insbesondere aber der philosophischen Lehranstalt zu gewärtigen sei“. Man weiß, was diese den Helldenkern zu bedeuten hat, die noch immer auf der Warte der alten Scholastik stehen und über alles, was seither der menschliche Geist geforscht und ergründet, ihren finstern Fluch sprechen, gleichwohl gibt es der Blinden noch viele, die bei ihnen Licht und Wahrheit suchen, und gerade auf solchen Zuspruch des „Auslands“ setzte der Jesuit seine beste Hoffnung. Finanzielle Bedenken hatten die Regierung bisher in ihrem Entschlusse der Ergänzung der Universität wankend gemacht, obschon sie im Jahre 1861 es selber war, die diesen Antrag eingebracht. Nachträglich überzeugte sie sich aber, daß sie die Kosten zu gering veranschlagte; denn während nach einer genaueren Berechnung schon die dermal bestehende chirurgische Anstalt dem Staate im Jahre 1859/60 eine Auslage von 13,869 fl. 23 kr. verursachte, belief sich der Aufwand für die neu zu errichtende medicinische Facultät auf

jährliche 21,963 fl. 9 kr., wobei noch eine Menge sehr erheblicher Nebenposten, wie das Gebäude einer Gebäranstalt, die medicinische und oculistische Klinik, Bibliothek u. s. w. gar nicht berücksichtigt waren. Diese Schwierigkeiten erschienen nun freilich dem Vertreter der innsbrucker Handels- und Gewerbekammer Dr. Leonardi, der bereits im Jahre 1864 über dieselbe Angelegenheit Vortrag erstattet hatte, nicht so bedeutend, da der Landtag einen höhern jährlichen Zuschuß als die bereits angebotenen 4000 fl. nicht gewähren, die Stadt Innsbruck aber ihren bereits auf 2500 gesteigerten nicht weiter erhöhen und sich gleichwohl dem Verluste der einträglichen Hochschule nicht aussetzen wollte. Hiezu kam, daß auch der Regierungscommissär Graf Coronini dazu drängte, indem er es nicht für unmöglich hielt, daß die Staatsverwaltung, falls der Landtag der Ergänzung der Universität nicht beistimmte, sie „eines schönen Tages auflöse“. Das war Oel für die Lampe des P. Wenig, der sich sofort nicht scheute mit der Sentenz hervorzutreten, „dem Landtag sei nur die verhängnißvolle Alternative gestellt zwischen einer vollständigen Universität oder keiner“. Für ihre Aufhebung könne er schon „im Interesse des Landes und der Landeshauptstadt“ nicht stimmen. Bei der Begründung blickte freilich hie und da der Jesuit durch. Daß Innsbruck nicht der rechte Boden für eine medicinische Facultät sei, konnte er gar nicht glauben, wenn er aber möglicher Weise doch erst geschaffen werden müßte, so böte schon das medicinisch chirurgische Studium „einen vortheilhaften Ansatz zur Gründung einer medicinischen Facultät“. Dazu kömmt nur zu bemerken, daß die Männer der Wissenschaft gerade dieses für so ungenügend erklärten, daß es unter jeder Bedingung beseitiget werden müsse. Auch die erforderliche Schülerzahl rekrutirte er bei der Chirurgie und im „Ausland“. Natürlich, die Medicin wird auf katholischen Universitäten schon von vorneherein weit besser gelehrt als auf protestantischen.

Doch irgendwelche Uebertreibung liegt nicht im Charakter der frommen Väter, weßhalb P. Wenig „der Genauigkeit halber“ noch nachträglich erwähnte, der jährliche Gasverbrauch überschreite keinenfalls den angesetzten Kostenbetrag, da der bei großer Kälte benöthigte Weingeist aus dem Rectoratspauschale bestritten wird. Bei der Abstimmung ergab sich eine große Mehrheit für alle auf die Errichtung der medicinischen Facultät abzielenden Anträge, es hing also nur noch von der Regierung ab, ob sie sich nicht scheute zu Gunsten der Jesuiten eine sogenannte katholische Universität zu gründen.

Nicht minder der glaubenseifrigen Chorführer würdig war das Manoeuvre in der Protestantenfrage. Auf Betrieb der Bischöfe hatte am 25. Februar 1863 die Majorität des Landtages an den Kaiser die Bitte gestellt, mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse Tirols und den gemeinsamen Wunsch des Volkes zu bewilligen, daß in Tirol eine evangelische Pfarrgemeinde weder bestehe noch in Zukunft sich bilden dürfe, den daselbst sich aufhaltenden Protestanten nur das Privatexercitium ihrer Religion gestattet, ihnen auch bloß zu diesem die Benützung ihres Bethauses in Meran freigestellt und die Erlaubniß zur Erwerbung unbeweglichen Eigenthums für Akatholiken von Fall zu Fall durch ein Landesgesetz zu erwirken sei. Erst am 17. November 1865 ertheilte der Kaiser nach langem Zögern dem Nachfolger Schmerlings die Ermächtigung diese Anträge dadurch der Erledigung zuzuführen, daß dem Landtage der Entwurf eines bloß für die gefürstete Grafschaft Tirol wirksamen Gesetzes über die Bildung evangelischer Pfarrgemeinden oder Filialen innerhalb der Landesgrenze zur verfassungsmäßigen Behandlung vorgelegt werde. Ueber die Errichtung einer evangelischen Gemeinde in Meran erklärte das Staatsministerium schon im Recurswege nach dem Sinne des Landtags entschieden zu haben, auf die Beschränkung der

Besitzfähigkeit der Nichtkatholiken könne in der vorgeschlagenen Weise mit Rücksicht auf die gesetzliche Bestimmung des §. 17 des Patents vom 8. April 1861 nicht eingegangen werden. Das vorgeschlagene Gesetz, das mit dem restlichen Inhalte der Entscheidung dem Landtag bei dessen Eröffnung mitgetheilt wurde, untersagte zwar die Bildung evangelischer Gemeinden in Tirol nicht grundsätzlich, band sie aber an die Zustimmung des Landtags, wodurch sie nachgerade, und wer weiß auf wie lange noch, unmöglich wurde. Gleichwohl nannte es die ministerielle Zuschrift, wovon der Entwurf begleitet war, nur eine Regelung „des behördlichen Vorgangs". Nach dem Protestantengesetze und der hiernach erlassenen Kirchenverordnung vom 9. April 1861 hätten nämlich „die weltlichen Organe" nebst den kirchlichen die Errichtung von evangelischen Gemeinden zu genehmigen, die Bestimmung der Voraussetzungen, an welche jene gebunden, sei ein Ausfluß des Majestätsrechtes und am Schluß des Patentes vom 8. April 1861 ausdrücklich gewahrt.

Dagegen kömmt zu erinnern, daß vom §. 12 der erwähnten Kirchenverordnung zur Bildung evangelischer Pfarrgemeinden oder Filialen bloß die Zustimmung des Oberkirchenrathes und der „politischen Landesstelle", nicht aber der weltlichen Organe im Allgemeinen gefordert und durch die Heranziehung eines dritten Stimmführers, dessen Einsprache allein schon entscheidend ist, der Vorgang nicht geregelt, sondern abgeändert wird. Und dieser Dritte im Rathe ist etwa nicht eine mit kalter Ruhe zu Gericht sitzende Behörde, sondern eben jener Landtag, der von den katholischen Bischöfen geleitet immer und immer wieder wahrhaft mittelalterliche Gesetze gegen die Protestanten in Vorschlag brachte und ihren Gütererwerb in Tirol trotz Bundesacte und Reichsgesetz noch mehr als jenen der Israeliten, bei denen doch die Entscheidung dem Kaiser allein zufiel, beschränken wollte. Der Minister berief

sich zwar auf das Ergebniß der letzten Abstimmung in der Religionsfrage, das er euphemistisch auf 26 gegen 20 Stimmen ansetzte, und hielt es noch immerhin für denkbar, daß mit der Zeit eine andere Anschauung im Landtag die Oberhand gewinne, thatsächlich ergaben sich aber im Jahre 1863 für die bischöflichen Anträge 34 Stimmen gegen 18. Die Tragweite des Gesetzes ging weiter, als der Minister gestehen mochte, es befaßte sich im Grunde nicht sowohl mit einer bloß administrativen Maßregel, sondern beschränkte theilweise jene principielle Gleichberechtigung aller anerkannten Confessionen, die das Protestantenpatent an der Spitze trägt. Es enthielt dessen Sistirung betreffs der Bildung evangelischer Pfarrgemeinden in Tirol; denn Katholiken dürfen nun entscheiden über deren Zulässigkeit, ja in die Hand ihrer Führer, der katholischen Bischöfe, sollte es gelegt sein, ob das Recht der Evangelischen zur gemeinsamen öffentlichen Religionsübung in Wirksamkeit treten kann.

Trotz alledem war man auch durch dies Ausnahmsgesetz im clericalen Lager noch nicht zufrieden gestellt. Dies bewies die unwirsche Bemerkung eines der Schildknappen, daß dieser Gegenstand nun schon zum dritten Male vor das hohe Haus komme. Auf seinen Vorschlag wurde zur Vorberathung ein Ausschuß von 12 Mitgliedern bestimmt, wozu man nur die Verläßlichsten wählte. Die Verhandlung selbst kam erst am 3. Februar 1866 auf die Tagesordnung und lag die Ursache davon wohl in der Unschlüssigkeit der Clericalen selbst, welcher Weg einzuschlagen um noch mehr zu erlangen. Die einen dachten lediglich dem Kaiser die unveränderten bischöflichen Anträge wieder vorzulegen, während die anderen das dargebotene Geschenk dankbar anzunehmen und nur noch eine fernere Bitte um Beschränkung der Besitzfähigkeit der Nichtkatholiken beizufügen riethen. Diese Ansicht gewann auch schließlich die Oberhand. Der Fürstbischof Gasser von Brixen, dem der Bericht

übertragen war, glaubte allererst vor dem rechtgläubigen Volke das Verfahren seiner Vertreter rechtfertigen zu müssen und versicherte, daß durch das beantragte Gesetz höchst wahrscheinlich jede Bildung einer evangelischen Kirchengemeinde in Tirol und somit auch der öffentliche Gottesdienst der Protestanten, der vom Bestande einer Kirchengemeinde bedingt ist, für immer ausgeschlossen sei. Er bemerkte jedoch, daß „den Gütererwerb der Protestanten völlig freigeben und die Bildung protestantischer Gemeinden dennoch verhindern nichts anderes heiße, als die Prämissen stehen lassen und die Consequenz derselben bestreiten," und beantragte daher eine Adresse an den Kaiser zur Abwendung solcher traurigen Folgen. „Wenn den Nichtkatholiken der Gütererwerb und die Ansässigmachung in Tirol völlig freisteht," hieß es daselbst, „ist künftighin das hohe Glück der Glaubenseinheit in diesem Lande gewissermaßen dem Zufalle preisgegeben." Dies könnten die Landesvertreter weder vor ihrem Gewissen noch vor ihren „Committenten" verantworten; denn das Volk von Tirol habe mit allen ihm zu Gebote stehenden loyalen Mitteln seinen Willen kund gethan das Nationalgut der Glaubenseinheit zu bewahren. Dafür hätten seine Väter Gut und Blut geopfert. Auf Mißdeutungen und Verunglimpfungen sei man gefaßt, „denn wir leben in einer Zeit, welche auf die völlige Trennung von Staat und Kirche und auf die Säcularisirung des Staatsgesetzes bis zum A t h e i s m u s hinarbeitet".

Die Drohung nach oben ohne Gewährung der Glaubenseinheit nicht mehr zum Stutzen zu greifen und das Schreckbild des Atheismus nach unten, dies also sind die Mittel, wodurch man in Tirol die alte clericale Herrschaft zu halten sucht. Auf die Debatte wurde beiderseits verzichtet, die Clericalen hatten schon in früherer Zeit ihr ganzes schweres Geschütze aufgeführt und damit viele Heiterkeit erregt, für die Liberalen galt es nur ihre

Ehre zu wahren, an eine Ueberführung ihrer Gegner war nicht zu denken. Der namentliche Aufruf ergab für das von der Regierung vorgeschlagene Gesetz 39 gegen 11, für die Adresse 33 gegen 17 Stimmen. Der Ruhm dieses Erfolges im Vergleich zu jenem von 1863 gehörte unstreitig zu den Errungenschaften des Ministeriums Belcredi.

Die allerhöchste Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Noch vor Mitte April 1866 erhielt das vom Ministerium vorgeschlagene Gesetz die Sanction des Kaisers, die Adresse nahm Se. Majestät lediglich zur Nachricht. Damit schien der erhitzte Kampf auf Jahre hinaus beigelegt. Das vom Drängen des Clerus und Zögern der Regierung müde gewordene Volk zeigte keine merkliche Theilnahme. Es wäre wohl auch vor Jahren nicht anders gekommen, wenn keine künstliche Erregung stattgefunden. Hätte sich die Regierung so entschieden auf die Seite der Liberalen gestellt, als sie dem Clerus zur Agitation gegen das von ihr selbst erlassene Protestantengesetz freie Hand ließ, gäbe es auch in Tirol eine starke Partei des Fortschritts. Das war es eben, was man nicht wollte. Die Macht des Clerus sollte noch fortan blühen und gedeihen und die Stütze des Staates sein. Nur mit diesem Schlüssel zur Hand können wir den Beifall fassen, den der Regierungscommissär Graf Coronini am Schlusse des Landtags dessen Wirken spendete. Seine würdevolle Ruhe gegenüber der Sistirung der Reichsvertretung, seine furchtbringende Thätigkeit in Landesangelegenheiten, die Objectivität in der Behandlung der in den Kreis seiner Berathungen gezogenen Gegenstände galt ihm als ein entschiedener Fortschritt im parlamentarischen Leben, „dessen höchstes Ziel nicht der Sieg einer Partei, sondern wie die Resultirende im Kräfteparallelogramm das Compromiß des Friedens ist". So stand denn der tiroler Landtag in den Augen der Legitimen als ein wahres Muster für alle übrigen da.

Der Krieg in Wälschtirol.

Unsere demüthigen Seelenhirten hören den Vorwurf zwar nicht gerne, daß sie in Tirol herrschen, allein sie haben doch ihre guten Gründe daran zu glauben. Der Mann im Lodenhemde langt seinen Stutzen nur dann von der Wand, wenn sie dazu aufrufen, er lobt nur jene Gesetze und Einrichtungen, die sie für gut erkennen, ja während man allenthalben in Oesterreich der Sistirung des jungen Verfassungslebens grollte, waren die geistlichen Führer und ihre folgsamen Schäflein des Jubels voll über die Rückkehr zur alten guten Zeit. Man konnte der österreichischen Regierung zwar nie vorwerfen, daß sie ihre ultramontanen Traditionen verläugnet habe, aber nirgends trug sie die schwarze Farbe so sehr zur Schau wie in Tirol, und wenn sie anderswo noch einigen Schein von religiöser Duldung wahren zu müssen glaubte, hier dienten ihr die Toleranzgesetze nur zur Verfolgung der Nichtkatholiken, das innige Einverständniß mit dem Clerus machte sie populär. Die Vertreibung der Zillerthaler, der väterliche Schutz der Glaubenseinheit, die Unterwerfung der Protestanten in allen Gemeindesachen unter den tonangebenden Ausspruch des Clerus, das sind Thatsachen, die man sich nur dann erklären kann, wenn die Treue der Tiroler von den Winken ihrer

Geistlichen abhängt. War Oesterreich wirklich jener eminent katholische Staat, wofür es sich selber ausgab, jener Kampfgenosse des Papstthums, dem es seinen Primat in Deutschland geopfert, so lohnte es sich auch in der That nicht der Mühe wegen eines bloßen Wortstreites die Gunst der Allvermögenden in Tirol zu verscherzen. Wie gut man sich in Wien auf den praktischen Nutzen dieser Sistirung des Protestantenpatents verstand, trat bald zu Tage. Während sich die Friedenssonne zu verdüstern begann, hatte die Regierung nichts Eiligeres zu thun als jenes Ausnahmsgesetz zu verkünden um sich des Dankes ihrer treuen Freunde in Tirol zu versichern. Des gegebenen Wortes eingedenk ließen es auch diese nicht an Kundgebungen mangeln, in wie nahen Beziehungen der tirolische Heldenmuth zur Glaubenseinheit stehe.

Als im Frühjahre 1866 der Ausbruch des Krieges mit Preußen und Italien nahe bevorstand, wurde eine Wallfahrt aller Landgemeinden des innsbrucker Decanatsbezirkes zur dortigen Pfarrkirche veranstaltet „zum Danke für jene allerhöchste Entscheidung und zur Erflehung des Segens im bevorstehenden Kampfe." Auf wessen Wink dies geschah, zeigte eine unmittelbar nach dem Aufgebot der Landesvertheidigung vom Fürstbischof Gasser in Brixen erlassene Aufforderung an seinen Diöcesanclerus daran den thätigsten Antheil zu nehmen. „Bei dem bevorstehenden Kampf", hieß es daselbst, „stehen die wichtigsten Interessen der christlichen Religion und der katholischen Kirche auf dem Spiele." Die clericalen „Tiroler Stimmen" erläuterten diese Worte dahin, daß ein erbitterter Krieg gegen die „stockprotestantischen Preußen und die Feinde Roms in Italien" bevorstehe. Wie der brixener Bischof ließ sich auch der auf dem Stuhle von Trient vernehmen und ermahnte seine Heerde „die ungerechten Angriffe des Feindes in heiliger Absicht zurückzuhalten", während der Erzbischof von Salzburg dem sämmtlichen Clerus

seines Diöcesantheils in Tirol thätiges Zusammenwirken mit den k. k. Behörden und warme Theilnahme an der Landesvertheidigung durch Wort und Beispiel einschärfte. Dem eifrigen brixener Bischof genügte aber nicht sein erster Aufruf, am 19. Juni und 13. Juli sandte er einen zweiten und dritten nach, beide mit dem Refrain: „Gelobt sei Jesus Christus und die unbefleckte Empfängniß Mariä". Im zweiten wurde hervorgehoben, daß „eine öffentliche Stimme in der Kammer zu Florenz die katholische Religion für abgethan erklärte", im dritten aber der größte Nachdruck auf das „Gottvertrauen der Christen" gelegt. Diesen Stimmen aus der Bundeslade folgten Feste zur Erneuerung des Bündnisses mit dem Herzen Jesu, die schon Andrä Hofer alljährlich angeordnet, mittlerweile aber in Verfall gekommen und Processionen mit den wunderthätigen Bildern in Absam, Trens und Bozen. Bei der am letzteren Orte gefeierten fiel die andächtige Menge auf die Kniee nieder, wenn die Geistlichen die steinerne „Gnadenmutter" vorübertrugen, in Steinach wurde ein Bußgang mit „unserm Herrn im Elend" gehalten.

Die Landesschützen, nämlich die Reservisten und jene Militärpflichtigen, die das Loos dazu bestimmte, wurden schon im Mai in Compagnien aufgestellt und vom 1. Juni an eingeübt, gleichzeitig aber auch in Ober- und Unterinnthal Scharfschützen geworben und daselbst wie in Vintschgau, Meran, Lana, Kaltern, Neumarkt, Taufers, Ampezzo, Buchenstein u. s. w. Listen für die Sturmmannschaft angefertigt und ihre Offiziere gewählt. Allenthalben war der um das Heil seiner Schäflein besorgte Clerus auf der Kanzel und im Beichtstuhle bemüht das Volk zum Kampfe aufzufordern und den Schützen, als es nach dem Ausbruch des Krieges zum Ausrücken kam, bei der feierlichen Beeidigung auch vom Altare seinen Segen zu spenden. Ueberdies ward ihnen noch jener des Fürstbischofs Gasser zu Theil, der alle durch Brixen

ziehenden Compagnien vor seinem Palaste aufziehen ließ um ihnen Muth und Gottesvertrauen einzusprechen. Nur die innsbrucker Studentencompagnie entzog sich dieser Weihe, mußte aber auch trotz des Schutzes hoher und höchster Personen selbst vom amtlichen „Tiroler Boten“ den Vorwurf des Mangels an militärischer Haltung hinnehmen. Hier und da drängten sich die Seelenhirten sogar zu den Commissionen der Landesvertheidigung oder betheiligten sich an der Auswahl der Sammelplätze für die Sturmmannschaft. Auch hatte jede Compagnie mit Ausnahme der academischen ihren Feldcaplan, dessen Name durch die Landeszeitung öffentlich bekannt gegeben wurde.

Der Grund, weßhalb die tirolischen Zionswächter so gar viele Furcht vor den Italienern hatten, lag, wenn man ihre Predigten hörte, in der unchristlichen Raublust der Piemontesen, namentlich der Garibaldiner, die es nur auf die Plünderung der Kirchen und Klöster abgesehen hatten. Die Einziehung des Kirchengutes, die Abschaffung der Mönche, vor allem der Jesuiten, und die Aushebung der Cleriker zu Rekruten waren ja bloß die Vorboten ärgerer Dinge, die erst kommen sollten. In Italien gilt nunmehr gleiches Recht für alle, die Gottgeweihten wie die Ketzer; der erste Schritt der italienischen Regierung bei der Besitznahme Venetiens war das darauf bezügliche Gesetz und die Beseitigung des österreichischen Concordats. Die römische Kirche will der Staat im Staate sein, ihre Freiheit bedingt die Unterwerfung aller Bürger unter ihr Gesetz. Diese verträgt sich am besten mit dem absoluten Regiment. Nur „Waffen und nichts Anderes“ verlangte der clericalfeudale Baron Paul Giovanelli an der Spitze der „Conservativen“ in Meran in seiner Adresse an den Kaiser um anzudeuten, daß es sie nach der in dessen Kriegsmanifeste verheißenen „Verständigung über die inneren Verfassungsfragen“ gar nicht gelüste. Mit der Hetze in Deutschtirol

nicht zufrieden stachelten die fanatischen „Tiroler Stimmen“ auch die Geistlichen in Wälschtirol auf „das Volk aufzuklären über die religiösen und politischen Bestrebungen der Italianissimi, damit die Gutgesinnten zum Durchbruch kommen und die Oberhand erlangen“. Beim ketzerfeindlichen trienter Bischof und seinen Jesuiten*), die hier so thätig für den Peterspfennig warben, wie anderswo um die Frauengunst, konnten sie auf sichere Unterstützung rechnen und in der That scheinen sich einige reiche Pfründner in Valsugana diese Mahnung so warm an's Herz gelegt zu haben, daß es die Italiener bei ihrem Einrücken für angezeigt hielten sie abzufassen und nach Padua zu schicken. Andere, die ein gleiches Schicksal befürchteten, entzogen sich ihm durch die Flucht. Die Jüngeren, die oft wider Willen dem Zwange des Cölibats verfielen, verwünschten freilich Rom und seine Satelliten. Ja es fehlte auch nicht an solchen, die das Volk zum Danke für die Befreiung von der Fremdherrschaft aufforderten, und sie mögen dabei wohl an die Abschüttelung ihres eigenen Joches gedacht haben.

Doch lassen wir diese vorbereitenden Schritte und gehen zu den Ereignissen selbst über, bei denen die Landesvertheidigung mitwirkte. Nach dem Urtheile von Sachverständigen ließ ihre Einrichtung manche gründliche Verbesserung wünschen, selbstverständlich kann es aber nicht unser Zweck sein näher darauf einzugehen. Doch glauben wir zur Klärung des Verhältnisses des kaiserlichen Militärs zu den Schützen hier schon im allgemeinen bemerken zu müssen, daß jenem der Löwenantheil des Kampfes zufiel, während diese nur zu seiner Unterstützung dienten.

Die ersten Schüsse und zwar von Seiten der Landesschützen fielen am 23. Juni auf dem wormser Joch; es waren nur einige

*) Den vor mehr als vier Jahren plötzlich aus Trient verschwundenen Jesuiten P. Franco, einen innigen Freund des Bischofs, nannte man als Verfasser des bekannten Hirtenbriefs zur Concilsfeier.

Patrouillen der feindlichen Nationalgarde, die ihnen gegenüberstanden und sich bald auf Spondalunga zurückzogen. Aehnliche Vorpostengefechte hatten am 25. am Tonale und an der Grenze von Judicarien statt, wo sich eine Compagnie des Regimentes Kronprinz von Sachsen und die innsbrucker Schützencompagnie unter Graf Wickenburg mit 600 Mann regulärer Truppen und Freischaren schlugen. Hauptmann Ruczizka verfolgte den anfangs geworfenen Feind zu hitzig und fiel nebst 14 anderen seiner Compagnie und 3 Schützen, worauf der Rückzug nach dem befestigten Lardaro angetreten wurde. Garibaldi stand damals mit seinen Freischaren noch am Gardasee, wo der k. k. Corvettencapitän Manfroni ebenfalls am 23. Maderno beschoß und am 27. die Bucht von Salò blockirte. Die österreichische Flotille war stärker als die italienische, die nur 5 Kanonenboote mit 15 Kanonen zählte, während jene aus 2 Transportschiffen, 6 Kanonenbooten mit 30 Kanonen und 6 Kanonenschaluppen mit je einer Kanone bestand. Am 2. Juli trieb sie bei Gargnano die italienischen Freischaren zurück, verhinderte die Landung dreier feindlicher Kanonenboote und vereitelte das Durchbrechen der Blockade. Ein kühnes Wagniß war auch die Wegnahme des italienischen Raddampfers Benaco, den 6 Mann auf einem österreichischen Boote, nachdem sie die Seile, woran er befestigt war, abgeschnitten, am 21. Juli unter dem Feuer zweier Kanonenboote aus der Rhede von Gargnano herausholten. Schließlich beschoß noch die österreichische Flottille am 25. Juli im Vereine mit einer Batterie des Forts Nicolò die gegen Riva vordringenden Garibaldiner aus 3 Kanonenbooten und besetzte, nachdem sie diese wiederholt zurückgetrieben, Riva mit einer Abtheilung von Matrosen.

Garibaldi hatte nach dem vorerwähnten Gefechte am 25. Juni die Grenze von Judicarien überschritten und daselbst Storo, Bondone, Lodrone und Darzo besetzt, sich aber am 30. Juni

wieder vom tiroler Boden zurückgezogen. Um den Feind herauszufordern und hierdurch seine Stärke zu erkunden, unternahmen sofort am 3. Juli zwei österreichische Halbbrigaden unter Mitwirkung der Studenten-, innsbrucker und rattenberger Compagnie einen Streifzug gegen Rocca d'Anfo, wobei dem Jägerhauptmann Gredler mit drei Compagnien vom Kaiserjägerregimente die Aufgabe wurde ihre Verbindung zu erhalten. Er brachte dem Feinde bei Monte Suello einen Verlust von 700 Mann bei und Garibaldi selbst erhielt eine Wunde am Schenkel, die ihm durch mehrere Wochen eine Sänfte nöthig machte. Die Oesterreicher zogen sich aber, nachdem sie gewahr geworden, daß ihnen bei 7000 Mann gegenüberstanden, wieder über die Grenze zurück. Bald nachher drang der Feind von neuem vor, was die beiden kleinen Gefechte bei Lodrone vom 7. und 10., woran auch die Rattenberger Antheil nahmen, nicht zu verhindern vermochten. Ihr Erfolg beschränkte sich auf 13 Gefangene, worunter eine Dame. Erst am 16., nachdem Garibaldi schon mit mehreren Regimentern im Chiesethal vorgerückt, fand bei Cimego wieder ein namhafter Angriff der Oesterreicher statt. Die Garibaldiner kämpften längs der schnurgeraden Landstraße in ausgedehnten Marschcolonnen ohne Flankendeckung und büßten diesen Fehler ihrer Aufstellung mit einem Verluste von zwei Compagnien, die in der Chiese ertranken, 200 Gefangenen und einem eiligen Rückzug. Wenn die zweite Abtheilung der Oesterreicher, die eine Stunde später anlangte, damals zur Stelle gewesen, wäre auch Garibaldi mit seinem ganzen Stabe in ihre Hände gefallen.

So hatte die Schlappe keine weiteren Folgen, und da Garibaldi's Heer auf 34,000 Mann angewachsen, konnte auch an eine größere Unternehmung gedacht werden. Es handelte sich über Riva und das Sarcathal nach Trient vorzugehen, das General Medici von Osten her angreifen sollte. Um die Oester-

reicher in Judicarien zu beschäftigen, sandte ihnen Garibaldi dahin eine Abtheilung seiner Truppen entgegen und drang mit seiner Hauptmacht von ungefähr 20,000 Mann ins Ledrothal. Erstere wurde am 18. Juli vom Generalmajor v. Kaim mit bedeutendem Verluste gegen Condino zurückgeworfen, letztere schloß das Fort Ampola ein, das sich ihr nach kurzem Widerstande ergeben mußte. Die bloß 35 Mann starke Besatzung hatte umsonst um Hilfe gebeten und die Eingeschlossenen verzweifelten um so mehr an ihrer Rettung, als die Geschütze wegen der schlechten Bauart der Schießscharten nicht einmal die feindliche Batterie auf dem gegenüberliegenden höheren Hügel bestreichen konnten. Die Absicht, die dem geänderten Kriegsplan des Feindes zu Grunde lag, war kaum zu verkennen; man beschloß daher einen Handstreich mit 4—5000 Mann, da man auf eine fast fünfmal größere Macht Garibaldi's gefaßt sein mußte. In der Nacht vom 20. Juli überstiegen zwei Halbbrigaden unter dem Obersten Montluisant und Major Graf Grüne nebst zwei Landesschützencompagnien den 6000 Fuß hohen Pichea, überfielen am 21. früh die Garibaldiner bei Locca, einem am Fuße jenes Berges und an der Mündung des Ledro- ins Conzeithal stoßenden Dörfchen, nahmen es im Sturm und vertrieben den Feind auch aus dem darunter gelegenen Bececa, wobei sie 1200 Gefangene machten. Umsonst riefen die garibaldinischen Offiziere den fliehenden Regimentern zu: „Salvate almeno l'onore della camicia rossa!“ Weder die Ehre noch Versprechungen konnten sie zum Stehen bringen. Nachdem die Oesterreicher dem Feinde noch außerdem einen Verlust von 1000 Todten und 2000 Verwundeten beigebracht, traten sie um 3 Uhr Nachmittags den Rückzug an. Die Garibaldiner waren durch diesen Schlag so völlig entmuthigt, daß von ihren weiteren Kämpfen wenig mehr zu erwähnen kommt. Um ihr Vordringen gegen Riva zu verhindern, sprengten die Kaiserlichen ohne auch nur einen Schuß

zu thun das oberhalb Sperone gelegene Fort, das zur Abhaltung der feindlichen Geschütze erbaut war, und zerstörten damit einen Theil der schönen Ponalstraße. Als nun die Garibaldiner auf der westlichen Seite über Campi und Deva bis an die Mauern von Riva zu herankamen, wurden sie auch von dort durch die Kanonen der österreichischen Flottille verjagt. Von Garibaldi's Truppen standen am 3. August im Bezirke von Condino noch 9 Compagnien, er selbst erhielt am 10. in Bececa bei seiner Hauptmacht die Weisung Tirol zu räumen und eröffnete sie seinen Offizieren mit den Worten: „Con 1000 uomini abbiamo preso la Sicilia, con 20,000 uomini abbiamo preso l'Italia centrale e meridionale, con 40,000 uomini non abbiamo preso che due montagne. Mi rincresce di dover ciò parteciparvi, ma speriamo a tempi migliori!"

Ueber das Mißlingen eines Heerzugs mit ungeübten Truppen, vor deren Kugeln man je näher um so sicherer ist, und einem Generalstabe, der nach dem Berichte der „Kölner Zeitung" auch nicht einen militärisch gebildeten Offizier zählt, kann man sich kaum verwundern. Was vermag die Zahl ohne Schule und Leitung? Auch der tiroler Landsturm scheiterte im Jahre 1809 schließlich an der Kriegskunst der Franzosen.

Der Rahmen dieser Darstellung gestattet uns nicht auch noch die einzelnen Gefechte aufzuzählen, die am Stelvio, Tonale und in Vallarsa stattfanden und auch den Landesschützen manchen kleinen Erfolg eintrugen. Der Feind stand mit 6000 Mann in Schio, anderen 5000 in Thiene und 8000 in Agordo ohne einen Angriff zu versuchen und drang nur durch das Valsugana ein, das wenig besetzt war. Die Italiener wollten eben noch zur rechten Zeit das trienter Gebiet besetzen um sich darauf beim Waffenstillstand und Frieden zu berufen. Wie eitel der Vorwand der „Opinione" war, Cialdini habe nur wegen der Bedrohung

von Primolano den Befehl ertheilt in Tirol einzurücken, ergibt sich aus der Anzahl der Truppen, womit Major Pichler die Grenze von Valsugana vertheidigte. Mitte Juli bestanden sie in zwei Compagnien des Regimentes Erzherzog Rainer, der landecker Schützencompagnie und einer halben Raketenbatterie, die später noch durch zwei Compagnien des Regiments Wimpfen vermehrt wurden. Auf solche Kräfte gestützt durfte Pichler wohl mit einigen Freischaren anbinden, an deren Einfall jedoch, wie es scheint, im österreichischen Lager nach der Abtretung Venetiens an Frankreich gar nicht gedacht wurde.

Die Armeedivision, die Generallieutenant Medici am 22. Juli in den Kampf führte, zählte 14—15,000 Mann mit 2 Schwadronen Reiter und 18 Kanonen kleinen Kalibers. Man focht am ersten Tage von 5 Uhr früh bis 8 Uhr Abends, die Oesterreicher wichen nicht eher, als bis ihre Stellung umgangen war. Auch die bei Le Tezze aufgestellten landecker Schützen, die ihr Caplan Anton Schönherr „im Namen Jesu“ zum Ausharren anfeuerte, hielten sich wacker. In der Nacht zog sich Major Pichler auf Borgo und nach einstündigem blutigen Gefechte am folgenden Tage zuerst nach Levico und dann nach Pergine zurück, da er auch mit den eingetroffenen Verstärkungen den übermächtigen Feind nicht aufzuhalten vermochte. Diese bestanden nur in einer Division des Regimentes Erzherzog Rainer, die noch am Kampfe in Borgo, und einem aus Verona herangezogenem Bataillon des Regimentes Baron Martini, das am Rückzugsgefechte bei Levico theilnahm. Ein zweites ebenfalls aus Verona angelangtes Bataillon des Regimentes Hartmann traf erst nachts und Generalmajor v. Kaim mit einer vierpfündigen Batterie in den ersten Stunden des 24. Juli in Pergine ein. Man sagt, der Truppenkommandant, Generalmajor Baron Kuhn, den die Nachricht des feindlichen Einbruchs im Badeort Cumano, unweit Stenico, fand, habe die Truppen

in Judicarien nicht eilig genug zur Hilfe beordert; nach unserem Ermessen hätten sie jedenfalls erst in die Ereignisse vom 24. eingreifen können. Gewiß ist es aber, daß Kuhn schon bei seinem Eintreffen in Trient am 24. früh entschlossen war diesen Platz aufzugeben. Selbst das Anlangen der beiden Halbbrigaden unter Baron Montluisant und Möraus hielt ihn nicht ab in einem um 11 Uhr 40 Minuten Vormittags an den Statthalter abgegangenen Telegramm zu erklären: „Der gleichzeitig in Judicarien mit 40,000 Mann sich sammelnde Angriff Garibaldi's sowie die vom Feinde beabsichtigte Umgehung unserer linken Flanke durch das Cembrathal veranlassen mich zur Concentrirung meiner Truppen im Etschthale um die Vertheidigung nach Deutschtirol verlegen zu können." Dagegen war nur zu bemerken, daß die Garibaldiner eben erst am 21. geschlagen und decimirt und weder zum Vorrücken gerüstet, noch 40,000 Mann stark waren *), der Flankenangriff durch das Cembrathal aber noch in den Lüften schwebte. Baron Kuhn stand an der Spitze von wenigstens 10,000 Mann regulärer Truppen, die Landesschützen gar nicht mitgerechnet, und erklärte später im Tagesbefehl Nr. 42, daß seine Truppen durch einen gewaltigen Nachtmarsch „dem verrätherischen Feinde im Besitze Trients zuvorgekommen." Wenn schon der Rückzug, so mußten die Gründe desselben unter diesen Umständen noch mehr befremden. In Trient war alles in höchster Aufregung. Hofrath Graf Hohenwart, der Polizeichef in Südtirol, die politische Prätur und das Kreisgericht flüchteten nach Bozen, wo schon ein paar Tage früher einige „gutgesinnte" Familien aus Valsugana durchgekommen, das Hauptquartier wurde rückwärts nach Lavis verlegt.

---

*) Nach einem Berichte aus Trient in Nr. 199 des „Tiroler Boten" betrug der Verlust der Garibaldiner in Tirol vermöge der Angabe ihrer eigenen Offiziere 10,000 Mann, wovon 3000 todt, 5000 verwundet und 2000 gefangen.

Es lag nun an General Medici am 24. früh seinen Sieg weiter zu verfolgen, die fortwährend nachgerückten Verstärkungen mochten ihn jedoch über die Anzahl der ihm gegenüberstehenden Oesterreicher irre geführt haben. Wie es scheint, dachte er nun durch eine Flankenbewegung ihre Kräfte zu theilen, indem er zwar nicht über Cembra sondern über Calceranica und Val sorda zwei Bataillone nebst Artillerie gegen Matarello, eine Stunde unterhalb Trient, entsandte. Der Versuch mißlang jedoch gänzlich. In Val sorda wurden die Italiener von drei Compagnien Kaiserjäger unter Cramolini und zwei Compagnien Landesschützen mit lebhaftem Gewehrfeuer empfangen und auf Vigolo zurückgeworfen. Sie verloren hiebei 50 Gefangene, 80 Todte, mehrere Verwundete und ihre Regimentsfahne, welche die Inschrift trug: Brigata Sicilia, 61 Regimento di Fanteria. Die erste Compagnie der innsbrucker Freiwilligen hatte die Verwundung ihres Hauptmanns Zimmeter zu beklagen, wodurch die „Tiroler Stimmen" einen ihrer herzhaftesten Correspondenten verloren.

Was mehr als eine gewonnene Schlacht half, war die von Italien am 25. Juli eingegangene achttägige Waffenruhe. Die Patrioten, die ihre Führer zu Präfecten, Appelpräsidenten und Generalprocuratoren ernannt wußten und das Feuerwerk zur Begrüßung der wälschen Brüder schon bereit hielten, hingen die Köpfe, General Kuhn schwang die Zuchtruthe. Gleich bei seiner Rückkehr am 25. erließ er eine Kundmachung, worin er zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung alles Geläute verbot und die Beleuchtung aller ersten Stockwerke bei einbrechender Dämmerung anordnete. Ein anderer Maueranschlag gestattete den Aus- und Eintritt nur an fünf Punkten der Stadt mit Legitimationsscheinen. Zugleich wurden an allen Ausgängen Barricaden errichtet, die Fenster an der Piazza d'armi zu Schießscharten vermauert und die Zwischenwände der Häuser behufs der Verbindung im

Innern durchbrochen. Der Schrecken, der sich durch diese Maßregeln der Bewohner bemächtigte, war so groß, daß einige selbst an ihrer Gesundheit Schaden gelitten haben wollten. Eine Deputation mit dem Bischof und Bürgermeister an der Spitze begab sich zum General, versicherte ihm ihre Ergebenheit und bat ihn die Gräuel eines Straßenkampfes und feindlicher Beschießung von der getreuen Stadt abzuwenden. Der General wies sie mit dem Bemerken ab, daß es die Trienter gewesen, die den Feind herbeigewünscht, nun müsse er ihn gebührend empfangen. Sie möchten, meinte er, zu General Medici gehen und ihn bitten ihnen zu Liebe nicht nach Trient zu kommen. Daran dachte aber dieser wohl selbst nicht mehr; denn von seinen Freunden in Pergine dazu aufgefordert sagte er ablehnend: „Ich gehe nicht nach Trient ein Glas Wasser trinken". Am 25. Abends bestätigte ein italienischer Parlamentär den Abschluß der Waffenruhe, und ehe deren Frist am 2. August ablief, wurde sie um 8 Tage verlängert.

Die Ursache davon lag hauptsächlich in der von Italien angestrebten Abtretung des Gebietes von Trient. Gleich nach der Cession Venetiens an Frankreich hatte der italienische Minister des Auswärtigen Visconti-Venosta in einer Note an Herrn Druyn de Lhuys vom 9. Juli die Zusicherung der französischen Unterstützung für die Erwerbung des Trentino als Bedingung des Waffenstillstandes gefordert und der Einfall des Generals Medici bezweckte wohl nur diese Ansprüche auch auf den militärischen Besitz zu gründen. Medici verlor indessen am 24. abends eine kostbare Zeit Trient zu besetzen und die am 20. erlittene Niederlage von Lissa verfehlte nicht Preußen zur Beschleunigung des Waffenstillstandes zu drängen, worin es seinem schwachen Verbündeten nur noch die Einwilligung vorbehielt. Graf Bismark erklärte dem italienischen Gesandten in Berlin, daß die preußische Regierung ihre Anforderungen auf das Venetianische im eigent-

lichen Sinne beschränken müsse, zumal es auch im Allianzvertrag keine größere Verpflichtungen übernommen und ihm jede Zögerung gefährlich schien. Diese Haltung Preußens bestimmte das florentiner Cabinet auf die achttägige Waffenruhe vom 25. Juli einzugehen. Es war von nun an nur auf die Hilfe des Kaisers Napoleon angewiesen, welcher zwar sofort einen Waffenstillstand auf Grundlage der unbedingten Uebergabe an Italien und des militärischen Besitzstandes vorschlug, in der Folge aber um Italien seine Abhängigkeit fühlen zu lassen das wiener Cabinet zur Annahme der letzteren Bedingung nicht zwingen zu wollen erklärte. Oesterreich hatte mittlerweile seine Stellung in Tirol verstärkt und bedeutende Streitkräfte am Isonzo gesammelt, wornach Italien weichen und seine Truppen sowohl aus dem Trentino als dem österreichischen Friaul zurückziehen mußte. Am 10. August abends meldete ein Telegramm, der Feind habe sich verpflichtet am 11. um 4 Uhr früh Tirol zu verlassen und er erfüllte dies so pünktlich, daß zur bestimmten Stunde kein italienischer Soldat mehr auf tirolischem Boden stand. Der wirkliche Abschluß des vierwochentlichen Waffenstillstandes verzögerte sich bis zum 12. August.

Wiewohl sich bereits nach den nikolsburger Präliminarien die nothgedrungene Einwilligung zum Waffenstillstand voraussehen ließ, ging doch in Tirol das Kriegsgeschrei der Frommen von neuem an. Der Einfall des Generals Medici hatte die kühnen Führer so sehr erschreckt, daß sich die der etschländer Gemeinden im „tiroler Boten“ mit folgendem Telegramm vernehmen ließen: „Liebe Nordtiroler! Wir deutsche Südtiroler sind in Gefahr! Wir bitten euch, kommt uns zu Hilfe und rückt schnellstens an unsere Grenze.“ Am meisten war es ihnen wohl um die fürchterlichen Rothhemden zu thun, wovon sich einige den zügellosesten Spott mit religiösen Dingen erlaubten. Gleich bei ihrem ersten Einfalle hatten sie in Darzo die Betstühle aus der Kirche heraus=

geworfen um einen Tanz aufzuführen, wobei einer von ihnen die Orgel spielte. In Condino wandelten sechs derselben gleich nach ihrer Ankunft während der Mittagsstunden nackt durch die Straßen und die Geistlichen mußten an Sonntagen die Predigt einstellen, weil ein paar Freigeister dazwischen riefen: „Non è vero niente!" oder den Redner mit Einwendungen unterbrachen. Ein anderes Mal stellten sich einige vor den Beichtstuhl hin und liefen lachend davon, wenn sich der Geistliche anschickte sie beichtzuhören. Andere zogen in Locca einem Christusbilde das rothe Hemd an, schmückten es mit der Feldbinde und setzten ihm ein paar Hörner auf. In Lodrone mußte der Curat an der Spitze der Truppen marschiren um sich den feindlichen Kugeln auszusetzen und dem Pfarrer von Pieve di Ledro wurde ein Revolver auf die Brust gesetzt, damit er eine Ergebenheitsadresse an Victor Emanuel unterschreibe. Für diesmal kam es aber nicht zur beabsichtigten Züchtigung. Kaum hatte man den Landsturm am 24. Juli zum ersten Male aufgerufen, erhielt er sogleich Gegenbefehl, und als er vor Ablauf der ersten wie der zweiten Waffenruhe auf die ihm angewiesenen Stellen rückte, flogen noch in den letzten Stunden Boten und Telegramme nach allen Seiten, die ihn nach Hause schickten. Den Rosenkranz in der einen Hand, den Stutzen in der andern waren die wackern Burschen viele Meilen weit gewandert und hatten fleißig Messe gehört beim Schmettern der Kriegsmusik, aber kein Feind ließ sich sehen, keine Büchse knallte. In Anbetracht dieser Geduldprobe und als Sporn für die Zukunft bereitete man den Heimkehrenden allenthalben einen feierlichen Empfang, wobei es auch nicht an officiösen Kundgebungen fehlte, die alles bloß auf Rechnung des Patriotismus und der dynastischen Gefühle schrieben.

Amtlicher Seits wollte man sich den Ruhm wahren auch den letzten waffenfähigen Mann ins Feld gestellt zu haben. Neben der Errichtung neuer Scharfschützencompagnien, die man an ver-

schiedenen Orten Nordtirols und Vorarlbergs eifrig betrieb, warb man auch ein Corps von Freiwilligen, die, wenn sie schon früher als Unteroffiziere oder Gemeine Militärdienste geleistet, 40 oder 35, sonst aber 25 Gulden Handgeld erhielten. Es war eine wahre Musterkarte flotter Gesellen, die sich zusammenfand, wälsche Arbeiter, die durch die Einstellung der Brennerbahn brodlos geworden, ehemalige päpstliche und mexikanische Söldner und andere nicht immer ganz vorwurfsfreie Jungen, die sich in dieser arbeitslosen Zeit das tägliche Brod sichern wollten. Auch Wälschtirol war bestimmt an der allgemeinen Bewaffnung theilzunehmen. Die verrätherischen Signori, welche die Ankunft des Generals Medici mit unsäglichem Jubel gefeiert, sollten beschämt werden durch die allgemeine Stimme des Volkes. Schon bei der Erstürmung Borgo's gab es Bauern, die sich nur Stutzen erbaten um mit den Kaiserlichen zu kämpfen, auch in Fleims und an anderen Orten gab es patriotische Regungen. Man stellte dies in Wien so dar, als ob sich durch ganz Wälschtirol nur ein Schrei der Entrüstung erhoben über den verwegenen Feind, als ob alle, mit Ausnahme der Signori, nur der eine Wunsch beseelte ihn mit bewaffneter Hand aus dem Lande zu jagen. Eine allerhöchste Entschließung vom 6. August ermächtigte sohin den Generalmajor Baron Kuhn in Wälschtirol die Landesvertheidigung zu organisiren, worauf er am 10. den entsprechenden Aufruf erließ. Er gemahnte die Südtiroler ihrer alten Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und forderte sie auf sich um die siegreichen Fahnen Oesterreichs zu scharen und ihren stillen Thälern die Segnungen des Friedens für immer zu erkämpfen. Eine angehängte Kundmachung des k. k. Hofraths Graf Hohenwart enthielt die nähern Bestimmungen über ihre Aufstellung. Alle Einwohner von 18 bis zu 50 Jahren wurden aufgerufen sich bei ihrer Prätur zu melden um das kurz nachher auf 2200 Mann festgesetzte Contigent von Landesschützen

zu stellen, das nicht überschritten werden durfte. Für den Fall eines Abganges sollten zur Ergänzung die Militärpflichtigen nach den vorhandenen Listen einstehen. Alle ohne Unterschied erhielten ein Handgeld von 12 Gulden und zwar die Hälfte davon zur Beschaffung von Kleidung und Schuhen; sie durften aber nicht gleich den deutschtirolischen Landesschützen ihre Offiziere selbst wählen, sondern erhielten sie von der k. k. Armee. Zur Deckung der Kosten dieser Werbung überbrachte ein geheimer Bote 8000 Stück Napoleond'or nach Trient, als Sammelplätze waren die Orte Predazzo, Cles, Stenico und Volano bestimmt, nur für den Bezirk Trient fand man keinen nöthig. Da fast gleichzeitig mit der Einleitung dieser Maßregel der Waffenstillstand eintrat, versuchten es die Officiösen den Patriotismus der wälschen Gemeinden auf andere Weise zu bethätigen. Gegenüber den Adressen, die Victor Emanuel von den Signori als Vorstehern und Räthen mancher Gemeinden überbracht wurden und stürmisch den Anschluß Wälschtirols an Italien forderten, wollten sie den wahren Volkswillen zum Ausdruck bringen, wozu sie freilich nicht das passende Mittel wählten. Nach dem Abzug der feindlichen Truppen wurde nämlich eine Aufforderung an alle Gemeindevorsteher in Umlauf gesetzt „sofort die Gemeindevertretungen einzuberufen und auf Grund ihres Beschlusses eine Adresse an Se. k. k. Majestät abzufassen, in welcher die Gemeinde im Namen aller ihrer Glieder den Wunsch ausspricht, mit Oesterreich vereinigt zu bleiben ohne sich auf irgend welche Bemerkungen einzulassen." Es verstehe sich von selbst, hieß es dann weiter, „daß diese Adresse als von der Gemeindevertretung freiwillig und nicht zufolge höherer Einflüsterung verfaßt figuriren muß". Der „tiroler Bote" veröffentlichte unter mehreren Malen die Namen der Gemeinden, die derlei Adressen an den k. k. Hofrath Graf Hohenwart einsandten, schließlich fand man es aber doch für zweckdienlich in der „Augsburger

Allgemeinen" erklären zu lassen, daß die Anregung hiezu wenigstens nicht von Wien ausgegangen.

Trotz alledem steht nicht zu läugnen, daß die Oesterreicher bei ihrem Einzuge in die vom Feinde geräumten Orte vielfältig mit Freude empfangen wurden. In Pergine strömten, wie man sagt, bei 20,000 Menschen herbei um ihre Befreier zu begrüßen und Generalmajor Kuhn wurde fast erdrückt von den Leuten, die sich an ihn herandrängten ihm die Hände zu küssen. In Levico, das für sehr garibaldisch galt, schmückten sich die Bauern mit grünen Zweigen, von den Fenstern flaggte die tiroler Fahne, das Volk schrie: Evviva l'Austria, evviva l'Imperatore! Auch die Bauernhäuser auf der Straße nach Borgo prangten in festlichem Schwarzgelb und in diesem Orte selbst entkleidete die Menge die österreichischen Fahnen ihrer Hüllen und schmückte sie mit Kränzen. Freilich wurden die Bewohner des Valsugans von den italienischen Truppen auch schlimm genug behandelt. Das Vieh nahmen sie ihnen von der Weide, selbst die noch unreife Frucht vom Acker, die erzwungenen Leistungen bezahlten sie mit italienischem Papiergeld und in den letzten Tagen gar nicht. Das Volk war immerhin froh der lästigen Dränger los zu sein, von den Signori mochte aber gelten, was Generalmajor Kuhn beim feierlichen Empfange in Pergine den Abgeordneten des Marktes sagte: „Sie haben, gerade so wie heute mich, früher den General Medici begrüßt, und würden ihn, wenn er morgen käme, abermals so empfangen."

Bei der Abhängigkeit, in welcher der Bauer in Wälschtirol von den Signori steht, konnte es nicht fehlen, daß diese bald wieder die Oberhand erhielten. Dies zeigte sich bei den darauffolgenden Landtagswahlen, worauf die Parteigänger des einigen Italiens so mächtigen Einfluß übten, daß dort größtentheils nur solche Abgeordnete gewählt wurden, die den „innsbrucker" Landtag nicht besuchten. Um den Einfluß dieser Partei zu heben wird man vor

allem darauf bedacht sein müssen Wälschtirol jene Wünsche zu gewähren, auf deren Erfüllung es nach dem in den Staatsgrundgesetzen festgestellten Principe der Gleichberechtigung aller Volksstämme Oesterreichs Anspruch hat. Wenn wir auch nicht für das Zugeständniß eines eigenen Landtags eintreten, scheinen uns doch eine seiner Volkszahl entsprechende Vertretung, das Zugeständniß eigener Verwaltungs- und Justizbehörden zweiter Instanz und mehrere andere durch die Hebung des Wohlstandes bedingte Einrichtungen, namentlich solche, die auf die Bildung des Volkes Einfluß nehmen, sowohl vom Recht als von der Klugheit geboten. Der wälsche Süden soll nicht bloß durch Zwang sondern durch sein eigenes Interesse Oesterreich erhalten bleiben, darin besteht der Gewinn des constitutionellen Regimes.

Der Landtag von 1866.

Weit mehr als manche Vernachlässigung materieller Interessen und andere Schwächen der innsbrucker Verwaltung scheint uns in vormärzlicher Zeit die Jugendbildung den Keim jener Partei in Wälschtirol gelegt zu haben, die man die Italianissimi nennt. Wir sprechen hier selbstverständlich nicht von der Volksschule, die den Bürger und Bauer wie fast überall in Oesterreich in gottesfürchtiger Unwissenheit ließ, sondern von den Gymnasien und der damaligen philosophischen Anstalt in Trient. Fast durchweg von Geistlichen besetzt, die selbst jeder gelehrten Bildung entbehrten, glichen beide nur Vorschulen für ein Priesterseminar, auf ein bischen schlechtes Latein beschränkte sich die Ausbeute, die der Schüler aus ersteren davontrug, noch schlimmer stand es aber mit der sogenannten Philosophie, die in zwei Classen gelehrt wurde. Um sich davon einen Begriff zu machen genügt es zu erwähnen, daß der Schulmann, der sich speciell mit der Weltweisheit befaßte, kaum Deutsch verstand, gleichwohl aber unabläſſig bemüht war seinen Zuhörern einen gründlichen Abscheu vor jenen Denkern des Nordens einzuprägen, die ihm nur als Ketzer und Atheisten erschienen und als Ungläubige mit ihrer Lehre schon im voraus vom trienter Concil verdammt waren. Aber auch für den Literatur-

professor gab es außer Italien weder Gelehrte noch Schriftsteller, weder Geschichtsschreiber noch Dichter. Wornach unter solchem geistigen Drucke die Schüler heimlich mit Wohllust langten, waren jene Heroen der wälschen Sturm- und Drangperiode, Alfieri und seine Epigonen, aus denen sie Tyrannenhaß und, wie sie meinten, auch Liebe für die Freiheit sogen. Unter solchen Eindrücken entwickelte sich bei den angehenden Signori jenes Nationalgefühl, das nur für das einige Italien schwärmte ohne zu ahnen, daß dieses verwahrloste Land noch lange einer traurigen Verwirrung verfallen ist, ehe es seine socialen Aufgaben zu lösen vermag, ohne zu begreifen, daß die Losreißung Wälschtirols von Deutschland seinen kräftigsten Lebensnerv durchschneidet. Die Mißstimmung über die damalige Verwaltung, die nur nach den Ortsverhältnissen verschieden unter dem absoluten Regime auf ganz Oesterreich lastete, diente der nationalen Partei zur willkommenen Handhabe. Mit dem Beginne der neuen Aera trat auch die Agitation gegen das deutsche Joch offen in die Schranken. Gleich anfangs wußte sie die Wahlen für das frankfurter Parlament in ihrem Sinne zu leiten um, wie sich später zeigte, die Ausscheidung ihrer Heimat aus Deutschland zu fordern. Hand in Hand mit diesem Bestreben ging ihre Opposition gegen den tiroler Landtag, der ihr nur als der „innsbrucker“ galt. In Folge des mächtigen Einflusses der Nationalen auf das Volk wurde er vom wälschen Süden fast gar nicht beschickt, nur ein paar Thäler machten davon eine Ausnahme. Als im Jahre 1850 eigene zweite Instanzen für administrative und justicielle Angelegenheiten in Trient errichtet wurden, schien ihnen dies noch viel zu wenig, vorsorglich für die Zukunft wollten sie ein abgesondertes Kronland. Die Verordnungen vom 31. December 1851 unterdrückten bald nachher auf mehrere Jahre alles constitutionelle Leben in Oesterreich, was der nationalen Partei in Wälschtirol wie alles, was Unzufriedenheit mit der Regierung

beim Volke erregte, nur willkommen war. Als endlich der bach'sche Absolutismus der Februarverfassung weichen mußte, genügte ihr selbstverständlich auch diese nicht, da dem Trentino kein eigener Landtag gewährt war, den doch Vorarlberg, zur Ausscheidung seiner freien Elemente aus dem conservativen Tirol, erhalten hatte. Um ihren Wünschen einen legalen Mantel umzuhängen forderten sie die Gleichstellung mit den übrigen wälschen Provinzen Oesterreichs, eine nationale Verwaltung. Dieser Patriotismus stand nun freilich mit dem Spucke in Widerspruch, der sich plötzlich hier und da bemerkbar machte. Mitten im Frieden, tollkühn und hoffnungslos trat der Versuch eines Putsches auf, dessen Anstiftung man jenseits des Mincio beharrlich läugnete; zur Zeit der Concilsfeier wurden Petarden eingeschmuggelt, deren Schrecken nur die mit brennenden Lunten durch die Stadt geführten Kanonen abwandten. Als sich nun nach dem letzten Kriege unter dem Volke Anzeichen einer Hinneigung zu Oesterreich kundgaben, schien es den Nationalen wieder an der Zeit ihm ihr Dasein ins Gedächtniß zu rufen. Aller Orten wurde insgeheim ein in Verona gedrucktes Flugblatt verbreitet, das am 12. November von einem angeblich in Trient bestehenden Nationalcomité erlassen sein sollte und zunächst den niederschlagenden Eindruck zu verwischen bemüht war, den die Ausscheidung des Trentino von der großen italienischen Völkerfamilie durch den letzten Friedenschluß hervorgerufen, so wie die Hoffnung aufzufrischen, daß „der widersinnige Zug der gegenwärtigen Grenzlinie gegenüber dem von Gottes Finger gezeichneten" auf die Länge nicht dauern kann. Man dürfe an besseren Tagen nicht verzweifeln und möge sich nur erinnern an das Versprechen, das diesfalls von „erlauchten Lippen" gegeben worden. Daran knüpfte sich die Warnung vor den Bemühungen jener wenigen Grafen und Barone, „die das Wohl des ganzen Landes dem Heiligenschein ihrer feudalen Wappen zu

opfern suchen", und die Aufforderung in der „ernsten und würdigen Haltung des nationalen Widerstandes" fortzufahren, wovon die Bürger des Trentino ein leuchtendes Beispiel soeben durch die Wahl solcher Deputirten gegeben, „die sich weigern an den Sitzungen des verabscheuten innsbrucker Landtags theilzunehmen". Am Schlusse hieß es: „Habt Vertrauen auf eine nicht mehr ferne Zukunft, in der es euch vergönnt sein wird eure Hütten und Schläfe mit dem dreifarbigen Banner zu schmücken und frei auszubrechen in den Ruf, den ihr jetzt noch mit Mühe in eurer Brust verschließt: Es lebe das einige Italien! Es lebe Victor Emanuel, unser König!" Damit sich aber niemand durch den auswärtigen Druckort dieses Aufrufes zur Annahme verleiten lasse, daß er bloß von Ausgewanderten herrühre, versicherte ein späteres am 18. December ausgegebenes Flugblatt: „Wir gehören nicht zu jenen, die aus den heimatlichen Bergen vertrieben sind; ihr kennt uns, ihr wißt, daß wir fest unter euch stehen, eure Schmerzen und euer Elend theilen, von derselben Polizei überwacht sind, aber auch jeden patriotischen Schlag eurer Herzen fühlen". Das war ein bitterer Hohn auf ihre Feinde, denen die Beweise fehlten gegen sie einzuschreiten.

Den Glaubenseinheitlern im Norden konnte man keinen bessern Dienst erweisen als mit solchen Kundgebungen. Nicht nur daß sich die reine Flamme ultramontaner Loyalität leuchtend von dem nächtlichen Schatten des Abfalls abhob, der auf den Herren im Trentino lastete, es war ihnen dadurch auch der erwünschte Anlaß geboten die versäumte Huldigung nachzutragen für den Sistirungsminister und seine rettende That. Darin lag ja der Ausdruck ihrer innersten Herzensmeinung und der würdigste Schluß der ersten sechsjährigen Wahlperiode. Kaum war der Landtag am 19. November 1866 eröffnet, als schon am folgenden Tage von mehreren hauptsächlich der clericalfeudalen Partei angehörigen

Abgeordneten eine Interpellation an die Regierung eingebracht wurde, ob die Gerüchte von der Abtretung Wälschtirols an Italien sich erwahren, und wo nicht, ob sie entschlossen sei der dortigen Agitation mit allem Nachdruck entgegenzutreten? Neuen Anlaß sich gegen „die herrschende Partei in Südtirol“ auszulassen gab in der nächsten Sitzung vom 24. November ein Antrag des Landesausschusses, wornach die schon seit Jahren verschleppte Verhandlung über die Abänderung der Landes- und Landtagswahlordnung zu Gunsten der Wälschtiroler auch noch weiter vertagt werden sollte. Der innsbrucker Religionslehrer Greuter, der sich betreffs dieser Frage in der vorletzten Session auf die Seite der Wälschen gestellt, erklärte sich nun mit einem Male gegen sie und betonte ihre hochverrätherische Gesinnung: „denn die letzte Wahl“, meinte er, „hat bewiesen, daß die Herren nicht für Innsbruck, ja nicht einmal für Trient wählen wollten, sie möchten für Florenz und Rom wählen, was ihre politische Gesinnung so gut charakterisirt als ihre katholische“. Darin lag eben der Grund seiner Wandlung. Die Regierung sollte sich nur dazu hergeben die Signori wieder päpstlich zu machen, wie weiland Erzherzog Ferdinand die protestantischen Unterinnthaler. Trotzdem daß selbst der Bischof von Trient und Erzpriester Strosio gegen die verbissenen Ultras stimmten, ergab sich doch eine Majorität von 23 gegen 22 für ihren Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung. Der Groll gegen die der wetlichen Macht des Papstes Abtrünnigen steigerte sich aber im ketzerfeindlichen Freiherrn Ignaz von Giovanelli zur wahren Wuth, als ihm tags nachher jener oben erwähnte Aufruf des trienter Nationalcomitees vom 12. November zukam. Ein boshafter Schalk, der wußte, daß man ihm nur das rothe Tuch vors Auge halten durfte um seinen Naturtrieb zu entfesseln, hatte es ihm aus Roveredo zugesandt. Zitternd vor Fiebergluth forderte er in der Sitzung vom 26. November gleich nach Verlesung des

Einlaufs das Wort zur Einbringung eines Dringlichkeitsantrags, und als ihm dieser vorerst schriftlich vom Landeshauptmann abgeheischt wurde, hörte er gar nicht darauf, sondern versuchte neuerdings zu sprechen. Erst auf die Unterbrechung des Vorsitzenden überreichte er seinen Antrag, der dahin lautete: „Es sei ein Comitee von 7 Mitgliedern aus dem ganzen Hause zu bestellen, um die Mittel zu berathen, welche im gegenwärtigen Augenblicke zweckmäßig erscheinen die Einheit und Eigenthümlichkeit des Landes zu bewahren.“ Er meinte damit nichts Geringeres als die Verhängung des Belagerungszustandes über ganz Wälschtirol, denn nach dem Inhalte des Aufrufs war ihm schon „ein planmäßiger Schritt weiter im großen Revolutionszuge geschehen“. Dem folgten noch Scheltworte auf „die Schreiber und was am Schreibervolke hängt, all das halbgebildete Gesindel, welches aus den Zeitungen politische Weisheit schöpft,“ dann die Erklärung, daß am Namen Tirol auch dessen „Religion“ hänge, ferner eine Herausforderung an die Geistlichkeit den gegen sie geschleuderten Verleumdungen entgegenzutreten, endlich eine Mahnung an die Regierungsorgane, die „für die Kraft des Kaiserhauses einzustehen die Pflicht haben“. Wie es scheint waren diese dem staatsklugen Freiherrn in der Reaction noch immer nicht weit genug gegangen, denn er ließ ihnen von den Herren des Nationalcomitees „Schwäche, Halbheit, Feigheit, Charakterlosigkeit, Gesinnungslosigkeit“ vorwerfen, während letztere sich vielmehr über die „schreckliche Geißel der Fremdherrschaft“ und „die schlechten Künste einer verkehrten jesuitischen Secte“ beschwerten. Diesen Kunstgriff wiederholte er auch in der nächsten Sitzung, denn seinen Angaben nach war die Regierung selbst bei den Gutgesinnten in Südtirol das Ziel des Spottes, weil „sie das nicht wisse, was auf den Dächern erzählt wird“.

An der Debatte, die am 28. November über den giovanelischen Antrag statt hatte, betheiligten sich nur Wälschtiroler. Alles

galt ihnen bloß als toller Spuck einer kleinen Partei, der Kern, ja die große Masse der Bevölkerung sei nur nicht für die „strenge Union mit Innsbruck,“ gleichwohl aber entschieden schwarzgelb gesinnt. Selbstverständlich kehrten sich die Hartköpfe auf der Rechten weniger um die politische Rechenkunst als ihre Parole, die Aufstellung des conservativen Wohlfahrtsausschusses wurde von der Mehrheit angenommen und sechs der verläßlichsten Ultramontanen, darunter auch der Antragsteller Giovanelli, dafür bestimmt. Aus Wälschtirol zog man nur den Präsidenten des trienter Kreisgerichtes Freiherrn von Cresseri als siebenten bei. Man rief ihn wohl zu den Sitzungen, die eigentlichen Beschlüsse wurden aber außer denselben gefaßt.

Während sich nun Giovanelli im vertraulichen Kreise rühmte mit dem Korporalstock in drei Monaten Ruhe zu schaffen, andere aber die Güterconfiscation als das viel wirksamere Mittel anriethen, wurden von liberaler Seite verschiedene Anträge eingebracht, die im Gegensatze dazu die Hebung des materiellen Wohlstands in Wälschtirol und die Verbindung seiner Interessen mit jenen seiner deutschen Brüder ins Auge faßten. Erstere bezweckten namentlich die Anträge auf Erwirkung der Herabminderung des deutschen Einfuhrzolls vom Wein, woran ganz Südtirol betheiligt war, und des wälschen vom lebenden Vieh, sowie der Ermäßigung der italienischen Zollsätze für die Ausfuhr von Getreide und anderen Gegenständen. Zur Wiederbelebung des Transits durch ganz Tirol dienten die Petitionen um Herstellung der Eisenbahnlinien von Villach nach Brixen und von Innsbruck nach Bregenz. Das k. k. Handelsministerium sicherte die pusterthaler schon nach wenigen Tagen zu. Wodurch diese neuen Verbindungswege insbesondere auch den Bedürfnissen Wälschtirols entsprachen, war die Zufuhr billigen Getreides aus Ungarn und die Steigerung des Waarendurchzuges aus dem Osten, der durch die Ausdehnung

der Brennerbahn über den Arlberg zugleich dem Süden zu statten kam. Auch die Ultramontanen gingen auf diese Anträge ein, nur die Beschickung der pariser Ausstellung, woran Wälschtirol mit einem Abgeordneten theilnehmen sollte, mochte ihnen nicht behagen, wie hätten sie wohl zur besseren Ausbildung des Volkes zustimmen können? Das Siebenercomitee konnte lange zu keinem Beschlusse kommen, weil dessen Obmann, der k. k. Oberstaatsanwalt Dr. Haßlwanter, wegen der beabsichtigten Einführung des Belagerungszustandes in Wälschtirol vorerst in Wien anfrug. Die Antwort lautete ablehnend, die Machthaber hielten auch schon den Vorschlag von derlei Maßregeln für einen Eingriff in die Executive. Im Grunde verschlug es wenig, wenn auch das hochnothpeinliche Rüstzeug versagt war. Die wälschtirolische Frage galt ja nur als Vorwand um wieder die Herzenswünsche der Alttiroler auszugießen, jenes Gluthverlangen nach der Glaubenseinheit und die Sehnsucht nach der Zwingburg des Feudalismus. Die Mittel zur Wahrung der Einheit und Eigenthümlichkeit des Landes blieben nach wie vor die Hauptsache. Der strenge Freiherr von Giovanelli mußte sich daher für den Verlust der gehofften Großinquisitorstelle in Wälschtirol dadurch entschädigen, daß er sich von seinen lieben Freunden im Ausschuß mit der Abfassung einer Adresse an den Kaiser beauftragen ließ, und gönnte dem Freiherrn von Cresseri den harmlosen Wahn jene gefürchteten Gewaltmaßregeln durch die Drohung vereitelt zu haben, daß bei ihrer Anregung der hochwürdigste Fürstbischof von Trient an der Spitze aller Wälschtiroler aus dem Landtage scheiden würde.

Kaum war die Adresse fertig, als sich der vorsichtige und wohlgeschulte k. k. Oberstaatsanwalt beim Staatsminister anfrug, ob sie auch allerhöchsten Orts angenommen würde, wobei er nicht unerwähnt ließ, daß eine überwiegende Majorität dafür gesichert

sei. Erst nach der Zusage einer günstigen Aufnahme der allerunterthänigsten Bitten des treuen tiroler Landtags wurde das geistlose Machwerk am 17. December in den Landtag eingebracht und an die Abgeordneten vertheilt; zwei Tage nachher stand die Verhandlung darüber schon auf der Tagesordnung. Außer einigen servilen Phrasen enthielt es zunächst das demüthige Ansuchen, der Kaiser wolle persönlich erklären: „daß die gefürstete Grafschaft Tirol in ihrer vollen Integrität für immer ungetheilt erhalten bleibe.“ Daran reihte sich die fernere um Wahrung der „Eigenthümlichkeiten“ des Landes, wozu „in erster Reihe der fromme Glaube, die reine Sitte der Väter und die Wehrkraft des Volkes“ gehörten. Auf diesen beruhe „wesentlich der alttirolische Geist“. Den Schluß machte eine Berufung auf das „Patent“ vom 20. September 1865, worin der Kaiser ausgesprochen, „daß die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Länder des Reiches beachtet, und ihre geschichtliche Rechtsentwicklung gesichert werden müsse.“ Acht andere Anträge, welche den besonderen Verhältnissen Wälschtirols Rechnung tragen sollten, waren beigefügt.

Sämmtliche Mitglieder der Linken mit alleiniger Ausnahme des Freiherrn von Cresseri waren empört über diesen jesuitischen Fallstrick, der sie der Glaubenseinheit und Sistirungspolitik überliefern sollte. Siebzehn davon erklärten einstimmig vor der Abstimmung über die Adresse den Saal zu verlassen und eher ihr Mandat niederzulegen, als zur Beschlußfassung, die bei dem numerischen Uebergewichte der Ultramontanen keinem Zweifel unterlag, mitzuwirken. Es stand ihnen ja nach dem Gesetze frei sich der Abstimmung zu entziehen, und da zum giltigen Beschlusse nach §. 38 der Landesordnung wenigstens die Anwesenheit von 35 Abgeordneten nothwendig und nur deren 52 zugegen waren, war durch den Abgang der 17 der thatsächliche Beweis hergestellt, daß der Rest nicht, wie die Ultramontanen prahlten, die

Mehrheit vertrat. Jetzt war es an den Liberalen von ihrem Muthe, ihrer Gesinnungstreue Zeugniß zu geben.

Bei der Verhandlung selbst zeigte Giovanelli's breiter und schleppender Vortrag schon wesentliche Abkühlung. Am liebsten hätte er sich wohl mit der einschläfernden Auseinandersetzung eines „Schreibfehlers" darüber weggeholfen, was er eigentlich wollte. Aber auch mit dieser Selbstverbesserung bewies er nur, daß die Februarverfassung für ihn nicht mehr bestand, denn das Ende des Liedes war, daß nicht der Ministerrath, sondern der Kaiser selbst durch das Manifest vom 20. September die Eigenthümlichkeiten und geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Länder des Reiches zu achten befohlen habe. Im übrigen erklärte er, der Executive ins Handwerk zu pfuschen, sei nicht die Meinung. Die Adresse selbst besprach der verschämte Junker gar nicht, desto geschwätziger ließ er sich über die ihr angehängten acht Anträge vernehmen und lobte im Auftrage des Comitee's sogar die Begütigungsvorschläge seiner friedfertigen Gegner. Unmittelbar nachher sprach der Freiherr von Cresseri, der nichts loyaler fand als die Gesinnung seiner Landsleute, nichts erklärlicher als ihre Mißstimmung über manche vorausgegangene Fehlgriffe und nur „aus der rücksichtslosen Amalgamirung heterogener Elemente" die Unzufriedenheit Wälschtirols ableitete. Schließlich begrüßte er mit größter Freude die Anträge des Comitee's als „den ersten Schritt zur wünschenswerthen Eintracht".

Von den Liberalen sprach gegen die Adresse zuerst Freiherr von Ingram, der sie als überflüssig erklärte, sofort aber auf die Zwecke der Sistirungspolitik eintrat. Sie lasse die Landtage nur deßhalb fortbestehen, weil sie dem centralen Absolutismus unschädlich sind. Die allgemeinen Angelegenheiten seien die wichtigsten, diese könne man aber unter keiner Bedingung den Landtagen überweisen, daher vermöchten nur Anhänger des Absolutismus

ein Patent anzupreisen, das die Reichsverfassung zertrümmere. Ihm folgte Dr. Blaas, der die Thatsache der wirklichen Desorganisation des Reiches durch das Septemberpatent noch weiter ausführte. Es schien ihm, als hörte er an einem Sarge hämmern, die Auflösung Oesterreichs sei auf föderalistischem Wege unvermeidlich. Wer wegen des Widerstandes Ungarns an der Theorie der Rechtsfiction halte, müsse dies auch für Wälschtirol gelten lassen, folgerichtig sei auch der Landtag nur eine Fiction. Conservativ sei nur das Festhalten an der gegebenen Verfassung, das Gegentheil destructiv. In demselben Sinne sprach Carl von Riccabona, ein Wälschtiroler. Man suche vergeblich den Grundcharakter der Adresse hinter einem Schreibfehler zu verbergen, den Zweck der Berufung auf die Sistirungspolitik verstehe jedermann. Diesem gegenüber erachte er es für die Pflicht der Verfassungstreuen ihre Gesinnung noch vor dem Schlusse der Wahlperiode laut und offen auszusprechen.

Nun erhob sich der innsbrucker Religionslehrer Greuter und behauptete, das Manifest vom 20. September 1865 meine es gar nicht so schlimm, als man ihm nachsage. Es enthalte ja die Zusicherung einer verfassungsmäßigen Rechtsgestaltung durch die Mitwirkung der Völker, dies sei nicht der Weg zum Absolutismus. Zu letzterem neige sich vielmehr das Februarstatut „mit seinem ungeheuren Loche des §. 13, das so groß ist, daß der ganze Apparat einer absolutistischen Legislation mit grobem und auch mit kleinem Kaliber hindurchziehen kann.“ Das Februarpatent habe die Landtage „in die miserable Stellung von Krankenwärtern und Spitalaufsehern gebracht, welche die Aufgabe haben, daß sie bei den Leiden ihres Volkes eben diesem Volke das Wienertränklein löffelweise einzwängen.“ Seine bons mots reizten die Lachmuskeln der bäuerlichen Abgeordneten wie sein Vorbild Abraham a Santa Clara die des ebenso feingebildeten Hofadels.

Um so größeren Anstoß gab die Rede des Rector magnificus Dr. Geyer, der statt der Erhaltung der Glaubenseinheit die Beseitigung des Concordates wünschte. „Wir haben einen unfreien Staat und eine freie Kirche“, meinte er, „wenn wir einen freien Staat hätten, würde ich auch für eine freie Kirche sein“. Die Sistirung der Reichsvertretung bringe einen chaotischen Lärm von Völkerstimmen, worin sich jene am lautesten vernehmen ließen, welche am besten thäten ganz zu schweigen. „Dagegen herrscht in den Regierungskanzleien Todtenstille. Man hört die Wanduhr picken, welche andeutet, wie schnell die Zeit in unserm Jahrhundert fortschreitet. Nur in einer Beziehung herrscht rastlose Thätigkeit, Tag und Nacht nämlich arbeitet die Staatsnotenpresse. Manchmal allerdings wird auch in den Regierungskanzleien sehr viel hin und her geschrieben, zuletzt öffnet sich das Thor des Regierungspalastes und heraus strömt ein Schauer von Ordenszeichen nieder auf das Volk. Es wäre gut, wenn der Notendruck uns befreien würde vom Steuerdrucke, unter dem das ganze Volk seufzt, und die goldenen Kreuze uns das Kreuz leichter machen würden, welches wir tragen“. Das einzige Heilmittel sei die Freiheit.

Am wirksamsten klangen die Schlußworte des Dr. von Grebmer. Er zeigte die schlimme Rückwirkung der Sistirungspolitik insbesondere auf Tirol und verwahrte sich gegen jede Zustimmung. Nebstbei rief er dem Volkstribunen Greuter seine absichtliche Entfernung aus dem Reichsrath bei der Abstimmung über den §. 13 des Februarpatentes ins Gedächtniß und leuchtete auch dem Verfasser der Adresse hinter die jesuitische Larve, womit er den frommen Glauben, die reine Sitte und Wehrkraft des tiroler Volkes zur Schau trug. Nach seiner Ansicht, erklärte er am Ende, sollte die Adresse ganz anders lauten und der Regierung offen sagen, daß sie nur den Absolutismus wieder ein=

geführt, Oesterreich aber ohne verfassungsmäßige Zustände nicht fortbestehen kann.

Nachdem er sohin den Uebergang zur Tagesordnung beantragt, ergriff noch der Bischof von Brixen, Vincenz Gasser, das Wort und nahm vor allem das Siebenercomitee in Schutz, das gewiß nicht eine Debatte über die sogenannte Sistirungspolitik herbeiführen wollte, „denn was hat diese mit der wälschtirolischen Frage zu thun?“ Das klang wohl wie ein reumüthiges Geständniß verfehlter Taktik. Dennoch folgte er der Opposition auf das Schlachtfeld. Das Manifest vom 20. September sei ein Act politischer Nothwendigkeit gewesen, nachdem der Staatsminister Schmerling mit der Erklärung: „Wir können warten“, ohne es zu wollen angedeutet, daß seine politische Weisheit auf die Neige gehe. Das Februarpatent sei „keine einheimische sondern eine exotische Pflanze, ein zarter Setzling der Staatsweisheit. Am Ende hätte es doch nur zu einer Zweitheilung der Verfassung geführt, zu einer cisleithanischen und einer transleithanischen.“ Das war ja aber eben der Weg, den das damalige Ministerium betreten hatte, jener Dualismus, von dem der hochwürdige Herr meinte, es liege ihm ein Hintergedanke zu Grunde, den er nicht weiter besprechen wolle, er habe den Zerfall Oesterreichs zur Voraussetzung. Einen schlimmern Dienst konnte er dem Ministerium Belcredi wohl kaum erweisen. Fast wie Satyre klang es, als der Mann, der als Vertheidiger der Septemberpolitik aufgestanden war, sich mit den Worten wieder setzte: „Oesterreich wird nicht zerfallen; erwacht erst in den Völkern Europa's die Sehnsucht nach dem Frieden wieder, der sich auf Religion und Recht gründet, dann wird und kann es nur Oesterreich sein, welches Europa den Oelzweig des Friedens bringt. Der Weg nach vorwärts konnte somit unmöglich betreten werden,“ fuhr er fort, „man beschloß daher den Weg nach rückwärts einzuschlagen,

das ist die große That, die dem 20. September zu Grunde liegt." Die Reaction war ja solchen Leuten stets der Stein der Weisen.

Nachdem der Landeshauptmann den Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung zur Abstimmung gebracht und dieser am Widerstand der Ultramontanen gescheitert, erklärte Dr. von Grebmer im Namen seiner Gesinnungsgenossen, daß sie an der nun vorauszusehenden Annahme der Adresse sich nicht betheiligen und sofort den Saal verlassen. Es waren deren 16, die zugleich abtraten, Dr. Pfretzschner hatte sich schon anfänglich zurückgehalten. Die Versammlung war nun beschlußunfähig, was sich auch nachmittags wiederholte, da die Adreßdebatte wieder auf der Tagesordnung stand und die 17 deßhalb wegblieben. Dies veranlaßte den Landeshauptmann auf den 20. früh andere Gegenstände zur Verhandlung anzusetzen, da aber dem Vernehmen nach ein Antrag der Ultramontanen auf Fortsetzung der Adreßdebatte bevorstand, überreichten die Liberalen noch vor Beginn der Sitzung eine Erklärung, daß sie bei neuerlicher Anregung dieses Gegenstandes sich sogleich wieder entfernen werden. Die wackern Hetzer ließen sich dadurch nicht abschrecken, denn kaum war die Tagesordnung verlesen, erhob sich der Religionslehrer Greuter und verlangte Namens seiner Genossen die Fortsetzung der Adreßdebatte selbst auf die Gefahr hin, „daß ihr verfassungsmäßiges Recht hier sistirt werde." Der ganze ultramontane Schweif stimmte ihm bei, worauf die Liberalen, diesmal neunzehn an der Zahl, neuerdings aus der Versammlung ausschieden. Damit den 31, die als Rumpf zurückblieben, keine Verhandlung möglich war, erklärte der Landeshauptmann die Sitzung und zugleich die Session für geschlossen. Bestürzt durch die letzten Vorgänge verzichtete er auf den Schlußvortrag und sprach nur den Wunsch aus, daß nach den fürchterlichen Stürmen des letzten Jahres wieder Tage des Friedens und

der Ruhe folgen möchten. Auch dem gefühlvollen Fürstbischof von Brixen erstickte die Stimme, von tiefstem Kummer überwältigt sank er in den Stuhl zurück und saß daselbst fast noch eine Stunde, nachdem sich alle übrigen schon lange entfernt hatten.

Wenn die Ultramontanen wahr sein wollten, mußten sie sich sagen: Vous l'avez voulu, George Dandin!

Der Landtag von 1867.

Das kaiserliche Patent vom 2. Jänner 1867 löste die cisleithanischen Landtage auf und verordnete unverzüglich zu neuen Wahlen zu schreiten, da die hiedurch gebildeten Provincialvertretungen eine „außerordentliche Reichsrathsversammlung" zur Berathung der Verfassungsfrage beschicken sollten. Um diese im Sinne des Sistirungsministers zu lösen mußte man auch die rechten Männer finden. Die Leitung der Wahlen war somit das hauptsächlichste Augenmerk seiner Organe und es nahm sich ihrer wohl keiner so eifrig an als der neu ernannte Statthalter für Tirol, Georg Ritter von Toggenburg. Er war nie jener schwärmerische Ritter, an den wir bei diesem Namen zu denken pflegen, und die Venezianer, die ihn lange ihren Proconsul nannten, erzählten von ihm gerade das Gegentheil. Während der concordatlichen Zeit Bach's war er Handelsminister und zur Annahme des Portefeuille's von Tirol, das er anfänglich ausschlug, soll ihn namentlich auch sein viel verkannter Landsmann Bernhard Ritter v. Meyer beredet haben.

Dem Grafen Belcredi, der in seinem uneigennützigen Amtseifer drei Ministergehalte in die Tasche schob, ahnte aber schon bald nichts Gutes von dem neuen Experimente. Die Deutschen

in Oesterreich beschuldigten ihn eines offenbaren Verfassungsbruchs und der immer klarer hervortretenden Umkehr zum Absolutismus. Kam die neue Reichsversammlung zu Stande, so war das Februarpatent aufgehoben, und da sie über die Verfassungsfrage nur berathen durfte, stand es der Krone frei, was sie noch gewähren wollte. Diesem Schalten des bloßen Beliebens bot das große Beamtenheer in Oesterreich, wovon alle, die 630 fl. Oe. W. oder darüber an jährlichem Gehalt beziehen, wahlberechtigt sind, eine bequeme Handhabe, der czechische Minister erklärte somit allen denen, die ein so reichliches Brod des Staates aßen, es sei bei den Wahlen „ihr Beruf, die Intentionen der Regierung zu unterstützen und auszuführen und nicht feindselig gegen dieselben aufzutreten.“ Dem neuen Statthalter von Tirol schien aber dieser Befehl noch lange nicht klar und eindringlich genug, er glaubte ihn daher mit einem geheimen Erlasse vom 22. Jänner noch „dahin näher präcisiren zu müssen, daß die Regierung sich zur Erwartung berechtigt hält, die Beamten werden auf keinen Fall solchen Männern ihre Stimme geben, von denen vorauszusetzen wäre, daß sie für die Nichtbeschickung des außerordentlichen Reichsrathes sich aussprechen werden.“ Zugleich trug er den Bezirksvorstehern auf die Persönlichkeiten anzuzeigen, die als Candidaten in den verschiedenen Parteilagern genannt werden, und ertheilte demzufolge seine weiteren Weisungen.

Der Umsturz der Februarverfassung war auch der sehnlichste Wunsch der schwarzen Cohorte, denn der nach ihrer Meinung wieder an die Reihe kommende Föderalismus verbürgte ihr eine unbedingte Herrschaft. Sie hißte daher wieder, wie bei jedem Umschwung der Dinge, die Fahne des Propheten auf und belehrte das unmündige Volk von der Kanzel und im Beichtstuhle, es gelte bei der neuen Reichsverfassung nur die Wahrung der Glaubenseinheit und des ewigen Seelenheils, ihre Sendlinge hielten

Wahlversammlungen und Trinkgelage, wie z. B. der Religionslehrer Greuter, der seinem Gegner ein „Hinaus mit ihm" zudonnerte, und an vielen Orten wußten es die frommen Hirten so einzurichten, daß die zahme Heerde, deren Wolle es galt, sie selbst zu Wahlmännern erkor. Die Leute, die sie zu Abgeordneten vorschlugen, durften auch auf den Beifall der innsbrucker Präsidialkanzlei rechnen. Zu diesen gehörte unter andern der Hofhistoriograph Pater Albert Jäger, zu dessen Gunsten die Clericalen in Schwatz mit Abänderung der gesetzlichen Wahlart die Zahl der Wähler auf weniger als die Hälfte der wirklich berechtigten zu beschränken wußten, und die Behörde, welche „die Legalität des Wahlactes der Wahlmänner zu constatiren" berufen war, nahm daran nicht den geringsten Anstoß. Am entschiedensten schritt der Statthalter selbst bei der Wahl der Abgeordneten für den adeligen großen Grundbesitz ein. Aus Wälschtirol waren nur sieben Wähler erschienen, darunter zwei in kaiserlichen Diensten stehende Grafen und ein Bezirksvorsteher. Diese beschied er zu sich und befahl ihnen mit den Ultramontanen zu stimmen. Dennoch trugen ihre Gegner, wenngleich nur mit wenigen Stimmen, den Sieg davon, und der dadurch in Wuth versetzte Freiherr Ignaz Giovanelli entblödete sich nicht öffentlich in den Zeitungen das Geständniß abzulegen, daß er und seine Verbündeten „keine Mühe gespart" um eine andere Wahl zu erzielen. Alle Welt wußte, was sie darunter zu verstehen hatte.

Trotz dieses Druckes und aller Ränke der Gottseligen zählten die „Verfassungstreuen" unter den Gewählten doch nicht weniger als 21, die „Glaubenseinheitler" hingegen einschließlich der 7 geistlichen Virilstimmen 31, die restlichen 16 entfielen auf Wälschtirol, wo die nationale Partei, so weit es an ihr lag, lauter Leute gewählt hatte, die voraussichtlich den Landtag nicht besuchten. In Roveredo veranstaltete man zur Feier der Wahl des Patrioten

Publio Colle einen Spaziergang, wobei es der Pöbel an tollem Geschrei für Victor Emanuel und Garibaldi und Steinwürfen auf den österreichischen Adler nicht fehlen ließ. Die Knaben, die dafür bezahlt wurden, verriethen die Anstifter, ein Monstreproceß wurde eingeleitet, durch Suspendirung der Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Hausrechtes über ganz Wälschtirol ein Ausnahmszustand verhängt, den politisch Verdächtigen der Laufpaß ertheilt und die Besorgung der Regierungsgeschäfte dem Magistrate abgenommen. Zugleich untersagte auch ein geheimer Präsidialerlaß allen dortigen Beamten bei Dienstesentlassung jeden Umgang mit den Anhängern der nationalen Partei. Sie konnten sich darüber kaum verwundern, wenn sie hörten, wie sich auch ihre Amtsgenossen in Innsbruck jedesmal in schwarzem Frack und weißer Cravatte bedanken mußten, wenn ihnen die Ehre zu Theil wurde an der Tafel ihres Chefs zu speisen.

Die Wahlen des Adels waren kaum vollendet, als sich all der Amtseifer für die Beschickung der „außerordentlichen Reichsversammlung“ nicht nur als überflüßig sondern selbst als verkehrt erwies. Durch den Austritt Belcredi's aus dem österreichischen Ministerium war der „außerordentliche“ Reichsrath beseitigt, Baron Beust setzte den „verfassungsmäßigen“ an dessen Stelle. Gerade die „Verfassungstreuen“ mußten nun für dessen Beschickung stimmen, während für die Ultramontanen darin der unläugbare Beweis lag, daß man nunmehr dem Feudalismus den Rücken kehren und in gesetzliche Bahnen einlenken wollte.

Gleichwohl schien der neue Staatsminister Oesterreichs vorerst für Rückschrittsbestrebungen milde Nachsicht zu tragen. Das zeigte die erst nach dem Austritte Belcredi's erfolgte Ernennung des k. k. Hofrathes und Oberstaatsanwaltes Dr. Johann Haßlwanter zum Landeshauptmann. Den Ultramontanen, deren Führer und Hort er schon seit vielen Jahren war, verhieß der Strahl

dieser neuen Gunst noch glückliche Tage für lange. Er selbst fand darin den schönsten Lohn seiner treuen Dienste, zumal auch sein früheres Einkommen nicht verkümmert wurde.

Die Kräfte, welche die neuen Wahlen den Ultramontanen zuführten, waren übrigens nicht sehr bedeutend, wenn man nicht den schon oben erwähnten Pater Albert Jäger, Geschichtsprofessor an der wiener Universität, dafür nehmen wollte. Er hatte vor mehr als 20 Jahren durch einen Vortrag gegen die Jesuiten im tiroler Nationalmuseum viel von sich reden gemacht und in verschiedenen Werken über tiroler Geschichte großen Sammlerfleiß bewiesen. Aber schon in den Märztagen hielt er sich stramm zur Reaction, und wiewohl er später eine kleine Schwenkung nach links machte, trat er doch schließlich wieder auf die Seite der Ultras, wie er dann auch durch seine drolligen Aeußerungen in dieser Richtung beim vorletzten niederösterreichischen Landtag, wo er als Rector magnificus die dortige Hochschule vertrat, den Witz seiner Gegner herausforderte. An die Wähler seiner Heimat schrieb er bei Annahme des Mandats: „Unsere „„Verfassungstreuen"" möchten Köpfe ohne Leiber sein, oder noch lieber Bäuche, für welche alle anderen Glieder des österreichischen Staates nur Fütterungsdienste zu verrichten hätten." Eine Sprache, zwar des Akademikers unwürdig, aber den Bauern desto unverständlicher. — Dagegen war der geistige Zuwachs, den die Liberalen erhielten, aller Ehren werth. Sie durften sich rühmen an den innsbrucker Professoren Harum und Wildauer und dem Advocaten Rautenkranz von Hall wackere Kämpfer für das verfassungsmäßige Recht errungen zu haben, ein greifbarer Erfolg war damit freilich nicht verbürgt.

Am 18. Februar bei Eröffnung des Landtags verlas der Statthalter die ministerielle Mittheilung der kaiserlichen Entschließung betreffs der Auflassung des „außerordentlichen" und

Berufung des „verfassungsmäßigen“ Reichsraths. Vorher hielt der neue Landeshauptmann nach Bestätigung seiner Wahl zum Abgeordneten und Ablegung des Handgelübdes seine Antrittsrede. Er betonte darin, daß ihm schon früher das Vertrauen von 207 Gemeinden entgegengekommen, die ihn (als Held der Glaubenseinheit) zum Ehrenbürger ernannt, und glaubte auch unter allen Abgeordneten keinen Feind zu haben, weil er der Freund aller sei. Wie er dies meinte, sollte sich bald zeigen. Vor der zweiten Sitzung übergab Professor Wildauer eine Interpellation, ob die Regierung das neue Wehrgesetz für Tirol bis auf Weiterrs zu beseitigen denke, da eine Abänderung des gegenwärtigen erst durch den Reichsrath erfolgen könne. Der Landeshauptmann verweigerte deren Bekanntgebung angeblich wegen der Abwesenheit des Statthalters, dem das Recht sogleicher Beantwortung zustehe, verlas sie aber, obschon der Statthalter wieder wegblieb, tags nachher zugleich mit einem Antrage der Clericalen, der vielmehr eine Sistirung jenes Gesetzes anstrebte. Auffallend genug war dieser von ihm selbst geschrieben und in solcher Eile verfaßt, daß er das Datum vom 18. December 1866 trug, um welche Zeit das neue Wehrgesetz noch gar nicht erschienen war. Alle Welt merkte die Absicht den Liberalen mit diesem Antrage zuvorzukommen, nur der Landeshauptmann setzte sich darüber weg. Mit derselben Gewandtheit handhabte er auch die Geschäftsordnung. Schien ihm ein anderes Vorgehen für seinen Zweck entsprechender als das vom Gesetze vorgezeichnete, so ließ er über seine „Auslegung“, wie er das nannte, aller Einsprache ohngeachtet abstimmen — eine Praxis, die weiter ausgebildet hübsche Erfolge versprach.

Die Linke konnte es nun einmal nicht lassen Opposition zu machen, darüber sollte ihr auch von Seite des Statthalters die verdiente Zurechtweisung werden. In der Sitzung vom 27. Februar

stellten 14 Liberale eine Interpellation an die Regierung, ob der schon oben erwähnte Erlaß an die Beamten betreffs ihrer Stimmgebung bei den Landtagswahlen wirklich bestehe, und wie sich eine solche Beeinflußung gegenüber dem §. 38 der Landtagswahlordnung, der es jedem Wähler zur Pflicht mache nach eigener Ueberzeugung zu stimmen, rechtfertigen lasse? Darauf erklärte der Statthalter sichtlich ergriffen: Die angeregten Erlässe seien in die Oeffentlichkeit gelangt, die Regierung mache kein Hehl daraus; sie sei sich vollkommen bewußt in ihrem vollen Rechte und redlich gehandelt zu haben sowohl gegen die Beamten als gegen die andern Wähler, sie hätten eben erfahren, woran sie sind. Indem das Gesetz die Beamten wahlberechtigt gemacht, habe sie dieselben von den Pflichten ihrer dienstlichen Stellung nicht entbunden, kein Wort sei aus ihrem Diensteid gestrichen. Mit dem §. 38 sehe er keine Collision; der Beamte sei nicht verpflichtet zur Wahl zu gehen; fühle er in seiner Brust einen Pflichtenconflict, so werde er von der Urne ferne bleiben, stehe ihm aber sein politisches Recht höher, nun so möge er sich der dienstlichen Bande entledigen. In dieser Nöthigung erblicke er keine Demüthigung. Demüthigend finde er es die Regierung zu bekämpfen und ihr doch dienen. Die Regierung werde unter keinen Umständen von offener moralischer Beeinflußung der Wahlen abstehen, es sei dies ihr natürliches Recht und er glaube, daß es keine Regierung auf der Welt gebe, die sich in dem Momente schlafen lege, wo das politische Leben im Lande glühe. Bei diesen Worten glitt ihm die Hand so unsanft auf den Tisch, daß man es im ganzen Saale hörte, und von der Rechten erscholl ein stürmisches Bravo.

Die Erbitterung zwischen beiden Parteien wuchs bei solchen Reibungen mit jedem Tage, bei jeder Frage standen wenigstens 29 gegen 21. Dies erstreckte sich nicht bloß auf alle wichtigeren Gegenstände sondern selbst auf jene von untergeordnetem Belange,

wie z. B. die Bildung der Gruppen, wobei einige Etschländer zur Vertretung von Nordtirol und Pusterthal gezogen wurden um die Liberalen in allen Abtheilungen in die Minorität zu bringen. Parlamentarischer Brauch galt den Ultramontanen als Versündigung an ihrem Princip, so zwar daß Professor Harum, der ein Comitee für die Anträge zu den Reichsrathswahlen vorgeschlagen hatte, als Mitglied der Linken davon ausgeschlossen blieb.

Der schwarze Club, als dessen Großmeister jener harmlose Freiherr Ignaz v. Giovanelli fungirte, hatte den Streich, den er hiebei auszuführen dachte, schon seit lange beschlossen. In der That war er nur eine neue Auflage jener beim letzten Landtage durchgefallenen Adresse, woran nun die Vornahme der Reichsrathswahlen geknüpft werden sollte. Man stand diesmal nicht mehr allein, auch die Landtage von Böhmen, Mähren und Krain drängten zu einer Schilderhebung für die alte Selbstständigkeit der einzelnen Königreiche und Länder, Graf Leo Thun reichte den tiroler Ultramontanen seine hilfreiche Hand und Graf Brandis, ein Sohn jenes ehemaligen jesuitischen Gouverneurs von Tirol, vertrat die alpenhaften Sonderbündler auf dem Slavencongresse in Wien, wo man sich über das gemeinsame Vorgehen einigte. Seither war dem Telegraphen zwischen Prag und Innsbruck die Ruhe hin.

Was die Zukunftspolitiker im Lande der Glaubenseinheit wollten, besagte ganz unverholen ein Programm, das im innsbrucker Pfarrhof und unter andern geweihten Händen umlief. Entfernung des lutherischen Ministers Beust und Einsetzung eines Erzherzogs zum erblichen Statthalter von Tirol, das beteten diese frommen Herzen. Die Adresse an den Kaiser, die Pater Albert Jäger für den Landtag verfaßte, drückte sich freilich etwas zurückhaltender aus, ihren wahren Sinn und Zweck deuteten aber schon

die absichtliche Umgehung der ministeriellen Zuschrift und einige kernige Schlagwörter an. Sie sprach nämlich nur von einer „Reichsversammlung", von „einer gemeinsamen Verständigung zum Ausbaue der Verfassung", also ja nicht vom Reichsrathe oder von dem ihm ausdrücklich gestellten Berufe zu Abänderungen der Verfassung, verwahrte sich gegen jede Schmälerung der „Landesrechte" und „Selbständigkeit" Tirols und schloß mit der Bitte: Se. Majestät wolle geruhen „solchen Beschlüssen der Reichsversammlung, welche den verfassungsmäßig erworbenen Landesrechten oder den auf verfassungsmäßigem Wege bereits zu Stande gekommenen Landesgesetzen Tirols (nämlich jenen betreffs der Glaubenseinheit) Eintrag thun könnten, die allerhöchste Genehmigung nicht ertheilen ohne allergnädigst verordnet zu haben, daß dieselben dem tiroler Landtage zur verfassungsmäßigen Behandlung vorgelegt werden."

Zum Beweise, daß die Vornahme der Wahlen in den Reichsrath mit dieser Adresse nicht nur eng verbunden, sondern schlechtweg durch sie bedingt war, behandelte der Landeshauptmann die über beide Gegenstände gestellten Anträge nur als e i n e n und eröffnete darüber die allgemeine Debatte. Erst als sich niemand zum Worte meldete, ging er auf jede einzelne Frage und zwar zuerst jene der Wahl ein, worauf Dr. Rautenkranz verbessernd vorschlug, die Rückkehr in die verfassungsmäßigen Bahnen sei zur befriedigenden Kenntniß zu nehmen und mit Bezug auf selbe die Wahl zum verfassungsmäßigen Reichsrath zu bewirken. Es würde zu weit führen, wenn wir den Streit im Einzelnen verfolgen wollten, wir werden uns daher beschränken die Standpunkte zu bezeichnen, die sich beide Theile aneigneten. Auf der Rechten glänzten als Chorführer die beiden Giovanelli und Pater Albert Jäger. Paul v. Giovanelli erklärte sich als Freund des wahren Verfassungsrechtes und Feind des Absolutismus, worunter er die

Negation der bestehenden Rechte verstand. Als solche galt ihm das Februarpatent, das durch Aufhebung der Autonomie der Länder und ihrer Vertretungskörper, Centralisation der Verwaltung, Hebung der Börse und parlamentarisches Machtgebot den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht habe. Das Patent vom 2. Jänner pries er als Rückkehr zum Weg des Rechtes, die kaiserliche Entschließung als vollständiges Linksum in die alten absolutistischen Bahnen. Die nun in Aussicht gestellte Erweiterung der Autonomie der Länder und der engere Reichsrath verhielten sich wie Feuer und Wasser. Ohngefähr denselben Ton schlug Ignaz v. Giovanelli aus seinem Katechismus an. Als Beamter, nämlich als k. k. Oberlandesgerichtsrath, suchte er freilich seine Angriffe auf die Regierung etwas zu bemänteln, doch konnte er es nicht über sich bringen warnend anzudeuten, daß durch eine Constituante das ganze öffentliche Recht der einzelnen Länder diesseits der Leitha, die Existenz der Landtage, das Vermögen und die verschiedenen Fonds, alle bestehenden Rechte und Gewohnheiten in Gefahr kämen. Noch weit mehr sei aber die Krone selbst gefährdet. „Die Selbständigkeit und Individualität der Länder, ihre altererbte Treue und Anhänglichkeit, das Bewußtsein an den Stufen des Thrones Schutz zu finden gegen die Uebergriffe der Centralisation, das ist", betheuerte er, „der mächtigste Damm gegen die Revolution." Sie könne in Oesterreich so lange keine Fortschritte machen, als „die einzelnen Länder ihre staatsrechtliche Stellung und Bedeutung haben." Der Krone stehe es zu, „den höchsten Richterspruch auf Erden zu thun."

Der Berichterstatter Pater Albert Jäger vertrat die wiener Camarilla. Das Wort „verfassungsmäßig" erschien ihm im Ministerialrescripte „offenbar nur als Wort, nicht aber als eine Sache." Die authentische Auslegung ergebe sich aus der Stelle, daß es Aufgabe des Reichsraths sei „die nur allzulange andauernde

Verfassungskrisis auf einer dem Einverständnisse aller Betheiligten entsprechenden Grundlage zu beenden." Der einzuberufende Reichsrath sei nicht jener des Februarpatents, sondern ein erst zu constituirender, „aus dem ein neuer hervorgehen wird." Jedenfalls eine sehr schwankende Bürgschaft für die Zukunft, die mit dem Systeme der „freien Bahn" zusammenfiel. Aber auch über die in der Adresse so stark betonten tiroler „Landesrechte" wußte er nicht besseren Bescheid. Auf die wiederholte Frage mehrerer Redner, was er darunter verstehe, gab er zur Antwort: „Mir steht jene Detailkenntniß unserer Rechtszustände nicht zu Gebote, die nöthig wäre, um die ganze Reihe von öffentlichen althergebrachten Rechten vorzuführen." Da es nicht unsere Aufgabe ist ein Bauernspiel zu schreiben, müssen wir es unsern biedern Rechtsherolden selbst überlassen für solche famose Offenherzigkeiten Reclame zu machen.

Auf der Linken vertraten Rautenkranz, Harum und Wildauer die „verfassungstreue" Partei mit eben so großem Eifer als dialectischer Schärfe. Wenn auch trotz alledem beim Starrsinn der Ultramontanen und ihrer Mehrzahl der Beschluß der Adresse schon von vorneherein feststand, blieb den „Verfassungstreuen" doch der Trost in ihrem redlichen Kampfe ausgeharrt zu haben ohne Scheu vor jenen Ehrenmännern, welche die Lumpen, die nicht einmal ihre Blöße decken, als Fahnentuch ihres Patriotismus verwerthen. Ein wahres Wort warf ihnen der Rector magnificus Dr. Geyer zu: „Ist es dahin gekommen, daß die Deutschen Tirols sich zum Schleppträger der Czechen machen? Was ist der Grund des befremdenden Vorgehens eines deutschen Landtages? Kein anderer als der Widerwille und der in der That ohnmächtige Groll gegen den deutschen Geist, die deutsche Bildung, den Fortschritt des Jahrhunderts; es ist die ohnmächtige Furcht vor diesem lebendigen Geist. Dabei muß einem guten Deutschen der Gedanke

kommen, ob nicht doch vielleicht die öfter gethanene Aeußerung, daß der Ultramontanismus entdeutschend wirke, auf Wahrheit beruhe?" Am Schluß der Debatte legte Dr. v. Grebmer für sich und seine Gesinnungsgenossen eine schriftliche Verwahrung zu Protocoll gegen „die Anschauungen, Voraussetzungen und Ansprüche der Adresse" und wies jede Betheiligung daran zurück.

Hierauf schritt der Landeshauptmann zur Wahl der Reichsräthe. Die Ultramontanen entschieden durch ihre Mehrheit für fünf Geistliche, nämlich den Probst von Arco, Heliodor Degara, der kaum deutsch versteht, den Abt von Fiecht Pirmin Pockstaller, dessen Stimme noch unbekannt war, den Abt von Marienberg Peter Wiesler, ebenfalls einen stillen Denker, Pater Albert Jäger, den Anwalt des specifischen Tirolerthums und den Religionslehrer Greuter. Daran reihte sich selbstverständlich jener Freiherr Ignaz v. Giovanelli und Dr. Planer, ein feiner Kenner der brixener Weine. Den beiden zur Linken zählenden Wälschtirolern Dr. Leonardi und Baron Prato war nicht auszuweichen, da die Gemeinden wälscher Zunge nur durch drei Abgeordnete vertreten waren und der liberale Pfarrer von Rendena, Johann Paisoli, schon im voraus die Annahme jeder Wahl abgelehnt hatte. Zum Schluß sprach der Landeshauptmann Dr. Haßlwanter Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter seinen Dank aus „für die offenen, nie einen Zweifel übriglassenden Erklärungen, die er dem Hause machte — so wünscht es der Tiroler!" Es freute ihn, daß in den Reichsrath Männer gewählt sind, welche „die Interessen und Rechte der einzelnen Länder nur insoweit beschränken werden, als es der Staatszweck nöthig macht." Er hielt sich überzeugt, „daß sie den Wünschen Sr. Majestät entsprechen werden." Noch sonderbarer klang es, daß selbst der Statthalter der Versammlung „zur vollzogenen Wahl" von Gegnern des verfassungsmäßigen Reichsraths Glück wünschte.

Die Landtage von Böhmen, Mähren und Krain, die ähnliche Adressen und Verwahrungen an den Kaiser gerichtet hatten, wie der tiroler, wurden aufgelöst, nur die Glaubenseinheitler fanden Gnade beim evangelischen Premier. Nach näherer Bekanntschaft mit ihnen scheint er sich jedoch überzeugt zu haben, daß sie hiedurch nicht zu bessern waren.

Der vorarlberger Landtag.

Die Volksvertreter von Vorarlberg, einem Ländchen von 103,000 Einwohnern, das mit Tirol zwar den Statthalter, aber nicht den Ständesaal gemein hat, waren stets entschiedene Gegner der Frommen am Inn. Die freien Allemannen standen, was die Glaubenseinheit betrifft, nie zum tiroler Vollblut, sie waren die Amalekiter in den Augen Judas, und als es sich im Thaumond der neuen Verfassung auch um die Wahrung der alten Landesrechte handelte, erhielten jene Doppelgänger der Nachkommen Ismaels ihr eigenes Statut. Nach diesem sitzen im vorarlberger Landtag der fürstbischöfliche Generalvicar, die Vertreter der drei Städte Bregenz, Feldkirch und Bludenz, des Marktes Dornbirn und der Handels- und Gewerbekammer, endlich vierzehn Abgeordnete der Landgemeinden, somit im Ganzen zwanzig Mitglieder. Seine Haltung in der österreichischen Verfassungsfrage erregte im In- und Ausland die Theilnahme der Freunde des Fortschritts, wir wollen daher zunächst diese und was sonst noch zur Bezeichnung jenes frischen Völkleins beiträgt, ins Auge fassen.

An der Spitze der liberalen Partei standen der seines Freimuthes halber beliebte Landeshauptmann Sebastian v. Froschauer, dessen geistreicher Freund Freiherr v. Seyffertitz, der

schlagfertige Fabriksherr Carl Ganahl und der biedere Rechtsanwalt Dr. Jussel. Der Clerus und sein Anhang ist durch den Generalvicar Johann Amberg, auch Bischof von Europas, vertreten, dem bis zum Ende der ersten Landtagsperiode im Jahre 1866 Wilhelm Rhomberg als treuer Knappe zur Seite stand. In den ersten vier Sessionen suchte sich nebstbei der k. k. Adjunkt Alois Riedl durch seine Offenheit bemerklich zu machen, als ihn aber Schmerling plötzlich nach Tirol versetzte und dessen Nachfolger noch rauhere Töne anschlug, glaubte er den „Rechtsboden" wankend geworden, verzichtete auf seinen Platz im Landhause und schloß im glaubensstarken Kaltern Frieden und Freundschaft mit den Frommen.

Nach der Ansicht Belcredi's untersagte das Sistirungspatent jede Verhandlung über die Verfassungsfrage in den Landtagen diesseits der Leitha. Sie sollten erst abwarten, bis sich Ungarn und Kroatien über die ihnen zur Annahme vorgelegten Reichsgesetze ausgesprochen und von hoher Seite der Auftrag an sie ergangen wäre in die Berathung der „Verhandlungsresultate" einzutreten, mittlerweile aber die ihnen vorgezeichneten Grenzen einhalten. Die Reichsvertretung war dem gaugräflichen Staatsmann für immer abgethan, er anerkannte nur mehr die Landtage als die einzigen „legalen Vertreter" der cisleithanischen Königreiche und Länder. Um sie völlig mundtodt zu machen hätte er freilich auch jene Anordnung der Provinzialstatute sistiren müssen, die ihnen gestattete „über kundgemachte allgemeine Gesetze bezüglich ihrer Rückwirkung auf das Wohl des Landes Anträge zu stellen." Davon nahmen nun fast alle Landesvertretungen Anlaß ihren Beifall oder Schmerz über diese Rückkehr zum Alten auszusprechen. Nur in Tirol hielt man es für angemessen das Werk des Friedens in so ernster Stunde nicht zu beeinträchtigen und erntete dafür vom Regierungsvertreter das Lob politischer Reife.

Anders die Vorarlberger, die schon durch das Sinken des Werthes der Staatspapiere und Banknoten ihren Gewerbefleiß und Handel schwer getroffen fühlten. Die bei der Eröffnung des Landtags am 23. November 1865 über das Septemberpatent verlesene kaiserliche Botschaft veranlaßte eine Interpellation an den landesfürstlichen Commissär über den Zweck seiner Mittheilung, und als dieser die Sistirung der Reichsvertretung für einen „vollzogenen Staatsakt" erklärte, verlangten die Abgeordneten Wohlwend, Ganahl und Seyffertitz noch in derselben Sitzung die Ernennung eines Ausschusses zur Berichterstattung und Antragstellung betreffs der Rückwirkungen auf das Wohl ihres Landes.

Am 16. December stand die Verhandlung über eine Adresse an den Kaiser auf der Tagesordnung. Sie verwies auf das bei Erlassung der Februarverfassung gegebene Versprechen, das vierjährige Wirken des Reichsraths, die gefährliche Lockerung der Bande des Rechtes und Vertrauens, die schweren Folgen für die Industrie und Wohlfahrt des Landes, die Macht, Einheit und den Bestand des Reiches. Mit richtigem Vorgefühle erläuterte hiezu der Bericht, daß nur eine Reihe von Octroirungen und ein neuer Absolutismus in Aussicht ständen. Schließlich wurde der Kaiser um Aufhebung der Sistirung und Einberufung des Reichsrathes gebeten.

Noch vor Beginn der Debatte vertheidigte der landesfürstliche Commissär v. Barth den Standpunkt des Staatsministers. Der nöthige Ausgleich mit Ungarn habe die Maßregel herbeigeführt, und wäre erst dort und in Croatien die Februarverfassung angenommen, gelangte auch die Reichsvertretung wieder zu ihrer alten Geltung. Leider lieh gerade der Widerstand dieser beiden den Vorwand zur Sistirung. Der Wurm saß anderswo und es war ganz an der Zeit ihn mit scharfem Messer bloß zu legen.

Zuerst kam Carl Ganahl auf die finanzielle Frage zu sprechen. Die officiellen Scribler hätten mit den günstigen Bedingungen eines vom neuen Finanzminister abgeschlossenen Anlehens renomirt. Nun, er habe 61 für 100 erhalten, während noch vor zwei Jahren Geld für 94½ Procent zu haben war. Das sei der Wärmemesser des Vertrauens. Seit dem 20. September hätten die österreichischen Staatspapiere einen Minderwerth von 200 Millionen. Am 1. Mai 1861 sei feierlich vom Throne herab das Versprechen erklungen die mit den Grundsätzen vom 26. Februar gegebene Gesammtverfassung gegen jeden Angriff zu schützen, nur einiger Eljens hätte es bedurft einen Systemwechsel zu verkünden. Das Actenstück, das die neue Aera einleite, sei neben den Ministern auch von einem Manne gezeichnet, der zur Zeit des Sonderbundes den Bürgerkrieg geschürt und deshalb in der Schweiz zum Tode verurtheilt worden. Dort kenne man ihn unter einem Scheltnamen, in Wien heiße er Bernhard Ritter v. Meyer und werde zweifelsohne demnächst baronisirt werden. Es sei dies ein Zeichen, wie aufrichtig man es mit dem Fortschritte meine, denn der Umgang spreche nach einem alten Sprichworte auch für den eigenen Charakter. Wie man für die Volkswirthschaft besorgt sei, zeige der Handelsvertrag mit England, dem dabei der Löwenantheil zugedacht sei. Ein Verwandter des Handelsminister habe dessen baldigen Abschluß schon telegraphisch nach Manchester gemeldet; englische Pfunde wiegen schwer. Mit Recht hätte jener Metz aus Darmstadt am Schützenfeste zu Frankfurt die Oesterreicher Schmerzenskinder genannt, nun seien sie es noch weit mehr. Als guter Patriot rufe er: Das Vaterland ist in Gefahr!

Dagegen fand Rhomberg ganz im Sinne der Regierung das Februarpatent unausführbar, die Reichsvertretung, in so lange sie unvollständig, noch rechtsungiltig und ihre Sistirung nothwendig. Auch der Bischof glaubte mit ruhigem Gewissen der

Adresse angesichts ihrer Begründung nicht beistimmen zu können. Vom Gefühle seiner Pflicht durchdrungen gab nun Freiherr v. Seyffertitz seine Studien über die Lage. Der Vertreter des Volkes dürfe nicht schweigen, wo es sich um dessen heiligste Interessen handle. Die dynastischen Bestrebungen hätten aus Oesterreich kein Ganzes, die pragmatische Sanction, das Manifest Kaiser Franz I. vom Jahre 1804 keinen Staat im realen Sinne des Wortes geschaffen, das Kaiserthum wäre trotzdem nur ein geographischer Begriff geblieben. Auch der Völkersturm im Jahre 1848 hätte es nicht besser geeinigt. Der Reichstag sei wesenlos in den Sand verronnen und das ungarische Parlament habe durch den selbstmörderischen Beschluß, womit es die Dynastie der Krone verlustig erklärte, seine Constitution vernichtet, allein wenn auch die ganze absolute Machtfülle hierdurch zum Herrscher zurückgekehrt, vermöge sich doch der öffentlichen Meinung von ganz Europa gegenüber ein Staat auf der bloßen Grundlage des Absolutismus nicht zu halten, er gleiche einer auf die Spitze gestellten Pyramide. „Auf Bajonette kann man sich zwar stützen, aber sich nicht darauf setzen.“ Diesem Gedanken verdanke die octroirte Verfassung von 1849 ihren Ursprung. Einmal gegeben konnte sie nur in Uebereinstimmung mit dem Volke zurückgenommen werden, gleichwohl geschah dies am 31. December 1851 aus unbekannten Gründen. Der nun thatsächlich gewordene Absolutismus habe kein lebensfähiges Kind erzeugt, „provisorisch“ stehe mit glühendem Rachefinger jedem der Gesetze der fünfziger Jahre auf der Stirne geschrieben und aus dem Meere provisorischer Reichsgesetzblätter ragen nur zwei Felsklippen empor: das Concordat und das Heeresergänzungsgesetz. Doch auch diese Grundpfeiler vermochten dem Donnersturm von Solferino kein Halt zu gebieten. Da habe man nun in der Mitwirkung der Völker bei gemeinsamen Angelegenheiten eine neue Grundlage

für die Monarchie gefunden. Daraus ergebe sich, daß das Octoberdiplom und Februarpatent nur ein Ausfluß des allerhöchsten Willens seien und die ungarische Verfassung vom Jahre 1848 innerhalb des Rahmens des ersteren wiederhergestellt wurde; ein Widerspruch zwischen beiden beruhe sonach auf einem Trugschluß. Keine bessere Consequenz liege in der einseitigen Sistirung der Reichsvertretung, da auf das nicht sistirte Diplom dieselben Gründe paßten. Man habe sich eben zur vollen Sistirung nur nicht bekennen wollen. Ueber den Folgen schwebe zwar das Amtsgeheimniß, es werde sich aber wohl zum provisorischen Absolutismus der fünfziger Jahre entpuppen, denn vom Reichsrath scheine die Regierung schon jetzt nichts mehr wissen zu wollen, ihr gelten nur mehr die Landtage als die „legalen Vertreter“ diesseits der Leitha, und wenn diese zum gleichgewichtigen Ausspruch über das Ausgleichsproject mit Ungarn berufen werden sollten, müsse eine neue Octroirung erfolgen. Aus diesem Wirrsal gebe es nur eine Rettung, den Rechtsboden, die Verfassung. Nicht dynastische Interessen, nur jene der Völker könnten heutzutage staatsbildend auftreten, nur die Reichsvertretung zur Einheit führen. Man möge ja nicht den Schmeichelworten trauen, welche den Schwerpunkt des constitutionellen Lebens in die Landtage verlegen, diesen käme keine Geldbewilligung zu, man wolle nur die Artischocke blätterweise speisen. Wenn die Ungarn ihrem Eintritt in die Reichsvertretung ihr angebliches Recht auf Steuerbewilligung und Rekrutenstellung entgegensetzten, so dehne man es auch auf jene aus, getrennt müßten beide fallen. Um endlich auch der nationalen Freiheit gerecht zu werden, bedürfe es nur der politischen Centralisation mit administrativer Decentration. Die „freie Bahn“ dahin zu gelangen gewähre aber wieder bloß die Reichsvertretung. Nur keine Octroirung mehr, außer dem Rechtsboden der Verfassung walte nur Verwirrung, Chaos, Revolution. Dies

sei der Sinn der Adresse, die der Ausdruck eines verfassungstreuen Landes.

Bei der Abstimmung erklärten sich achtzehn Abgeordnete für und nur der Bischof mit seinem getreuen Rhomberg gegen die Adresse.

Die Freunde des Concordats sollten sich aber auch bei einer anderen Gelegenheit auszeichnen. Es handelte sich um Stipendien für Lehramtscanditaten. Der dafür niedergesetzte Ausschuß hatte es darauf abgesehen die Schule von den Fesseln, die sie bisher hemmten, zu befreien und wollte der Gemeinde einen entscheidenden Einfluß auf die Volksbildung einräumen. Dagegen erhob sich der fromme Bischof und verwahrte sich gegen jede Neuerung, welche die göttliche Mission der katholischen Kirche zum Unterricht der Jugend irgendwie schmälern könnte. Was helfe alle bürgerliche Tüchtigkeit, Kunst und Wissenschaft, wenn sie nicht auf das eigene und fremde Heil angewendet werde? Und wieder war es der rücksichtslose Carl Ganahl, der die nackte Wahrheit aufdeckte. An der Thatsache, daß die Kinder in der Volksschule nicht einmal das Nothwendigste lernen, trage vorzüglich der überwiegende kirchliche Einfluß Schuld. Das Hinderniß, das der Entwicklung der Bildung entgegenstehe, sei einer jener Krebsschäden, die zur Misere unserer Zustände so wesentlich beitragen, das Concordat. Das trieb dem eifrigen Seelenhirten die volle Gluth in's Antlitz. „Ich protestire feierlich," rief er seiner selbst kaum mächtig auf den Tisch schlagend, „gegen diese dem Concordat zugefügte Schmach und fordere alle treuen Katholiken auf sich meinem Proteste anzuschließen." Und als sich niemand zu seiner Unterstützung erheben wollte, setzte er sich von Schmerz überwältigt mit den Worten nieder: „Da hat man's!" Die empfangene Lehre wirkte nachhaltig, er wußte nun, wie er daran war.

Noch in der letzten Sitzung vom 30. December lief eine Zuschrift der Gemeinde Rankweil an den Landtag ein, die ihm

für seine freimüthige Haltung in der brennenden Frage des Gesammtvaterlandes dankte, und kurz nachher erhob sich ein wahrer Sturm von Zustimmungsadressen. Der Eifer dafür steigerte sich durch die in Wien gezimmerten Schmähartikel, die im amtlichen „Tiroler Boten" erschienen, mit jedem Tage. Schon hatten sich drei Städte, drei Märkte und sechs wohlhabende Dorfgemeinden der Bewegung angeschlossen, als plötzlich verlautete, daß die Annahme der Adresse vom Kaiser zurückgewiesen und der Landeshauptmann v. Froschauer, der schon nahe daran war seine vierzigjährige Dienstzeit zu vollenden, in seiner Eigenschaft als Statthaltereirath mit bloß zwei Dritteln seines Gehaltes pensionirt sei. Als Grund dafür galt die Gestattung der Redefreiheit, wodurch man den Faiseurs in Wien, namentlich jenem Bernhard Ritter v. Meyer, zu nahe getreten, und die Zulassung der Abstimmung über die Adresse. Die Vorarlberger antworteten auf diese Maßregelungen damit, daß sie zur Ergänzung der Pension ihres Landeshauptmannes die Zinsen von 17,500 fl. bestimmten und diese in österreichischen fünfprocentigen Staatspapieren bei der deutsch schweizerischen Creditanstalt in St. Gallen deponirten. Doch Froschauer wollte für seine Aufopferung nicht durch materielle Vortheile belohnt sein und keine Entschädigung annehmen, es kam also wieder davon ab; um desto eifriger regte sich aller Orten die Begeisterung für das Wirken des Landtags. Diesem Feuer glaubte man in Wien nicht nachdrücklich genug entgegentreten zu können. Auf hohen Befehl erging von der innsbrucker Statthalterei ein strenges Verbot solcher politischen Agitation, das den Gemeindevorständen, die noch so hochverrätherischer Gelüste verdächtig waren, von den Bezirksvorstehern vorgelesen werden mußte. Gegen die Verfasser und Unterzeichner der an den Landtag schon abgegangenen Zuschriften wurde aber das strafrechtliche Verfahren wegen Störung der öffentlichen Ruhe

eingeleitet. Am nachhaltigsten ging man diesfalls der Gemeinde Haardt zu Leibe, die ihrem Unwillen gegen den Verfassungsbruch den schärfsten Ausdruck gegeben. Nachdem man die wackern Leute drei Monate lang herumgeschleppt, fand man es schließlich doch für klüger vom Strafverfahren abzulassen unter dem Vorwande, daß zwar der objective Thatbestand des Verbrechens aber nicht die böse Absicht erwiesen sei. Die Freiheit, die man den Völkern Oesterreichs zugedacht, trat immer klarer zu Tage.

Die Vorarlberger hatten für diese Zeichen der Zeit ein gutes Verständniß und brachten beim nächsten am 19. November 1866 eröffneten Landtag einen Antrag auf geheime Abstimmung bei allen Landtags- und Gemeindewahlen ein. Der landesfürstliche Commissär, diesmal ein schon durch zwei Orden ausgezeichneter Volksmann, der k. k. Statthaltereirath Ritter v. Strele meinte zwar, die Regierung dürfte sich schwer entschließen vom einmal angenommenen Princip der Oeffentlichkeit abzugehen und die Ultramontanen, denen schlichte Offenheit bekanntlich über alles geht, hielten treu zu ihm, ja selbst ein Liberaler ließ sich vom Scheine berücken, allein Baron Seyffertitz trat der idealen Auffassung mit dem Spiegel der Wirklichkeit entgegen. Ehrenwerthe Leute hätten ihm ihr Leid geklagt, daß sie ihr Wahlrecht nicht ausüben könnten, weil sie zu abhängig seien, darum wollten sie lieber gar nicht wählen. Er hätte sich nie gescheut der Wahrheit öffentlich Zeugniß zu geben, aber der Leute, die sich einer freien Stellung in der Gesellschaft erfreuten, gebe es nicht viele. Wenn die Krone dem Principe der geheimen Abstimmung nicht huldige, wisse man eben, woran man sei, und der Grund, daß die weniger politisch gebildeten Völker im Osten die öffentliche nicht verworfen, spreche eben zu Gunsten der weiter vorangeschrittenen Voralberger. Ganahl erläuterte die Sachlage noch mit einigen Beispielen und stellte die Frage, ob wohl Gevatter Schneider und

Schuster, wenn sie die Einbuße einer Kundschaft befürchten, ob die Lehrer, Organisten und Küster nach ihrer inneren Ueberzeugung stimmen, insofern es öffentlich geschehe; der wahre Volkswille werde unter den gegenwärtigen Umständen nur durch die geheime Abstimmung ausgedrückt. Dieser Ansicht pflichteten auch Bickel, Wohlwend und die Majorität bei.

Der Rechenschaftsbericht über die vom Landesausschuß besorgten Geschäfte führte auf das Schicksal der Adresse. Bei der Stelle, wo das Bedauern über deren nicht erfolgte Annahme ausgedrückt wurde, erhob sich die Versammlung unaufgefordert von den Sitzen. Ganahl bemerkte hiezu, der Landtag habe hiedurch kundgegeben, daß er noch festhalte an den Gesinnungen, denen die Adresse Ausdruck gegeben, leider seien die dort angedeuteten Gefahren zur traurigen That geworden. Hiebei müsse er noch eines anderen Aktes erwähnen, nämlich der türkisch-belcredischen Maßregelung des Landeshauptmannes, die nicht blos in Vorarlberg, sondern in ganz Oesterreich bitter getadelt worden. Wiederholt habe der Sistirungsminister schon in den letzten Zügen gelegen, nun hoffe er dennoch, daß es ihm wie einem Lungensüchtigen im letzten Stadium ergehe, dem im Augenblicke neuer Hoffnung plötzlich die Lebenswerkzeuge den Dienst versagen. Dieses Gefühl des Unmuths betonte trotz wiederholter Einsprache des Landeshauptmanns das mittlerweile neu eingetretene Mitglied Dr. Jussel. Der Landeshauptmann gehöre dem Lande an. Diesem habe das Verkennen seines redlichen Wirkens wehe gethan, nicht auf offenem, geradem, ehrlichem Wege, nur durch im Finstern waltende Mächte sei es möglich geworden. Dem Redner selbst bleibe nur der Trost, daß das Recht doch noch zu Ehren kommen werde. Und als nun der Regierungscommissär die erfolgte Pensionirung auf die schiefe Stellung schreiben wollte, in die Froschauer als k. k. Statthaltereirath gekommen, warf ihm Freiherr v. Seyffertitz die Worte

Jacobi's hin: „Dies ist eben das Unglück der Könige, daß sie nicht hören wollen.“ Wenn das Schicksal Oesterreichs vor den Augen seines Geistes vorüberziehe, ersterbe ihm das Wort auf der Lippe, der Rest heiße Schweigen, denn schweigen ist die Lection für Könige. Nur der Bischof glaubte bei aller Achtung für den Landeshauptmann diesem Nachklang zur vorjährigen Adreßverhandlung nicht beistimmen zu können, denn sein Stillschweigen wäre nachträgliche Billigung; die Angriffe auf das Concordat wollten ihm nicht aus dem Sinne. Aber auch diesmal war davon wieder die Rede. Als nämlich hervorkam, daß der gnädige Fürstbischof von Brixen den Antrag seines Suffragans in Vorarlberg, wornach den Gemeinden auf die Verwaltung des Kirchenvermögens einiger Einfluß gewährt werden sollte, mit einem non possumus beantwortet, bemerkte Seyffertitz, daß auch das Concordat, obschon ein „Ausfluß göttlicher Eingebung,“ unter den hochgestellten Kirchenfürsten eine sehr verschiedenartige Deutung erfahre, er bedaure nur, daß Se. Excellenz der Staatsminister nicht in die Lage gekommen das Städtchen Bregenz wie im Mittelalter mit Knappen und Reisigen zu berennen und den trotzigen Bürgern das Kirchengut abzuzwingen.

Dem Ministerium der „freien Bahn“ sah man überhaupt scharf hinter die Karte. Es hatte eine im Vorjahre beantragte Abänderung der Landtagswahlordnung verworfen, die rücksichtlich der Ausschließung von den Wahlen dieselben Bestimmungen wie bei der Gemeindevertretung einführen wollte. Wenn man den landesfürstlichen Commissär hörte, lag der Grund davon nur in den Hindernissen, die noch der Vollendung des Strafgesetzes entgegenstanden. Baron Seyffertitz senkte aber die Sonde etwas tiefer. Daß von den Landtagswahlen allein auch jene ausgeschlossen, die sich eines Vergehens schuldig gemacht, bewirke die Furcht vor den politisch gefährlichen Leuten, namentlich solchen, die an den

Fußangeln des Preßgesetzes hängen geblieben. Man bedenke aber nicht, wie andere, die heute eines politischen Vergehens wegen verurtheilt worden, morgen verdienstvolle Männer sind und das Staatsruder lenken. Die Anspielung auf jenen im geheimen Amte Belcredi's thätigen schweizer Flüchtling war handgreiflich, sein Name wurde aber nicht wieder genannt.

Noch einen andern Anlaß die Reformpläne jener Volksbeglücker aufzudecken bot der Vorschlag über eine sogenannte Ergänzung des Landesvertheidigungsgesetzes. Die Landesschützen sollten künftig in Bataillons zusammengestellt werden und Majore, wahrscheinlich aus der Armee, zur Leitung erhalten. Dahinter stecke, meinte Seyffertitz, nur die beabsichtigte Umbildung eines bürgerlichen Institutes in ein militärisches. Es sei zwar gleichgiltig, in welcher Form man das Heer presse, so viel aber stehe doch nicht zu läugnen, daß nur ein gesunder Körper eine nervige Faust habe, nur die Ueberzeugung, daß es um den Staat gut stehe, stähle den Muth. Um sich gut zu schlagen, müsse das Heer national sein. Man einigte sich hiernach auf den Antrag, daß die Majore der Landesschützen, wenn sie der Armee entnommen würden, möglichst aus Offizieren des tiroler Jägerregiments gewählt werden mögen.

Die Volksvertreter in Bregenz liebten es sonst nicht an den Verband mit Tirol zu erinnern, betonten vielmehr, so oft sie konnten, des Landes Selbständigkeit. Der Grund davon lag nicht bloß im Geldbeutel, denn die 27,000 fl., die Vorarlberg aus den fünfziger Jahren an Marschauslagen von Tirol übernehmen mußte, waren alles, was diesfalls zur Sprache kam, sie schreckte die Last der clericalen Herrschaft, womit Tirol in so hohem Grade gesegnet ist und die mit jedem Tage auch westlich vom Arlberg mehr und mehr um sich zu greifen drohte. Auch ihr trat der Landtag männlich entgegen. Als man auf die Beschränkung des

Bettels kam, wofür die Seelsorger Freibriefe zu ertheilen pflegten, bemerkte Seyffertitz treffend, der eigentliche Succus des Vorrechts, das die Kirche im Namen des Christenthums bei Verschaffung wohlthätiger Spenden beanspruche, bestehe in der Dankbarkeit der Unterstützten, also wohl der Ausbreitung ihres Einflusses, und der Bischof sah sich schließlich genöthigt eine allgemeine Billigung solcher Freibriefe von sich abzulehnen.

Kurz vor dem Schlusse der Session brachte Seyffertitz noch eine Interpellation an die Regierung ein, welche Hindernisse denn im Wege stehen den Jesuiten das Staatsgymnasium in Feldkirch zu entziehen, worauf der Landtag schon im Jahre 1863 gedrungen hatte. Eine verfänglichere Frage konnte dem Staatslenker von damals kaum gestellt werden, denn jede Antwort, die ihm möglich war, hätte die völkerbeglückenden Pläne verrathen, die er so schweigsam im Busen barg.

Als nach seinem Sturze dem am 18. Februar 1867 zur Vornahme der Reichsrathswahlen versammelten neu gewählten Landtag das Manifest über die Rückkehr in verfassungsmäßige Bahnen vorgelesen wurde, begrüßten es alle Anwesenden als das Pfand einer besseren Zukunft. In diesem Sinne deutete man auch die Wiederernennung Froschauer's zum Landeshauptmann, der überdies bald nachher ohne sein Zuthun noch die Einräumung der vollen Pension und die Vergütung der ihm gemachten Abzüge folgte. Einen dunklen Schatten warf zwar vorerst die Durchführung der octroirten Wehrverfassung auf die neuen Zustände, man verschloß sich aber nicht der Ueberzeugung, daß sich auch diesfalls ein Wandel vollziehen und die Grundlage einer gesunden Wehrverfassung in der Zufriedenheit des Bürgers gefunden werden müsse. Ohne Debatte wurden Froschauer und Seyffertitz als Abgeordnete für den Reichsrath gewählt. Wie sich letzterer die Aufgabe Oesterreichs dachte, sprach er bei diesem Anlaß mit fol-

genden Worten aus: „Ein aufrichtiger Ausgleich zwischen den verfassungsmäßigen Rechten der beiden Hälften unserer Monarchie ist im Momente das einzige Mittel um den fortdauernden Bestand des Reiches zu sichern, um uns von den immerwährenden electrischen Schlägen der Furcht und des Schreckens zu befreien. Daß dieser Ausgleich nur auf verfassungsmäßigem Wege erfolge, daß hiebei das Verfassungsrecht der diesseitigen Hälfte der Monarchie ebenso gewahrt werde, wie das der östlichen, das, glaube ich, ist ein unabweisbares Postulat, um den Zweck, den höchsten Zweck, zu erreichen.“ Der ungetheilte Beifall der Versammlung gab dem Redner Zeugniß, daß er damit auch ihrer eigenen Meinung Ausdruck geliehen.

Die clericalen nordtirolischen Abgeordneten verstanden das Verfassungsrecht freilich anders, sie begriffen darunter nur ein Privilegium der Freiheit für sich und ihre Kaste.

Ein Gespräch auf der Brennerbahn.

„Dort hinter den Bäumen liegt wohl Tschötsch“, frug, als sich der Bahnzug von Brixen nach dem Süden in Bewegung setzte, auf das Mittelgebirge zur Rechten zeigend ein Mann, den man der Sprache nach für einen Norddeutschen halten mochte.

„„Ja, das ist Tschötsch““, erwiederte sein langer spindelhagerer Nachbar mit einem schwarz grauen Schnurbart, „„ein kleines Dorf mit wenigen Höfen.““

„Sie kennen also den Ort?“

„„Vom Wagen aus, im Vorbeifahren. Scheint er Ihnen so merkwürdig?““

„Er ist ja die Heimath Fallmereyer's, des geistreichen Fragmentisten, der Ihnen, falls Sie ein Tiroler sind, doch nicht fremd blieb.“

„„So viel ich weiß, hat er einige Bücher geschrieben,““ versetzte mit hämischem Lächeln der Hochgewachsene, „„und war bayerischer Professor.““

„Was Ihnen aber nicht zu seiner Empfehlung dient,“ ergänzte der Norddeutsche. „Wir kennen das. Auch die Bayern entdeckten einige Schwächen an dem wackeren Manne, wie in den „Herbsttagen“ von Ludwig Steub zu lesen, und glaubten sie zur

Wahrung des unparteischen Urtheils der Zeitgenossen vor der Mit- und Nachwelt aus seinen verborgenen Tagebüchern und vertraulichen Mittheilungen aufdecken zu müssen. Die Tiroler scheinen sich aber dessen gar zu schämen, daß ein so freier Geist aus ihren Bergen stammt."

„„Das liegt darin, daß sie überhaupt keine Freigeister sind.""

„O gewiß nicht, aber doch Deutsche, die als solche den Beruf haben frei zu denken."

„„Darüber ließe sich manches sagen. Zunächst so viel, daß jeder ehrliche Tiroler Dasjenige achtet, was auch andern heilig sein sollte. Was unsern Voraltern dafür gegolten, wollen wir bewahren für uns und unsere Kinder.""

„Vortrefflich! Doch man spricht auch von anderen Eigenthümlichkeiten, die Ihrem Lande so überaus lieb und werth sind, von gewissen Formen staatlicher Einrichtung, von denen es durchaus nicht lassen will, obschon sie draußen im Reiche und selbst in Oesterreich für abgethan gelten. Wer dies behauptet, heißt hier wohl ein politischer Freigeist."

„„Wir halten uns an das Erprobte und sind überzeugt, daß die Zeit noch kommen wird und muß, die unsere alten wohlerworbenen Rechte zu Ehren bringt.""

„Dagegen möchte ich nur bemerken, daß ein Tirol, wie Sie es wünschen, nur mehr der Geschichte angehört. Wie man sich auch dawider sträuben mag, Oesterreich, dem es staatlich, Deutschland, dem es dem Blute nach angehört, haben sich umgestaltet im Laufe der Zeiten. Eine Rückkehr zum Alten, zu seinen feudalen Verfassungen, die Ursache waren an der deutschen Zerfahrenheit, Spaltung und Schwäche, ist nachgerade unmöglich, und danken wir dafür dem Himmel, der es so gefügt. Wenn man jetzt wieder zu den Provinzialständen zurückkehrte in der ganzen Ostmark, wenn man sie zerlegte in so viele autonome Theile als es da

Königreiche und Länder gibt, sie stürzte zusammen wie ein Kartenhaus beim ersten Windstoß. Nur Einheit verleiht Stärke, und sie ist bedingt durch ein großes gemeinschaftliches Interesse, den Gegensatz des feudalen Princips, das nur die Unmündigkeit und Knechtung des Volkes will und darum Mißmuth und Haß erzeugt. Der laut ausgesprochene Wille einer ungeheueren Majorität in Oesterreich strebt nach socialem Fortschritt, nach voller gesetzlicher Freiheit der Person und des Eigenthums, nach Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte und der Fortbestand des Kaiserreichs ist nur dadurch verbürgt, daß es jedem Staatsbürger den Genuß dieser höchsten Güter des Menschen gewährt, daß es sich gleich ferne hält von der Militärherrschaft an der Spree wie vom Gewissenszwang an der Tiber. Darin gibt es auch für Tirol keine Ausnahme, wenn es nicht zurückbleiben soll in seiner Entwicklung."

„„Tirol ist stolz darauf, keinen Theil zu haben an dieser Freiheit. Was man heutzutage dafür ausgibt, ist die Aufhebung aller Rechtszustände, die Vernichtung der Selbstständigkeit der einzelnen Länder, die Unterdrückung der Kirche, mit einem Worte die Revolution. Diese hat Tirol jederzeit mit Entrüstung von sich gewiesen, es ist ein Fels in den Stürmen des Zeitgeistes, eine Burg, deren Besatzung aushält bis auf den letzten Mann.""

„Diese Behauptung scheint mir mit Ihrer Erlaubniß doch mehr als gewagt. Ich will der Stimmen gar nicht erwähnen, die sich auch aus Ihrem Lande in anderer Weise vernehmen lassen, soviel steht immerhin fest, daß sich noch kein Volk dem Drange nach Vorwärts auf die Dauer entziehen konnte. Ihm verdanken wir's, daß es keinen Stillstand gibt im Leben der Menschheit, daß sich ein steter Wandel vollzieht, selbst ohne daß wir es merken. Dafür dürfte es auch bei Ihnen nicht an Beweisen fehlen. Nebstbei hat sich auch an die Alpen eine Errungenschaft

geklammert, die jene hermetische Absperrung von ehedem schlechterdings aufhebt, ich meine den Schienenweg, den wir soeben befahren. Diese Bahn, die Tirol mit der ganzen Welt verbindet, führt ihm unablässig eine Menge verständiger Leute zu, die neue Anschauungen vermitteln, alte Vorurtheile widerlegen und mancherlei Stoff zum Nachdenken bieten. Dabei wird es nicht bleiben. Handelsverbindungen werden angeknüpft, Niederlassungen entstehen, Wasserkräfte und Brennstoffe erleichtern die Fabrikation, sie wird davon Besitz ergreifen wie in der Schweiz. In ihrem Gefolge befinden sich Zeitungen und Bücher, deren praktischer Werth ihnen Verbreitung schafft, das Bedürfniß allseitiger Bildung macht sich fühlbar, und ohne daß man es sich versieht, ist in der Denk- und Lebensweise ein Umschlag eingetreten, wovon man sich früher kaum träumen ließ. Auch die Wanderlust erwacht, und die Heimkehrenden bringen in ihrem Reisebündel nicht nur die Zeichnungen neuer Maschinen, sondern auch unsere Bibel mit. Geben Sie sich keiner Täuschung hin, der Geist entschwundener Jahrhunderte läßt sich nicht wie eine Mumie conserviren; was Sie Revolution nennen, ist nur die Folge des Triebes nach Fortbildung, den Gott selbst in uns gelegt, und kein Syllabus, kein Dogma, kein Concil zum stehen bringt."

„„Sie sind ein Protestant und sprechen, so gut Sie es verstehen. Weil Sie aber der heil. Schrift erwähnen, werden Sie sich auch an das Wort des Welterlösers erinnern, daß es am Ende aller Dinge nur eine Heerde und einen Schafstall gibt. Wir Katholiken halten fest an der einmal erkannten Wahrheit, jede Abweichung davon wäre ein Rück- nicht ein Fortschritt, dieser beruht nur auf ihrer Ausbreitung, daran zu mäckeln ist Wahnsinn.""

„Wenn ich mich recht entsinne, wurde dergleichen auch auf der letzten Katholikenversammlung in Innsbruck gesagt, es ist

dies ein Thema, das, zwar vielfach variirt, doch den eigentlichen Grund- und Eckstein bildet, worauf man in solchen Kreisen weiter baut. Man hätte zur Zeit Moses' und der Propheten mit eben dem Rechte behaupten können, daß es vom damaligen Gesetz und den Worten des Bundes, vom israelitischen Cultus und der Stiftshütte keine weitere Entwicklung, keinen Fortschritt gebe, und doch dürfte auch nach Ihrer Ansicht das Christenthum als solcher gelten, und zwar gerade in jener Richtung, die wir dem Heidenlehrer Paulus verdanken. Und welchen Schutt hat nicht das Mittelalter gerade auf die paulinische Lehre gehäuft, wie war nicht die Reformation eben so sehr ein Gebot der Moral als der Zeit, eine sowohl von Katholiken als Protestanten anerkannte Nothwendigkeit! Wir wissen, daß sich wie damals so auch jetzt die römische Curie sträubt die Auswüchse, die sich in Jahrhunderten polypenartig angesetzt, zu entfernen, daß sie sich jeder Sichtung des Fremdartigen vom rationellen Standpunkte entzieht, gleichwohl vernehmen wir von vielen, auch frommen Katholiken den Wunsch nach der Reinigung von solchen Schlacken. Daraus folgt nach meiner Meinung unwiderleglich, daß die Forschung nach der Wahrheit noch lange nicht ihr Ziel erreicht, daß überhaupt die Lösung ihrer Aufgabe so lange fortwährt, als es irrende Menschen gibt. Gerade Deutschland fiel diesfalls eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte zu. Hier erstanden jene Humanisten, die ihre Leuchte anzündeten in der Nacht des Mittelalters, hier begann der große Kampf der Vernunft mit der Scheinberechtigung der Form. Während die heiße Zone den Reizen der Sinnlichkeit, der warme Süden Europa's einer erhitzten Einbildungskraft nachhangen, hat der ruhige abwägende Verstand im kalten Norden seine Stätte gefunden. Seine Mission liegt in der Verbreitung der Früchte seines Forschens und Denkens nach allen Theilen der Erde. Er folgt darin nur einem Gesetze der

Natur, die ja auch seit Jahrtausenden immer fortschritt in ihrer Entwicklung. Unsere Nachbarn im Westen nennen uns ein Volk der Denker; mag darin immerhin ein Spott liegen, wir sind stolz auf diesen Beruf und hoffen durch dessen Erfüllung aller Welt einen Dienst zu leisten, der schließlich doch dem Geist zum Sieg über die Materie verhelfen wird."

„„So spricht der Unglaube, die Verblendung, der böse Geist des Jahrhunderts. Wir Katholiken kennen nur den einen Sieg im Zeichen des Kreuzes. Höher als alle weltliche Berechnung steht die übernatürliche Ordnung, sie beruht auf dem Glauben und auch Deutschland wird sie noch anerkennen. Die wahre, deutsche, nationale Idee ist christlich, sie ist katholisch. Nur auf diesem Boden wird seine Einigung gelingen, darin liegt die endgiltige Lösung aller Fragen der Zeit. Was sie Wissenschaft, Fortschritt nennen, ist die Philosophie der Leidenschaft, das Gegentheil von der Wahrheit. Eine Wissenschaft, die den Menschen zum Thiere herabwürdigt, die unter dem Schein der Wahrheit durch elende Lüge und Verleumdung die Herzen der Jugend verbildet und sie jedes sittlich religiösen Gefühls beraubt, eine solche Wissenschaft, wie sie heute in Deutschland vom Katheder herabgelehrt wird, ist eine erniedrigende Schmach unseres Vaterlandes und ihren Wirkungskreis müssen wir Katholiken beschränken. Auch jene Bourgeoisie, die mit ihrem Gewinn auf materiellem Gebiete prahlt, jener allein berechtigte Stand der modernen Gesellschaft muß gestürzt werden. Die Stände mit ihren vermittelnden Abstufungen müssen zurückkehren, damit auch der Friede in der Socialität wiederkehre. Mit einem Worte, die Herrschaft der Materie wie der sogenannten Intelligenz, jenes deutschen Professorenthums muß fallen und an ihre Stelle der alte Bau wieder aufgerichtet werden auf den Säulen der Kirche und des historischen Rechtes. Und damit Deutschland diesen seinen Beruf erfülle,

gilt es die Jugend katholisch heranzubilden, denn ihr gehört die Zukunft.""

„Die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, die über die morschen Reste des Mittelalters hinwegschritt und der geistigen Bildung der Gesellschaft, dem Staate ein neues Leben einhauchte, scheint für Sie gar nicht zu bestehen. Sie verschließen Aug und Ohr der Lehre der Vergangenheit wie der Gegenwart, Sie erachten es für überflüssig eine andere Stimme zu hören, als den Unkenruf jener Moore, die doch auch schließlich der Cultur anheimfallen werden. Fast möchte ich bezweifeln, ob Sie damit im Ernste Ihre Ueberzeugung aussprechen. Sei es aber darum, diesem Standpunkte gegenüber muß ich, selbst wenn der schrille Pfiff der Locomotive nicht daran mahnte, daß wir sofort Halt machen werden, darauf verzichten, noch weiter mit Ihnen zu rechten. Wenn es noch Leute gibt, die derlei Hoffnungen nähren, und leider geben Sie mir einen neuen Beweis davon, erachte ich es für ein Glück, daß ihnen auf Versammlungen, wie jener zu Innsbruck, Gelegenheit geboten sich auszusprechen. Wer Lust dazu hat, mag sie hören, schaden können sie nicht mehr. Ich kann sogar den Wunsch nicht unterdrücken, daß Alle, die wie Sie denken, noch öfter und unverholen ihrem gepreßten Herzen öffentlich Luft machen. Möge der Himmel Sie bewahren!"

Mit diesen Worten ergriff der Norddeutsche rasch den Wagenschlag und stieg die Stufen hinunter, während sich der Tiroler unwirsch auf der entgegengesetzten Seite dem Ausgang zuwandte.

Die Reichsrathsabgeordneten.

Die Tiroler vertreten im österreichischen Reichsrath die Clericalen und Feudalen, die reactionäre Partei diesseits der Leitha. Es fehlt nicht an volltönenden Phrasen, in die sie ihre unfreien Gelüste zu bergen wissen. Der Mann im Lodenrock und sein Volk seien die einzigen gewesen, die zu einer Zeit aufrecht gestanden, als sich im deutschen Vaterlande Groß und Klein vor dem Helden des Jahrhunderts niederwarf. Dagegen kömmt nur zu bemerken, daß Andrä Hofer durch Wort und That bewies, daß er bloß für „die heilige Religion" kämpfte, daß damals ganz Tirol aus Furcht vor der „ewigen Verdammniß" in Waffen stand. Ebenso streiten nun die Enkel jener Winkelriede von 1809 für das Freieste, was es geben kann, die katholische Kirche. Wir gönnen ihr den Vollgenuß der Freiheit, nur darf sie den Menschen nicht unfrei machen, nicht ihre Mitglieder beschränken in den höchsten und wichtigsten Rechten, nicht andere Confessionen sich unterwerfen wollen. Unter dies „caudinische Joch" möchten die nordtirolischen Abgeordneten ihr Vaterland und mit ihnen die Orakelfinder des „Volksfreund," die noch immer sehr mächtige Partei jener 25 Bischöfe, welche die bekannte Adresse dem Kaiser überreichten, ganz Oesterreich zwingen. Die Giovanelli, Greuter und Jäger sind nur ihre Organe und

Helfershelfer, die Partei selbst aber betrachtet den jetzt eingetretenen Umschwung bloß für eine Eintagsfliege, die sich im Dualismus selbst gefangen, Oesterreich muß nach seinem historischen Berufe bleiben, was es von jeher war, ein katholischer Staat. Sehen wir also zu, wie sich diese Propheten die Zukunft denken.

Den vollsten Ausdruck ihrer Theorie gibt uns der Freiherr Giovanelli, der Sprößling einer aus dem Bergamaskischen stammenden Kaufmannsfamilie, die jedoch durch spätere Kreuzung einen vorwiegend aristokratischen Charakter annahm. Dem half noch ihre Baronisirung nach, eine Belohnung ihrer Verdienste um Kirche und Staat, die sein Vater erwirkte. Bekanntlich sind solche Neulinge noch viel feudaler als selbst der Adel von altem Geblüt, wir haben es daher auch bei ihm mit jenen Anschauungen zu thun, die am kindlichen Mittelalter festhalten, wo es noch keinen Staat im modernen Sinne gab, der Fürst Land und Leute durch die Belehnung erwarb und nur die Privilegien und alten Gewohnheiten schützte. Menschenrechte kannte man nicht, das beweist schon die Leibeigenschaft, noch weniger staatsbürgerliche, denn diese hätten die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung bedingt. Das Ideal jenes Herolds der Lehenszeit ist also die Erhaltung der den einzelnen Ländern ehemals eigen gewesenen Einrichtungen und Rechtsinstitute, an die Krone sind sie nur durch die Huldigung (homagium vasalliticum) gebunden, wie diese umgekehrt an die Wahrung ihrer Selbstständigkeit. Diese Theorie auf das gegenwärtige verkommene Geschlecht angewandt gestattet von der Unabhängigkeit der Provinzen nur so wenig aufzugeben, als zur Machtstellung des Reiches nothwendig, in dieser allein besteht dessen Einheit. Allen Staatsbürgern gemeinsame Rechte gibt es nicht, darum ist jedes darauf bezügliche Reichsgesetz vorerst den einzelnen Landtagen zur Behandlung mitzutheilen; in Finanz- und anderen Machtfragen sollen ihre Abgeordneten nur eine be-

rathende Stimme haben um sich Beschlüssen nach der zufälligen Kopfzahl nicht zu beugen, darum bleibt es auch der Krone vorbehalten nach ihrer eigenen Weisheit den höchsten Ausspruch auf Erden zu thun. So denkt sich nach seinen eigenen Vorträgen im tiroler Landtag und Reichsrath jener Baronnet den Ausbau der Verfassung. Weil das Abgeordnetenhaus damit nicht einverstanden, ward ihm wiederholt vorgeworfen, es habe draußen die größere Zahl der Bewohner Oesterreichs, darunter „die Czechen, einen großen, mächtigen und sehr intelligenten Theil des Reiches“ gegen sich, eine Marotte, die in der Concordatsfrage durch Adressen aus allen Theilen der westlichen Reichshälfte schlagend widerlegt wurde.

Die Folgerungen aus diesem mittelalterlichen Staatsrechte führte der Vertreter des Feudalismus schulgerecht aus, wenn er sich zum sprechen verpflichtet hielt, was aber nur selten vorkam, denn er war aus guten Gründen „ein schweigsames Mitglied dieser Versammlung.“

Das erste Mal erhob er sich bei der Frage über die Abschaffung der Todesstrafe; da glaubte er schon als gereifter Jurist nicht an sich halten zu dürfen, freilich nur um zu zeigen, daß er noch ein Fremdling auf diesem Gebiete in den Forschungen der Gegenwart. Das Strafrecht war ihm keine menschliche Einrichtung, es brachte nur die Anforderungen des ewigen Rechtes zum Ausdruck, etwa wie die Gottesurtheile des Mittelalters. Nach seiner Meinung „gibt es kein Recht sondern nur eine Pflicht zu strafen,“ und der Zweck davon besteht in der Erhaltung „des Rechtszustandes in der öffentlichen Ordnung.“ Je größer der Riß darin, um so schärfer die Züchtigung, das größte Verbrechen muß sonach offenbar mit dem größten Uebel gebüßt werden, das ihm unbestreitbar der Tod schien. Bedenkt man, was solchen Leuten als ewiges Recht, als öffentliche Ordnung gilt, wird kein Zweifel erübrigen, für welche Eingriffe sie die Todesstrafe beibehalten wollen.

Um gegen das, was der Feudale Revolution nannte, an den Stufen des Thrones Schutz zu finden, schwebte ihm auch immer „das Gefühl der Treue und Anhänglichkeit“ auf den Lippen. So namentlich in der Debatte über die Einsetzung eines eigenen Ministeriums für die vom Reichsrath vertretenen Länder, wogegen er sich auf das alte Verfassungsrecht von Tirol stützte, das ihm geschrieben stand in hundert Bänden. Leider hatte selbst sein gelehrter Freund P. Jäger schon im tiroler Landtag gestanden, daß ihm die Detailkenntniß dieser öffentlichen althergebrachten Rechte fehle, seine Landsleute aber die Februarverfassung durch Beschickung des Reichsrathes angenommen und die Ultramontanen, darunter er selbst, in ihrer letzten Adresse sich darauf bezogen. Doch der sinnreiche Junker spielt gerne mit solchen Windmühlen und fällt nur dann aus der Rolle, wenn ihm plötzlich das Protestantenpatent durch den Sinn fährt, worauf er dann mit seinem constitutionellen Gewissen zu Rathe geht. Ein anderes Mal träumte ihm, er habe im tiroler Landtag die Umtriebe der revolutionären Wälschtiroler mit den freisinnigsten Anträgen bekämpft, während diese von seinen Gegnern ausgingen und er selbst im Comitee sich nur für den Stock und Belagerungszustand aussprach. Derlei Verstöße machen aber keinen Jesuiten schamroth, seine fromme Miene täuscht alle Welt. Darauf sündigte der biedere Freiherr so fest, daß er z. B. der Einführung des Grundbuchs etwa nicht wegen der Aufdeckung des Schuldenstandes gewisser vornehmer Leute sondern aus lauter Mitleid mit den armen Kleinhäuslern in Wälschtirol entgegenzutreten vorgab.

Bei der Verhandlung über das Delegationsgesetz saß er wieder hoch zu Roß. Das trockene Exposee dauerte lange, vielleicht zu lange für Leute, die an's Beten nicht gewohnt sind, endlich kam er doch zum Schluß und gab zu verstehen, daß die Delegirten eigentlich nur von den Landtagen gewählt werden könnten. Es

schwebte ihm dabei ihre Rechtscontinuität mit den alten Ständen vor, in deren Fußstapfen sie getreten waren, es galt ihr Steuerbewilligungsrecht zu wahren, jenes Recht zu zahlen, was Jahr für Jahr postulirt wurde, denn das Reichs- und Landesministerium sammt dem Reichsrath waren ihm schon im voraus dem Untergang geweiht. „Diese Maschine kann nicht gehen,“ rief er, „sie muß stille stehen, über kurz oder lang wird die größte Verwirrung eintreten.“ Daraus folgt von selbst, daß die Autonomie der Landtage wieder zu Ehren kömmt. Daß diese den Reichsrath auch behufs der Steuerbewilligung beschickt und die Delegationen nur ein Ausschuß des letzteren waren, fand beim Feudalen keine Gnade.

Ein anderes Capitel aus seinem Staatsrecht gab er bei der Frage über die Bedeckung der Zinsen der Staatsschuld. Die Zahlungsverpflichtung galt ihm bei allen Ländern als solidarisch wie bei Privatleuten, jedes derselben haftete für die ganze Last, somit auch Tirol für den vollen Betrag von 3000 Millionen. Daß bei Anlehen der Staat als solcher seinen Credit benützt, dieser aber auf der Macht und dem Vertrauen in seine rechtliche Leitung, nicht auf der ausgedehnteren Verpflichtung der einzelnen Theile beruht, stand freilich nicht im vasallitischen Katechismus. Auf Vernunft und Wissenschaft steht ja der Bann der Jesuiten. So meinte es auch Giovanelli's lustiger Knappe P. Greuter, ein Kapuziner ohne Kutte. Nach ihm führte alle Bildung zum Materialismus. Doch wir wollen ihn selbst seine Sprüchlein sagen lassen, er ist der Clown dieser finstern Gruppe.

Die Revision des Concordates löste ihm schon in der Adreßdebatte die Zunge. Trotz des den Bischöfen eingeräumten Ueberwachungsrechtes aller Lehranstalten und Lehrgegenstände war nach seiner Angabe dem Staate in „den eigentlichen Bollwerken der Wissenschaft, den Universitäten, die vollständigste Freiheit“ ge-

währt, die Beschränkung bloß katholische Lehrer anzustellen, galt nur den Mittelschulen und Gymnasien und in der Volksschule konnte man nach den Anforderungen katholischer Mütter die Kirche Gottes nicht entbehren. Auch die geistliche Censur, obwohl nicht einmal Belcredi dazu die Hand bot, schien ihm selbstverständlich. Gab es doch Allarmstangen in verschneiten Gegenden, Leuchtthürme für Schiffer und Todtenköpfe auf Gefäßen mit Gift in den Apotheken. „Sie sehen", schrie er, „wohin man kommt, wenn man die Sache übertreibt!" Trotz der anhaltenden Heiterkeit, die ihm sagte, daß er damit nur sich selbst getroffen, fuhr er noch fort zu demonstriren, daß die Kirche kein corpus vile für die Experimente des Liberalismus, „er wird auch in Oesterreich auferstehen dieser Löwe aus Juda".

Jeder andere hätte begriffen, daß ihn eine Ausdrucksweise, die, wie einmal der Präsident bemerkte, wohl vielleicht „in der Katholikenversammlung in Innsbruck am Platze war", hier nur dem Spotte preisgab, nicht so dieser coquete Sohn der Alpen. Gleich bei der nächsten Gelegenheit, der Frage über die Einsetzung eines Landesministeriums, prunkte er wieder mit einigen Kernsprüchen. „Eine vorlaute öffentliche Meinung", versicherte er, „habe an die Thore des Abgeordnetenhauses geklopft, damit es sich in eine Constituante verwandle, und jeder weiß, daß dies schon eine Thatsache geworden." Als ihn hierauf Freiherr v. Beust damit zurechtwies, daß vielmehr lange, ehe der Reichsrath zusammentrat, eine „stille geheime Meinung" sich vor die Thüre des Hauses gelegt um der Regierung zuzurufen: sie wisse nicht, was sie thue, da fuhr er erst recht los, warf dem Reichskanzler vor, die „laute Sprache" des tiroler Landtags, richtiger seiner clericalen Majorität, sei „in den ministeriellen Papierkorb" gewandert, und klagte, daß er und sein Anhang von der liberalen Presse „als schwarze Czechen, als Freunde der Rastelbinder und

Mausfallenhändler“ bezeichnet worden. „Wenn der Abgeordnete von Tirol“, versetzte der Ministerpräsident, „sich unzufrieden zeigt, daß er nicht die gleiche Antwort erhielt, wie die Landtage von Böhmen, Mähren und Krain, finde ich darin keine besondere Aufmunterung für künftige Fälle.“

Das war nun wohl ein ganz offener Hieb, dergleichen Greuter selbst auszutheilen vermeint, aber doch nicht derb genug um ihn von einem ferneren Debut abzuhalten. So stellte er dem Antrag eines neuen Ehe-, Schul- und interconfessionellen Gesetzes seine Lehre aus der Geschichte entgegen, daß die Macht der Kirche, so oft ihr ein gottgegebenes Recht entzogen werde, nur wachse. Die französische Revolution habe die Civilehe eingeführt, und zur Zeit des Convents sei sie dadurch geschlossen worden, daß die Brautleute dreimal um den Freiheitsbaum herumtanzten. „Da kam ein Napoleon und hat die Revolution überwunden und mit ihr die Freiheit, und dieser Napoleon hat die unterdrückte Kirche sozusagen aus den Catacomben hervorgeholt, weil er eingesehen hat, daß ohne kirchliches Leben auch kein Staatsleben möglich ist.“ In der Heimat der Glaubenseinheit mag dies der Religionslehrer am innsbrucker Gymnasium seinen Schülern vorsagen, anderswo in Oesterreich wünscht man eben eine Beschränkung der katholischen Kirche nach Maßgabe des von Napoleon abgeschlossenen Concordats. Jedenfalls wird daraus klar, warum dieser Mann so ungehalten über die Freiheit der Lehre. Doch sein dynastisches Gefühl entschädigt für alles. Senken wir daher auch bei diesem die Sonde etwas tiefer.

Es war bei der Berathung der Abänderung des Grundgesetzes für die Reichsvertretung, daß von nun an das unbedingte Recht der Steuerbewilligung dem Reichsrath übertragen werden sollte, während die Februarverfassung nur die Erhöhung der bestehenden und die Einführung neuer Steuern in seinen Wirkungs-

kreis zog. Der Antrag entsprach dem constitutionellen Princip, aber Greuter fand dadurch „ein Familienkleinod des österreichischen Volkes, die Achtung, die Ehrfurcht vor dem Rechte und der Majestät des legitimen Monarchen geschmälert, die geweihte Stätte vor dem Throne entheiligt, auf welcher alle Völker Oesterreichs brüderlich sich die Hände reichen.“ Der wahre Grund dieser ausschweifenden Loyalität schimmerte theilweise schon im Vortrage durch, worin gesagt wurde, „man könnte durch eine finanzielle Hungercur sozusagen die Krone zur Waffenstreckung vor der Macht des Parlamentes nöthigen und damit andere Zwecke erreichen, welche mit dem Staatshaushalte oft in gar keiner Beziehung stehen.“ Diese „anderen Zwecke“ verrieth er aber gleich Tags darauf, als er die äußern Angelegenheiten der Kirche, ja die alleräußersten in Gefahr sah und diese schließlich als ihre Güter bezeichnete. Dies also das Herz jener schillernden Redeblume.

Die Kirche war unserem Bußprediger ein Reich, zwar nicht von dieser Welt, aber doch mit eigener Gesetzgebung in bürgerlichen Fragen, der sich auch der Staat fügen muß, wenn überhaupt von ihrer Freiheit die Rede sein soll. Das Verbot eine Ehe einzusegnen, die nicht früher vom Staate als eine legale erklärt worden, hieß ihm die Spendung der Sacramente sistiren. Als es sich um die vorläufige Wiederherstellung der Vorschriften des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches über das Eherecht für Katholiken handelte, bezeichnete er jene, die sich den Anordnungen des trienter Concils nicht fügen und des diesfalls angedrohten Bannes ohngeachtet die kirchlichen Ehegerichte abschaffen wollten, schlechtweg als solche, „die mit ihrem Taufschein großartige Maskerade treiben“, und erlaubte ihnen „eine neue Kirche unter dem Patriarchate eines Mühlfeld zu stiften“, was ihm eine wiederholte Rüge des Präsidenten zuzog. Noch cynischer fuhr er

bei der Verhandlung über die Trennung der Schule von der Kirche mit einem „Pfui" dazwischen, als der Abgeordnete Schindler meinte, es sei nicht angezeigt die Wissenschaft vor den Richterstuhl der Kirche zu rufen in Erinnerung an die Scheiterhaufen Spaniens, die noch in neuester Zeit den berühmten Peter Arbues mit einem Heiligenscheine umgaben. Die freie Wissenschaft machte ihm überhaupt viel zu schaffen. „Der Mensch", meinte er, „besteht nach ihr ja nur aus Materie. Denken ist nichts Anderes als Phosphoresciren des Gehirns." Und da sich der Phosphor nur durch Speise ersetzt, werden die Liberalen sich wohl auch an fremde Tische und an ein Revolutiönchen machen. — Ließe sich nicht vielleicht umgekehrt behaupten, daß solchem Wetterleuchten nur etwas Phosphor zu Grunde lag? Mit einem nüchternen Verstande wenigstens ist es kaum zu vereinen.

Schließlich noch ein Nachspiel. Aus dem glaubenstreuen Tirol waren mehrere Adressen gegen das Concordat an das Abgeordnetenhaus gelangt, was den frommen Mann um so mehr schmerzte, als er erklärt hatte: ganz Tirol stehe hinter ihm. Um sich an dieser „sogenannten liberalen Partei", die er als solche gar nicht gelten lassen wollte, zu rächen, bediente er sich eines nicht gar feinen Kunstgriffes. Es war ihm von zwei Geistlichen in Deutschböhmen eine „Erklärung" zugekommen, die sich gegen die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses in kirchlichen Dingen aussprach. Obschon sie nun nicht an dieses adressirt war, wandelte sie doch Greuter in eine „Petition" um, indem er diesen Titel an die Stelle des früheren setzte, durchstrich mehrere Stellen davon, sowie die später von ihm selbst darüber hinaufgeschriebenen schärferen und überreichte dieses mißbrauchte Actenstück dem Abgeordnetenhause. Der Berichterstatter des confessionellen Ausschusses verlas den ursprünglichen noch sichtbaren Text der „Erklärung" und trug auf ihre Zurückstellung an den Abgeordneten Greuter

an, der hierauf erklärte, er sei damit vollkommen zufrieden, „denn da es jetzt zur Publicität gelangt, daß viele Männer mit den Grundsätzen des hohen Hauses nicht einverstanden sind, sei ihr Zweck vollkommen erreicht.“ Dieser war „zu beschimpfen und Scandal zu machen“, erwiederte ihm der Abgeordnete Schindler und erbot sich nebstbei ihm eine Menge Briefe zur Einsicht zu stellen, die über die Geschichte gewisser Petitionen zu Gunsten des Concordats Aufschluß geben. Da Greuter nur mehr zu einer thatsächlichen Berichtigung das Wort hatte und wegen dessen Mißbrauchs zurechtgewiesen wurde, beschwerte er sich unter andauernder großer Heiterkeit über seine Zwangslage und meinte, er „hätte noch sehr Vieles zu erwiedern“. Hierauf neuer gesteigerter Beifall. Der Pfeil prallte auf den Schützen zurück.

Der Dritte im Bunde ist P. Albert Jäger. Seines Zeichens ein Benedictiner und seit Jahren Geschichtsprofessor an der wiener Universität, hielt er es für seinen Beruf der unkirchlichen Majorität den Spiegel der Geschichte vorzuhalten. So gleich anfangs bei der Adreßdebatte. Nach ihm hatte es die „Unterjochung“ der katholischen Kirche im vorigen Jahrhundert verschuldet, daß sie die Wiedereinsetzung in ihre alten Rechte immer dringender forderte. Dies der Ursprung des Concordats. Die Kirche könne von ihrem Berufe nicht abgehen, ihr Recht für die ewige Bestimmung des Menschengeschlechtes zu wirken nicht vom Ermessen der Staatsgewalt abhängig machen. Nur mit diesem Vorbehalte stimmte er der Adresse bei. Sollte die Revision des Concordates dennoch versucht werden, meinte er später, versucht von jenen, die mit ihrer Kirche nicht in Uebereinstimmung sind, vielleicht einer Million gegen 25 Millionen Katholiken, so wäre sie nur im Wege der Verständigung mit der Curie anzustreben. Das Eherecht für Katholiken sei nach den Normen des trienter Concils ein für allemal festgestellt, ebenso der Einfluß der Kirche auf den Unter-

richt der katholischen Jugend geregelt. Davon verschieden sei die Frage, ob andern Confessionen durch neue Gesetze ein Dienst geleistet werde. Es mochte sehr sonderbar scheinen, daß der strenggläubige Benedictiner sich berufen fand den Anwalt der Evangelischen zu machen, allein es geschah nur um zu erwähnen, daß die katholischen Geistlichen noch lange nicht alles haben, was sie wünschen, wäre ihnen erst dasselbe gewährt, was jenen im Protestantenpatent — und das Concordat räumt ihnen doch fast die nämlichen Rechte ein — „dann würden vom Ortler bis zum Großglockner Freudenfeuer auf allen Bergspitzen leuchten." Europa tanze auf einem Vulkan, ehe noch zwei Jahre vorübergehen, werde es eine Blutlache bedecken, die Revision des Concordates sei unter solchen Verhältnissen nicht opportun, er seinerseits finde auch gar kein Gebrechen daran. Wenn man der katholischen Kirche zumuthe wesentliche Rechte aufzugeben, strebe man nach ihrer Vergewaltigung, man stehe auf dem Wege zum confessionellen Communismus.

Bei der spätern Verhandlung wegen der Abänderung des Grundgesetzes über die Reichsvertretung gestand er jedoch zu, daß der Staat ein Recht habe auf die Ehegesetzgebung, bei den Evangelischen und Israeliten ein unbedingtes, weil sie ihr materielles und formelles Eherecht noch gar nicht festgestellt, bei den Katholiken ein bedingtes, weil bei ihnen die Ehe dogmatischer Natur, über ihre Giltigkeit habe die Kirche zu entscheiden, dem Staat hingegen stehe nur frei diejenigen zu strafen, die mit Umgehung der bürgerlichen Gesetze eine Ehe schließen.

Eben so beschränkt dachte er sich die Competenz des Staates gegenüber der Schule. Da dieser weder Lehrer noch Erzieher, weder Producent noch eine Auctorität ist, erstrecke sich sein Recht an den Universitäten nur bis zur Bestimmung der Brotstudien, an den Volks- und Mittelschulen aber hätten vor allem die Aeltern

und die Kirche das Recht zur Leitung des Schul- und Erziehungswesens, dann erst die Gemeinde und zuletzt der Staat. Der Einfluß der Kirche auf die Schule sei ihre göttliche Mission, ihr historisches und natürliches Recht. Dem Staat bürdete er nur die Pflicht auf dafür zu sorgen, daß die Jugend der Religion nicht entfremdet, die Kirche in ihrem Rechte nicht gestört werde. Hiernach wären die jesuitischen Convicte echte Musterschulen, da sie nicht nur die der Autorität so gefährlichen Naturstudien möglichst beseitigen, sondern auch allen übrigen eine kirchliche Richtung geben. Mit der modernen Naturforschung konnte er überhaupt gar nicht fertig werden, immer kam er wieder auf den Unterschied zwischen der darwin'schen und katholischen Lehre zurück. Bei der Schöpfungsgeschichte in die Enge getrieben gab er am Ende doch zu, daß besser unterrichtete Katholiken nicht mehr an eine „Schöpfung in sieben Tagen von je vierundzwanzig Stunden" glauben. Diese Worte hatte ihm sein böser Genius eingeflüstert, denn kaum waren sie gesprochen, bemerkte Schindler, P. Jäger habe nun selbst „eine Bresche in die Lehren der Bibel geschossen". Wie er denn noch verlangen könne, man solle die Entstehung des Menschengeschlechtes genau nehmen nach ihrer Lehre „von dem einen Manne und von dem einen Weibe, von dem einen Apfel und von der einen Schlange?" Wer offene Augen habe, werde sehen, daß man es hier nur mit einem „Symbolum" zu thun habe, auch gehe ja „die nüchterne historische Kritik" weit hinter die Entstehungszeit der fünf Bücher Moses' zurück, deren Aufzeichnung, wie wir hinzufügen möchten, erst die Bekanntschaft mit der zur Zeit ihrer angeblichen Entstehung noch gar nicht erfundenen phönizischen Buchstabenschrift möglich machte. Die Wirkung dieser Beweisführung war so eindringlich und nachhaltig, daß selbst der verbissene Historiker es nicht mehr gerathen fand vor solchen Zuhörern ein Publicum zu lesen.

Ueber die andern tirolischen Dunkelmänner können wir uns kürzer fassen. Degara, der Probst von Arco, sprach nur zweimal, jedesmal wälsch und immer im Sinne des non possumus. Durch die Wiederherstellung des früheren österreichischen Eherechtes wurde ihm ein Concubinat eingeführt, das um so gefährlicher, als es durch die gesetzliche Sanction unausrottbar wäre. Ein solches Gesetz nannte er „tyrannisch“, da katholische Bürger auch katholische Gesetze, namentlich solche verlangen könnten, „die ihrer Geistlichkeit in der Ausübung ihrer Berufspflichten nicht hinderlich sind und die Familienväter nicht zwingen eine ungesetzliche Ehe ihrer Kinder als gesetzlich anzuerkennen“. Wenn man dem Volke nicht Gesetze gebe, die mit den kirchlichen in Einklang stehen, möge man kurz aussprechen, daß die Religions- und Gewissensfreiheit für alle bestehe, nur nicht für die Katholiken. Eben so ungerecht fand er die Entziehung des Einflusses der Bischöfe auf die Schule. Dies sei nicht nur ein Vertragsbruch, sondern ein Frevel an dem der katholischen Kirche von ihrem göttlichen Stifter verliehenen Rechte. — Je näher an Rom, desto finsterer der Clerus. — Die beiden Aebte Wiesler und Pockstaller ließen sich nur einmal hören um ihre Anwesenheit in der Versammlung zu rechtfertigen. Man hatte ihnen vorgeworfen, daß sie nur Virilstimmen und dem adeligen großen Grundbesitze als dessen Vertreter von den Clericalen aufgedrungen waren. Mit nichten, erwiederten sie, ihre Stifte bezahlten mehr Steuer als jene zehn Großgrundbesitzer in Tirol; eine Legitimation durch Intelligenz schien ihnen unnöthig. Der Advocat des Fürstbischofs von Brixen endlich, Dr. Planer, der letzte in dieser clericalen Gruppe, vermied jeden Anlaß auf irgend eine Probe einzutreten und suchte seinen Ruhm nur darin schweigend an ihren Triumphen theilzunehmen.

Die wälschtirolischen Abgeordneten hielten sich beide zur liberalen Partei im Abgeordnetenhause, Dr. Leonardi freilich nicht

immer. Wir möchten dies aber mehr auf einen Rest von alter österreichischer Schulweisheit als auf einen Mangel an constitutioneller Gesinnung schreiben. So gleich anfangs seine Abstimmung über die Abschaffung der Todesstrafe, bei der er noch die alte Abschreckungstheorie vor Augen hatte, und später bei der Civilehe, die er „nach den dogmatischen Lehrsätzen der katholischen Religion“ nicht von den kirchlichen Formen zu trennen wußte. Besseres Verdienst erwarb er sich durch einen Antrag, zu Gunsten der Gemeindegenossen *), wodurch auch ihnen das active und passive Wahlrecht zur Gemeindevertretung eingeräumt wurde. Das Haus erhob ihn zum Beschlusse, dem auch dessen Aufnahme in den Artikel IV. des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger folgte. Später machte er sich noch, namentlich bei der Debatte über das Delegationsgesetz, um seine Heimat verdient, indem er dessen Beziehungen zu Tirol benützte die verschwommenen Pläne eines Giovanelli, welche die Theile über das Ganze stellten, in ihrer armen Blöße zu zeigen und die bisherige Nachsicht der Regierung mit der lichtscheuen Partei eines Näheren darlegte. Die Anmaßung jenes Baronnets ging aber selbst im Reichsrath so weit, daß er sich und seine Genossen allein für „die Stimme des Landes Tirol“ ausgab. Dieser Hochmuth blieb nicht ungeahndet. Nicht nur daß Leonardi zu verstehen gab, auch Wälschtirol sei hier vertreten und werde sich nicht ihrem Willen fügen, Baron Prato, der zweite wälschtirolische Abgeordnete, meinte sogar, sie verständen sich auf die dortigen Verhältnisse nicht besser als er auf jene von China, und erklärte rundweg, seine Landsleute seien zwar dem Kaiser und dem Reiche treu ergeben, jedoch nicht unter der Bedingung, daß sie von Innsbruck aus bedrückt würden. Was noch insbe-

*) S. Seite 177.

sondere das Ultimatum der Stocktiroler, die bekannte Adresse der Clericalen am letzten Landtage betreffe, hätte sie von den Wälschtirolern niemand unterschrieben außer dem Bischof von Trient und dem Domprobst Degara.

Je größer die Niederlagen und Beschämungen waren, welche die Ultramontanen aus Tirol vor ganz Oesterreich erlitten, desto eifriger bemühten sich ihre Helfershelfer in der Heimat die wackern Vorkämpfer Greuter, Giovanelli und Jäger durch wohlfeile Künste auszuzeichnen. Eine beträchtliche Anzahl von Landgemeinden mußte sie zu Ehrenbürgern ernennen, und als die ersteren beiden Ende December 1867 auf kurze Zeit aus Wien zurückkehrten, holten sie ihre Brüder von der innsbrucker Loge in Kufstein mit einem Separatzuge nach der Landeshauptstadt ein und bereiteten ihnen ein Festmahl.

Wenn diese Armuth des Geistes, diese Schwärmerei für hohle Träume, dieser Wahnsinn, der seine Fesseln küßt, im neunzehnten Jahrhundert noch Platz hat auf deutscher Erde, klebt in der That doch mehr Schein daran als Wahrheit. Die Mehrzahl der Tiroler sind von der Natur mit ebensoviel Verstand begabt, als irgend ein anderer deutscher Stamm, sie kennen auch ihre lieben Freunde voll edler Absichten auf ihre Taschen für Messen, Processionen, Wallfahrten, Kirchenpracht, Legate, Stiftungen, Brüderschaften, Vereine und wie sie alle heißen die Assecuranzen für die ewige Seligkeit. Sie haben offene Sinne für das stille Wirken ihrer Hirten, das Gepolter auf den Kanzeln und die Hetze der clericalen Blätter. Vergleicht man den Fanatismus im Jahre 1809 mit der jetzigen Stimmung des Landvolkes, so hat er sich trotz aller Sorge für seine Conservirung doch um ein Merkliches abgekühlt. Daran daß gleichwohl Leute wie die Genannten zu Volksvertretern gewählt werden, trägt wesentlich die Regierung Schuld. Stets ging sie hier mehr noch als

anderswo in Oesterreich Hand in Hand mit dem Clerus, der ihr zu verstehen gab, er und kein anderer sei Herr im Lande. Soll es nun wohl so fortgehen wie früher? Will man jetzt, nachdem die Bande des Absolutismus gelöst sind, der schwarzen Cohorte noch einen Freibrief ertheilen zum geistigen Drucke? Man gebe dem Volke eine Erziehung, wie es sich für die Bewohner eines freien Staates schickt, Schutz gegen seine clericalen Dränger, eine liberale Presse, die es aufklärt über seine wahren Interessen, bildet und selbstständig denken lehrt, und Tirol wird in kurzem aufhören das gepriesene Land der Finsterlinge zu sein. Auf den Bergen, wo nach dem Dichter die Freiheit wohnt, soll nicht länger die Schmach lasten, daß sie ein Häuflein Zuaven stellen für den Pact um römische Herrschaft.

Inhalt.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.